

Die Zwillingenbrüder.
Roman von
August Schrader.

Leipzig,
C. W. Vollrath.

1. DIE HOCHZEIT.

Gegen Mittag hielt eine Reihe glänzender Equipagen vor dem Portale des Doms in der Residenz M*. Die Kutscher und Bedienten standen plaudernd neben den Pferden, während in den gothischen Hallen der Kirche die Töne der Orgel brausten und der Sängchor des Doms eine Motette aufführte. Noch immer kamen neugierige Herren und Damen, die rasch die Kirche betraten. Wir sagen ›neugierige‹ Herren und Damen, denn es handelte sich nicht darum, dem Gottesdienste beizuwohnen, sondern Zeuge eines Schauspiels zu sein, das wirklich zu den Seltenheiten gehörte. Die Tochter des reichsten Bankiers der Hauptstadt, eine junge Dame von wunderbarer Schönheit, ward mit einem jungen Gardeoffizier vermählt. Otto von Ravenstein stammte aus einer alten gräflichen Familie und besaß, so erzählte das Gerücht, außer seinem Wappen und seinem Degen nichts als Schulden, die nun der enorm reiche Schwiegervater bezahlen würde. Die Damen der Stadt wollten wissen, daß die Aussteuer der schönen Gabriele, so hieß die Braut, mehr als hunderttausend Thaler gekostet habe; es ließ sich dies kaum bezweifeln, da Gabriele die einzige Tochter eines Mannes war, der über Millionen zu gebieten hatte. Der Pomp, der bei der Trauung entfaltet wurde, entsprach dem Reichthum des Bankiers; wir schildern ihn indeß weiter nicht, und berichten nur, daß die Ceremonie, die zwei liebende Wesen für das ganze Leben mit einander verbindet und ihre Liebe der Welt gegenüber legalisirt,

ohne Störung vollzogen ward. Posaunen und Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, der Organist spielte mit allen Registern und der Chor sang aus Leibeskräften ... da erschien das Brautpaar in dem Portal, auf Blumen wandelnd, die weißgekleidete Mädchen streuten. Rechts und links bildeten die Neugierigen undurchdringliche Wände, und mehr als ein Ruf der Bewunderung und des Staunens ließ sich vernehmen. Den Neuvermählten folgte der Bankier, ein stattlicher und stolzer Mann mit ergrautem Haare. In dem Knopfloche seines schwarzen Fracks trug er ein farbiges Bändchen ... an der Börse erzählte man, Roland habe einem kleinen deutschen Fürsten, der sich in großer Noth befunden, eine Anleihe vermittelt, und dafür nicht nur gute Zinsen, sondern auch einen Orden erhalten. Vielleicht war der Bankier stolz auf diesen Orden. Die Herren und Damen, die sich in dem Brautzuge befanden, gehörten zumeist der Geldaristokratie an; Uniformen sah man nur wenige. Der Bräutigam selbst trug feine Civilkleider; er hatte am Tage der Trauung den nachgesuchten Abschied aus der Armee erhalten.

Die jungen Gatten und die Gäste, eine sehr zahlreiche Gesellschaft, hatten die Equipagen bestiegen; die Bedienten schlossen die Schläge, schwangen sich zu den Kutschern auf den Bock und die lange Reihe rasselte über das Pflaster der Hauptstraße der Residenz, zum Thor hinaus nach der eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Villa, die als ein Muster von Reichthum, Eleganz und

Geschmack gepriesen ward. Man wußte, daß die bedeutendsten Künstler die Wandgemälde in jenem Landhause ausgeführt hatten. Dieses Landhaus bildete einen Theil von der Mitgift der Braut. Es lag reizend am Saume eines Feldes eines herrlichen Eichenforstes, der ebenfalls Besitzthum des Bankiers war.

Das Thor in dem hohen Eisengitter war festlich geschmückt; es bildete eine Ehrenpforte mit der aus Blumen gebildeten Inschrift: ›Willkommen daheim!‹ Der Weg von dem Thore bis zu dem stattlichen Hause war mit Blumen bestreut und rechts und links durch Flaggen abgegrenzt. In dem Augenblick, als die Wagen hielten, donnerten Böllerschüsse, die im Parke abgefeuert wurden; und ein im Hofe aufgestelltes Musikchor begann zu spielen. Unter den festlichen Klängen eines Marsches bewegte sich der Zug, an dessen Spitze das Brautpaar schritt, über den Hof, die Stufen der Freitreppe hinan in den geräumigen Saal, der den größten Theil des Erdgeschosses einnahm. Auch hier durfteten Blumen in reicher Fülle, Blumen der seltensten Art, die der Park und das Gewächshaus geliefert hatten. Die Veranda, die nach dem großen Parke hinausging, war geöffnet und mit lebensgroßen Statuen geschmückt; prachtvolle Teppiche bedeckten den Boden derselben und Gewinde von duftendem Eichenlaube verbanden die Säulen, die ein farbiges Glasdach trugen. Diese Räume, die von dem Reichtum des Besitzers zeugten, nahmen zunächst die Gäste auf. Nachdem das junge Paar die üblichen Glückwünsche empfangen, zog es sich in die Gemächer des ersten Stocks

zurück. Bediente in reicher Livree servirten Erfrischungen in silbernen Gefäßen. Das Orchester, das sich in einem eigens dazu erbauten Pavillon vor der Veranda befand, spielte heitere Kompositionen der beliebtesten Meister. Ein Zimmer im linken Flügel des Erdgeschosses ward geöffnet . . . es enthielt die Hochzeitsgeschenke, die hier zur Schau ausgestellt waren. Es ist nicht möglich, alle die Herrlichkeiten aufzuzählen, die sich in wohlgeordneten Gruppen zeigten. Man wäunte einen Juwelierladen zu sehen, dessen Besitzer Alles aufbietet, um Käufer anzulocken. Mit Kleinigkeiten hatten sich die Geber nicht befaßt; überall glänzten die werthvollsten Gegenstände.

Der Bankier Roland war Wittwer, der Tod hatte ihm die Gattin schon vor fünf Jahren entrissen, seit dieser Zeit lebte eine Schwester bei ihm, die das Hauswesen leitete. Sabine, so hieß diese Schwester, hatte das Glück der Ehe nie genossen, obgleich sie schon neunundvierzig Jahre zählte und, wie das Gerücht sagte, ein beträchtliches Vermögen besitzen sollte; Leute, die es wissen konnten, behaupteten, Sabine habe eine halbe Million in dem Geschäfte des Bruders angelegt . . . trotzdem war sie noch Jungfrau. Dieser Umstand findet seine Erklärung, wenn man die Dame ansieht. Sabine war nicht etwa häßlich, nein, sie hatte sogar einen schönen Kopf, lebhaft blaue Augen, eine edel gebogene Nase, seinen Teint, prachtvolle weiße Zähne, einen schön geformten Mund und eine alabasterweiße Stirn, die von starken hellblonden Haaren eingerahmt ward . . . aber Mutter Natur hatte für ihren Wuchs schlecht gesorgt . . . die arme Sabine

war bucklicht. Ihre rechte Schulter war auffallend höher als die linke und auf dem Rücken zeigte sich ein spitzer Höcker, den weder die Haltung des Körpers noch die Kunst der Toilette zu verbergen im Stande war. Die blonde Jungfrau wäre sicherlich eine schlanke, stattliche Dame geworden, wenn ihr Wuchs sich ordnungsmäßig entwickelt hätte . . . wie wir sie jetzt sehen, war sie ein unförmliches Wesen, dessen um lange Arme und Hände mit dem kurzen Körper nicht harmonirten; ihr Kopf lehnte sich an die erhöhte Schulter, so daß der Hals nur nach einer Seite sichtbar blieb, und der Höcker reichte bis in den Nacken. Wie alle verwachsenen Menschen maßlos eitel sind, so war es auch Sabine: sie trug ein prachtvolles Kleid von brauner Seide und einen langen Ueberwurf von den theuersten Spitzen. Durch das meisterhaft coiffirte Haar schlang sich eine Schnur der seltensten weißen Perlen und den Hals schmückte ein Collier, dessen Werth nach Tausenden zählte. Dem entsprachen die strahlenden Bracelets, die breit und voll die hageren, knöchigen Handgelenke einschlossen. Die Ohrgehänge waren von auffallender Größe und blitzten, wie der übrige Schmuck, von Diamanten. Die Schleppe des faltenreichen Kleides hatte geradezu einen kolossalen Umfang. Hätte der Reichthum und die Intelligenz der feinen Gesichtszüge den Eindruck dieser Toilette nicht gemildert,

man würde die Schwester des Bankiers für lächerlich gehalten haben, zumal da sie stets mit einem Aplomb auftrat, der sich für eine majestätische Gestalt schickte. Damen und Herren sprachen respektvoll mit ihr, sie brauchte sich nur zu zeigen, um sofort die allgemeine Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen. Sabine galt für geistreich, und sie war es auch; ihre Sarkasmen fürchtete man in demselben Grade, als man ihre Witze gern hörte.

Während Roland sich mit den Herren beschäftigte, führte Sabine die Damen in das Zimmer, das die Brautgeschenke enthielt; sie bezeichnete die einzelnen Gegenstände und sprach sich mit Geist und Laune über die Verwendung derselben aus.

So verfloß eine Stunde.

Da erschien das Brautpaar wieder.

Gabriele hatte die Toilette gewechselt; sie trug ein weißes Kleid von durchsichtigem Stoff, dessen Stickerei Bewunderung erregte. Ein weißer mit Gold durchwirkter Schleier floß von dem Haupte bis zur Erde hinab. Der Myrthenkranz in dem dunkelblonden Haare war ein Meisterstück. Wenn das Gerücht die Braut als eine der ersten Schönheiten der Residenz bezeichnet, so hatte es nicht übertrieben. Die Natur hatte die kaum einundzwanzigjährige Gabriele mit Vorzügen ausgestattet, die sie nur selten den Sterblichen verleiht. Der Bräutigam, Otto von Ravenstein, war eine echt männliche aristokratisch schöne Erscheinung; er zählte siebenundzwanzig Jahre, hatte ein frisches, edles Gesicht und zeigte in Haltung und

Benehmen den ritterlichen, gebildeten Offizier. Die Kameraden hatten ihn bisher hochgeachtet, sie würden ihn für völlig makellos gehalten haben, wenn er sich die Frau nicht aus dem Bürgerstande gewählt hätte. Diese Mesalliance, wie sie von den Edelleuten genannt wurde, trübte den Nimbus des alten Stammbaums und warf überhaupt ein nicht vortheilhaftes Licht auf den jungen Grafen, der sich durch das große Vermögen des bürgerlichen Kaufmanns hatte verblenden lassen. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß sich wenig Offiziere unter den Gästen befanden; die, welche der Einladung zum Feste gefolgt, waren bürgerlicher Abkunft und schätzten den Bräutigam seiner vortrefflichen Eigenschaften, nicht seines gräflichen Standes wegen. Das Erscheinen der jungen Eheleute brachte neue Bewegung in die Gesellschaft; die Damen gruppirten sich um Gabrielen, die Männer um Otto, der Allen freundlich die Hand drückte. Nun wurden Ueberraschungen mancherlei Art ausgeführt; eine Jugendfreundin Gabriele's trug ein scherzhaftes Gedicht vor und überreichte ein sauber gesticktes Pantoffelpaar, das sich in einem prächtigen Etui befand. Daß es an geeigneten Anspielungen auf diese Fußbekleidung nicht fehlte, bedarf wohl der Erwähnung nicht.

Ein Freund zog den Bräutigam bei Seite.

– Otto, ich muß Dich auf einen Umstand aufmerksam machen, der allgemeine Mißstimmung erzeugt, wenn er bekannt wird.

– Was ist es?

– Folge mir in das Zimmer, das die Hochzeitsgeschenke enthält.

– Hat man einen Raub ausgeführt?

– Nein.

– Kümmern wir uns doch nicht darum!

– Es ist nöthig, Du mußt es wissen. Der Zufall führte mich in jenes Zimmer und ich entdeckte ein Geschenk, das nicht zu den übrigen paßt. Ich werde es, aber nur mit Deiner Bewilligung, entfernen.

Der Freund Arnold Bertram, war ein bürgerlicher Offizier, der Otto von Ravenstein wie einen Bruder liebte. Beide hatten schon seit Jahren in den intimsten Verhältnissen gelebt und waren sich Rathgeber und Helfer gewesen.

Arnold Bertram ergriff den Arm des jungen Gatten und zog ihn mit sich fort. Der Zufall wollte es, daß sich in dem Zimmer außer den beiden Männern Niemand befand. Der Freund schloß die Thür.

– Otto, sagte er, wir sind allein ... Du mußt jetzt bekennen, daß Dich ein Geheimniß drückt ... Mir mußt Du es bekennen, Deinem besten Freunde ...

– Du sprachst von einem Gegenstande ...

– Der mir mit Deinem Geheimnisse in Verbindung zu stehen scheint.

– So zeige ihn doch! bat ungeduldig der Graf.

– Um ihn den Blicken der Beschauer zu entziehen habe ich ihn hinter jene Silbervase gelegt.

Arnold schob die Vase bei Seite.

Der Graf starrte bestürzt das seltsame Hochzeitsgeschenk an, das hinter dem großen glänzenden Gefäße verborgen gewesen. Es war ein kleines Grabmal von schwarzem Marmor, das in einer Lage grünen Moores ruhte. Auf dem Marmor stand in Goldschrift: »*memento mori.*« Darunter zeigte sich ein auf zwei Knochen gelegter Totenkopf. Unter dem Totenkopf las man deutlich die Worte: »Den 3. Juli 18**« Es war dies der Hochzeitstag des Grafen.

– Freund, flüsterte Arnold Bertram dringend, Du vermutest den Geber dieses Hochzeitsgeschenkes ... gestehe es mir, ich bitte Dich!

Otto hatte Mühe, seine Bestürzung zu verbergen.

– Ja, murmelte er, ich vermuthe ihn!

– Das Geschenk hat für Dich eine tiefe Bedeutung ... Auch das ist wahr!

– Und wer ist der Geber?

– Mein Bruder mein Zwillingbruder Julian!

– Ich habe es mir gedacht!

– Hast Du ihn unter den Gästen gesehen, Arnold?

– Hier nicht; wohl aber glaube ich ihn in der Kirche bemerkt zu haben; er stand, sehr einfach gekleidet, hinter einem der großen Pfeiler ... sein Gesicht war bleich und abgezehrt, als ob er von einer schweren Krankheit genesen sei ...

– Still jetzt, still! Du sollst, Du mußt Alles erfahren. Beseitige das Grabmal ... Ich mag es nicht berühren.

Der Graf konnte sich eines Schauders nicht erwehren, der plötzlich seinen ganzen Körper erbeben machte. Dann warf er sich an die Brust des Freundes.

Arnold, bat er zitternd, Sorge, daß Gabriele nichts erfahre . . . Vernichte das Kreuz, Niemand soll es sehen!

Der Offizier umschloß den Freund mit beiden Armen.

– Du weißt, Otto, daß Du Dich auf mich verlassen darfst! Nun aber versprich mir, Unbefangenheit zu zeigen und die Freuden des schönen Festes nicht zu stören . . . Deine Braut ist so glücklich und zugleich ?? . . .

– Ach, Gabriele, das herrliche, liebenswürdige Wesen! rief in tiefer Bewegung der Graf.

– Ignorire den unpassenden Scherz.

– Wollte Gott, es wäre nur ein Scherz.

– Wofür hältst Du das alberne Geschenk?

– Für eine Demonstration Julian's, die mir verhängnißvoll werden kann.

– Du hast doch mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden.

– Arnold, so mußte es dem Uneingeweihten erscheinen!

– Julian ist Dein Bruder, Dein Zwillingsbruder.

– Wohl wahr!

– Wenn eine Differenz zwischen euch besteht, so wird sie sich beseitigen lassen.

– Vielleicht, mein lieber Freund!

– Ich biete Dir meine Dienste an.

– Und ich schlage sie nicht aus.

– Julian muß nicht recht bei Sinnen sein, wenn von ihm das Hochzeitsgeschenk kommt . . .

– Beseitige es, ich bitte Dich darum!

Arnold überlegte.

– Warte! murmelte er nach einer Pause.

– Wie fangen wir es an?

Der Offizier deutete auf das offene Fenster.

– Ich gehe in den Hof und Du reichst mir das Ding, das ich draußen zu vernichten wissen werde.

Und so geschah es.

Zwei Minuten später zeigte sich der Kopf Arnold's draußen am Fenster. Otto gab das Grabmal, das einem schön gearbeiteten Modelle glich, dem Freunde, der es hastig nahm und hinter dem Wirthschaftsgebäude verschwand.

Der Graf starrte düster durch das Fenster; dann fuhr er mit der Hand über die heiße Stirn und rief:

– Soll ich denn nicht glücklich werden? Gönnt mir das Geschick die Gattin nicht, die es selbst mir beschieden hat? Julian, warum kommst Du jetzt? Dich treibt der Wahnsinn . . .

Die Thüre ward leise geöffnet.

Otto bemerkte es.

Als er sich wandte stand Gabriele vor ihm, strahlend von Glück, Schönheit und Jugend. Sie sah ihn einige Augenblicke forschend an.

– Du ziehst Dich zurück? fragte sie dann.

– Die Hitze, die unerträgliche Hitze! rief er verwirrt. Hier ist es kühl . . . auch wollte ich Dich in der Unterhaltung nicht stören . . . Du solltest kurze Zeit Deinen Freundinnen überlassen bleiben . . . Ich habe mich geweidet an den herrlichen Geschenken . . . nicht, weil sie von kostbarem Metall sind . . . nein, ich bemesse den Werth nach den Gebern . . . alle diese Gegenstände beweisen, daß wir uns der Achtung und Freundschaft Vieler erfreuen . . .

Stürmisch umarmte und küßte er die Braut.

– Wie bist Du denn? fragte sie verwundert.

Er legte die leise zitternde Hand auf den Myrthenkranz.

– Meine Gabriele, meine Gattin! O, in diesem Worte liegt eine unbeschreibliche Seligkeit! Ich finde keine Worte, um Dir zu sagen, was ich heute fühle und denke . . . am bezeichnendsten würde der Ausdruck sein: das Glück erdrückt mich.

– Schwärmer! flüsterte sie liebevoll zu ihm empor, das Köpfchen an seine Brust gelehnt.

– Gebe Gott, daß unsere Ehe eine lange werde! Riefe Dich der Tod früher ab als mich . . .

– Wie kommst du auf diesen Gedanken?

Thränen standen ihr in den schönen Augen.

– Ich will nicht fürchten, rief er hastig, ich will nur hoffen! Ich will das Beste hoffen, das einem Sterblichen werden kann, denn Du bist ein Engel und Gott nimmt seine Engel in sichern Schutz. Deinetwegen wird er unseren Bund durch langes Bestehen segnen . . . Fort mit den trüben Gedanken! Ich habe nicht recht gethan, mich

von Dir zu trennen . . . Nun bleibe ich an Deiner Seite und will die Freuden des Hochzeitstages in vollen Zügen genießen.

Er küßte ihr Stirn, Mund und Wangen.

In diesem Augenblick trat Sabine ein; sie blieb an der Thür stehen und betrachtete lächelnd das Paar. Das Lächeln schien ihr nicht so recht vom Herzen zu kommen es lag etwas Malice, vielleicht auch etwas Bosheit darin. Sie fächelte sich mit dem kostbaren Fächer, den sie in der weiß gantirten Hand trug, Luft zu, als ob sie ihre Ungeduld bemeistern wollte. Gabriele ließ ihr Köpfchen an des Grafen Brust ruhen, sah schmachkend zu ihm empor und schien in dem Anblicke des Gatten völlig verloren zu sein. Otto hatte den linken Arm um die schlanke Taille seiner jungen Frau gelegt und berührte mit der rechten den Myrthenkranz. Beide hatten keine Worte mehr, um ihre Gefühle auszudrücken, sie betrachteten sich nur einander.

– Gabriele! rief Sabine.

Die Braut erschrak.

– Mein Gott! flüsterte sie.

– Ich muß Sie stören, lieber Graf . . .

Otto hatte den Arm der jungen Frau in den seinigen gelegt.

– Die Tante meiner Gattin stört mich nie, antwortete er verbindlich; Sie wissen, Fräulein Sabine, daß ich Ihre Gesellschaft und Ihre Unterhaltung nur gern habe.

Und die verwachsene Tante verneigte sich mit der Würde einer Fürstin; dann trat sie näher.

– Die Pflichten, die ich bei dem Feste übernommen, haben mich bis jetzt verhindert, den Neuvermählten meinen Glückwunsch darzubringen. Ich hole das unfreiwillig Versäumte nach und statte mit aufrichtigem Herzen meine Gratulation ab. Der Herr Graf und die Frau Gräfin von Ravenstein mögen mit dem heutigen Tage ein Leben beginnen, das die Erfüllung jedes entstehenden Wunsches in sich trägt. Die düsteren Schatten des Schmerzes und der Trauer mögen nie die Sonne des Glücks verhüllen, die heute so rein am Firmament der Ehe strahlt . . .

Sie verneigte sich zum zweiten Male.

Gabriele bot ihr die Hand, indem sie rief:

– Du hast doch ein gutes Herz, Tante.

– Kind, hast Du je gezweifelt?

– Wenn auch das nicht . . .

– Nun?

– So habe ich doch gefürchtet . . .

– Was? Wie?

– Daß Du meine Verbindung nicht gern siehst.

Sabine senkte die Blicke.

– Mir ist nun einmal das seltsame Loos geworden, überall verkannt zu werden; auch hier in dem Hause meines Bruders . . . Sieh', mein Kind, ich wollte Dich nicht verlieren, ich wollte Dich immer für mich behalten . . . Nun bist Du das Eigenthum des Gemahls geworden und ich trete Dich gern ab, da ich von der Feststellung Deines Glücks überzeugt bin.

– O gewiß! rief der Graf. Was an mir ist, wird geschehen, um Gabrielen diese Erde zu einem Paradiese zu gestalten. Sie sollen Zeugin sein, verehrte Tante . . .

Der Graf küßte ihr die Hand.

Jenes kalte, feine Lächeln glitt über die Züge Sabinen's, das sie in den Ruf der Hartherzigkeit gebracht hatte.

– Sind wir nun völlig aufgeklärt? fragte sie. Otto küßte wiederum die Hand der neuen Tante.

– Es hat ja, fügte er hinzu, der Aufklärung nie bedurft, nur der Verständigung. Die zweite Mutter meiner herrlichen Gabriele wird auch mir Mutter sein.

– So weit ich es kann!

Der junge Graf führte beide Damen in den Saal zurück.

Es war Zeit, daß die Neuvermählten sich zeigten, denn man wollte zur Tafel gehen; Herr Roland, der Vater, hatte seine Kinder schon gesucht.

Im Garten war ein Zelt oder vielmehr ein Pavillon errichtet, der als Speisesaal diente. Der reiche Bankier hatte Alles aufgeboten, um das Fest glänzend zu machen. Es entfaltete sich ein wahrhaft fürstlicher Luxus. Der improvisirte Saal glich einem Gewächshause mit den seltensten, prachtvollsten Pflanzen und Blumen, die von kunstgeübter Hand reizend zusammengestellt waren. Frisches Grün prangte in allen Schattirungen und die Blumen glänzten in einer Farbenpracht wie man sie nur in den Tropenländern findet. Hohe Bäume beschatteten das Dach des geräumigen Pavillons, der in seinen oberen Schichten von leichter Zugluft durchweht ward. Zwei

Springbrunnen, deren Wasser sich in Steinbassins sammelte, nachdem es fast die Decke erreicht hatte, verbreiteten Kühle und Frische. Die Wände waren mit weißen Stoffen und großen Spiegeln geschmückt. Geradezu Bewunderung erregte ein großer Kamin, der aus lebenden Blumen und zarten Gewächsen aufgebaut war. In dem Innern dieses Kamins, das aus dichten Epheublättern bestand, prangte eine Gruppe schillernder Feuerlilien. Auf dem Simse standen große Vasen und eine kolossale Pendule, die der Bankier eigens aus Paris hatte kommen lassen, um seinen Gästen ein seltenes Kunstwerk zu zeigen. Farbige Markisen bedeckten die im gothischen Style gehaltenen Fensteröffnungen, die durch Schlingpflanzen eingerahmt wurden. Von der Decke herab hingen Ampeln mit großen Blattpflanzen. Der Fußboden glich dem eines parkettirten Saales. Die in Hufeisenform aufgestellte Tafel war ein Meisterstück. Aus dem schneeweißen Damast glänzten nur silberne Gefäße. Man speiste von Silber und trank aus Krystall. Das Orchester, hinter einer Blätterwand aufgestellt, spielte heitere Kompositionen moderner Meister. Die Tafel bot, als die Gäste Platz genommen, einen feenhaften Anblick. Das Brautpaar auf bekränzten Sesseln bildete den Mittelpunkt der Tafelrunde. Ein Dutzend Lakeien in gestickter Livree flogen mit den Speisen herbei, die von einem berühmten Koch bereitet waren. Schon nach fünf Minuten konnten sämtliche Gäste zugleich das Mahl beginnen. Dann folgten die üblichen Toaste, unterstützt von dem Tusch des Orchesters, und

selbst Tante Sabine erhob ihre Stimme, um in selbstgemachten Versen die Neuvermählten zu feiern. Die kleine verwachsene Person verschmähete keine Gelegenheit, durch Geist und Witz zu imponiren, und es gelang ihr dies, wenigstens versicherten die Damen, Sabine sei ein geniales Weib. Der Vater der Braut bewahrte seine, ihm eigenthümliche Gemessenheit und Würde; er brachte mit sonorer Stimme ein Hoch auf die Gäste und bat sie, für die Dauer des Festes sein Haus als das ihrige zu betrachten. Für das Glück seines einzigen Kindes, fügte er hinzu, könne er nicht genug thun, und wenn sich hier und dort in der Festordnung eine Lücke bemerkbar machen sollte, so möge man dies nicht der Nachlässigkeit zuschreiben, denn er, der Festgeber, sei sich sowohl der hohen Bedeutung des Tages bewußt, als auch der Ehre, welche ihm durch eine so glänzende Versammlung zu Theil werde. Den großartigen Veranstaltungen gegenüber lag in dieser Bescheidenheit ein Stolz, den man dem reichen Manne gern verzieh.

Das Diner dauerte bis gegen Abend.

In der Dämmerung machten die Gäste eine Promenade durch den Garten, den man Park nennen konnte. Das herrlichste Sommerwetter begünstigte das Fest. Die stille laue Luft gestattete den Blumen, ihre Düfte ungestört zu entsenden. Auf dem Weiher, der sich in der Mitte eines

großen Rasenplatzes befand, lagen drei elegante Gondeln, die zu Spazierfahrten benutzt wurden. Die in ihrer Abendruhe gestörten Schwäne schwammen majestätisch neben den leichten Fahrzeugen her. Die Abendfrische that denen wohl, die den feinen Weinen des reichen Mannes allzueifrig zugesprochen hatten. Hier hörte man lautes Gespräch und Lachen, dort den Gesang von Damen, die langsam auf den reinlichen Kieswegen lustwandeln. Von Zeit zu Zeit stieg eine Rakete auf aus den Büschen, dann folgten Ausrufe der Bewunderung und des Staunens. Als die Dunkelheit völlig hereingebrochen war, hatte man die Illumination vollendet ... die Villa strahlte im Glanze unzähliger Lampen und in der nächsten Umgebung derselben prangten Pyramiden von farbigen Ballons. Eine alte Linde war mit Hunderten von Lampions geschmückt, deren Licht der Wasserspiegel des Weihers zurückstrahlte. Selbst der Rasen war beleuchtet von kleinen Flämmchen, die den Namenszug des Brautpaares und das Wappen der Grafen von Ravenstein bildeten. Die Lichteffekte, die der Illuminateur hervorbrachte, waren unbeschreiblich schön; als aber der Pyrotechniker die Werke seiner Kunst zeigte und riesige Feuergarben zu dem Abendhimmel emporstiegen, brachen die Gäste in laute Jubelrufe aus. Die Kanonenschläge riefen das Echo wach, das donnernd aus dem angrenzenden Haine antwortete. Die funkelnden Sterne erbleichten vor dem Feuermeere, das minutenlang über den ganzen Park fluthete. Länger als eine Stunde dauerte das wunderbar schöne Schauspiel des Feuerwerks, dann ward es still und das

ruhige Licht der Lampen beleuchtete mild die Wege und Plätze.

Eine Trompetenfanfare rief die Lustwandelnden zum Balle in den taghell beleuchteten Saal der Villa. Die jüngeren Leute gaben sich den Freuden des Tanzes hin, die älteren setzten sich zur Flasche oder zum Spiel. Nach der Polonaise flüsterte Gabriele ihrem Gatten zu:

– Ich bin erschöpft, führe mich zu einem Plätzchen, wo ich ungestört ruhen kann.

– Wohin willst Du? fragte er zärtlich.

– Führe mich zu der Jasminlaube, in der wir uns zuerst unsere Liebe gestanden haben.

– So komm, mein liebes Weibchen!

Das Paar schlüpfte unbemerkt aus dem Ballsaale, während die Paare sich zur Quadrille ordneten. In dem kühlen, mild erleuchteten Garten schöpfte die junge Frau tief Athem; sie hing sich an den Arm des Gatten und rief:

– Wäre doch das Fest vorbei!

– Warum?

– Der geräuschvolle Pomp hat für mich etwas Drückendes, das wie ein Alp auf mir lastet; ich gestehe offen, daß ich mich schon lange davor gefürchtet habe.

– Gedulde Dich noch einige Stunden, und die Gäste werden abziehen!

Gabriele hatte sich wie ein Kind an die Seite des Gatten geschmiegt, der zärtlich seinen Arm um ihre Taille legte und sie klopfenden Herzens durch die Wege führte. Von Zeit zu Zeit wechselten sie Küsse, die sekundenlang

anhielten. Plötzlich standen sie am Eingange der Laube, die in der Mitte eines duftenden Blumenbeetes lag. War die Nacht auch sternenhell, in dem Innern der Laube herrschte tiefe Finsterniß, da der Jasmin ein dichtes Blättergewebe bildete, das selbst bei Tage nur eine matte Dämmerung zuließ. Der kühle Raum war reizend ausgestattet; die feinsten Gartenmöbel standen an den Wänden, unter denen sich eine weiche Ottomane befand, die den Liebenden oft als Sitz gedient, wenn sie sich ungestört in süßen Plaudereien ergehen wollten.

– Mein Gott! rief die junge Frau erschreckt.

– Was ist Dir? fragte besorgt der Gatte.

– Man sieht die Hand vor Augen nicht; die sonst so anmuthige Laube gleicht einem finstern Keller.

– Ich glaube, liebes Kind, Du hast Furcht!

– Offen gestanden, ja!

Der Graf brach in Lachen aus.

– An meiner Seite, an der Seite eines Gardeoffiziers, magst Du ruhig sein!

– Suchen wir einen andern Platz! bat die junge Frau.

– Ich wüßte keinen, auf dem Du bequemer ruhen könntest.

– Eine seltsame Angst läßt mich zurückbeben.

– Liebe kleine Thörin, wer könnte Dir wohl ein Leid zufügen! Die Laube war ja stets Dein Lieblingsort . . . Wenn ich Dich nirgends finden konnte, hier traf ich Dich an . . . Bedenke doch, daß der Garten rings von einer hohen Mauer eingeschlossen ist . . .

Er zog sie über den Teppich, der den Boden bedeckte, zu dem Sopha, dessen Standort er genau kannte. Das schwellende Polster nahm die Liebenden auf. Gabriele lag schweigend an der Brust des Gatten, der sie, von Wonneschauern durchbebt, mit beiden Armen umfassen hielt. Ihre Lippen berührten sich zu einem langen, innigen Kusse.

– Otto, finstern sie, ich bin unbeschreiblich glücklich! Ach, ich kann den Gedanken kaum fassen, daß ich Dir nun für immer angehören darf . . .

– Und ich gehöre Dir an! hauchte er an ihrer Wange. Nach dieser Seligkeit habe ich lange gegeizt! Ach, Gabriele, wie schön und gut bist Du!

– Die Freundinnen beneiden mich!

– Wir wollen uns keine Schmeicheleien sagen, die Zeit ist zu kostbar, zu edel; sprechen wir von unserer Liebe, von unserer Zukunft . . . Ach, Gabriele, sprechen wir gar nicht!

Sie versanken in jenes Schweigen, das bei Liebenden beredter ist als Worte. Gabriele hatte das Unheimliche der finstern Laube vergessen, sie ruhte an der Brust des geliebten Gatten und fühlte seinen Athem und die Stütze des kräftigen Armes, der sie umschlungen hielt. Der Graf zitterte leise unter der Berührung des zarten und doch üppigen Körpers seiner jungen Frau; er küßte ihr die Stirn, die Augen die Wangen und den Mund . . . dann wieder zog er ihre kleinen Hände an seine Lippen und seufzte, als ob er die Last seines Glückes kaum tragen könne.

– Otto, flüsterte sie, und ihr Athem quoll heiß an seine Wange, Du darfst nun nicht mehr von meiner Seite weichen; wie unsere Gedanken werden auch unsere Personen stets bei einander sein.

– Hast Du denn immer an mich gedacht?

– Bei Tag und Nacht! Und Du?

– Ich hatte keinen andern Gedanken als Dich, Gabriele.

– Aber eine Furcht quälte mich.

– Furcht, wovor?

– Daß Du, ein stolzer Graf, von dem bürgerlichen Mädchen zurücktreten könntest.

– Es haben Dir also Vorurtheile Pein bereitet! flüsterte er in schmerzlichem Tone. Dann hast Du mich wenig gekannt, liebes Weib . . . Als ich Dich zum erstenmale gesehen und mein Herz den unverlöschlichen Eindruck Deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit empfangen hatte, da fragte ich nicht, was Du seiest . . . ich suchte mich Dir zu nähern, um die Qualen der Sehnsucht zu lindern . . . Dein Anblick allein versetzte mich in Entzücken und die Berührung Deines Kleides erfüllte mich mit Wonne . . . Aber ich gestehe Dir, daß Sabine mich stets mehr als unangenehm berührte, daß ihr stechender Blick mein Herz verwundete . . . Ach, mir war immer, als ob sie zwischen mich und mein heiß ersehntes Ziel treten müsse . . .

– Wahr ist, daß die Tante dringend zur Vorsicht gerathen hat; aber deute diesen Rath nicht falsch, denn Sabine ist gut, sie liebt mich herzlich und ist nur auf mein Glück bedacht, das sie wie ihr eigenes zu fördern sucht. Als ich ihr versicherte, ich könne ohne Dich nicht leben,

und als sie meine Thränen sah, die ich aus Schmerz über die Verzögerung der Entscheidung meines Schicksals vergoß, da zeigte sie sich gerührt und bestimmte den Vater, meine Liebe zu Dir zu billigen. Beargwöhne, lieber Otto, die Tante nicht, sie ist unsere beste Freundin. Ich weiß es wohl, sie hat ihre Eigenheiten, die vielen Leuten mißfallen . . . haben wir Nachsicht mit der Schwester meines guten Vaters . . .

– Ich zürne ihr schon längst nicht mehr!

– Jetzt kann kein Mensch uns von einander reißen!

– O, meine Gattin, meine angebetete Gabriele!

Ueberwältigt von der Macht der Gefühle sank er zu ihren Füßen nieder; sie neigte sich und drückte ihr glühendes Gesicht in sein volles Haar. Plötzlich fuhr die junge Frau empor und stieß einen Schrei aus.

– Was ist Dir?

– Otto! Otto!

– Im Namen Gottes, was ist geschehen? Er sprang auf und drückte die Gattin an sich.

– Still, still! flüsterte sie, ängstlich sich ihm anschmiegend.

Ihr ganzer Körper bebte, sie hatte kaum so viel Kraft, den Arm auf seine Achsel zu legen. Plötzlich betastete sie mit beiden Händen ihr Haupt.

– Gabriele, bat er, erkläre Dich doch!

– Man hat mir den Brautkranz geraubt!

– Das ist unmöglich!

– Ich fühlte, daß er mir entrissen ward.

– Er ist Deinem Haupte entfallen.

– Nein, nein! das gewaltsame Reißen verursachte mir Schmerz.

– Dann muß ein Fremder in der Laube sein.

Beide lauschten.

Kein Blatt, kein Lufthauch regte sich. In der finstern Laube, sowie in deren nächsten Umgebung, herrschte tiefe Stille, nur von der Villa herüber erklang leise die Ballmusik, die von dem Dufte der Blumen getragen zu werden schien.

– Es ist Niemand hier! flüstete der Graf.

– Und doch . . .

– Der Kranz, den ein Zufall Dir entrissen, muß sich finden.

– Sehen wir nach, Otto! Nur dann werde ich ruhig sein, wenn wir ihn finden.

Der Graf bedachte sich nicht lange; er verließ die Laube und eilte zu einem Baume, an dem noch eine Lampe brannte, die den Garten illuminirt hatten. Mit dieser Lampe kam er zurück. Gabriele stand zitternd in der Mitte des Wegs; sie schloß sich dem Gatten an, der rasch die Laube betrat, die von dem farbigen Lichte hell beleuchtet ward. Der Brautkranz, den Beide emsig suchten, war verschwunden. Otto durchsuchte jedes Möbel, jeden Winkel; er beleuchtete die Laube nach allen Seiten . . . nicht ein Blatt des Brautkranzes ließ sich entdecken. Er erinnerte sich deutlich, daß Gabriele den Kranz beim Verlassen der Villa noch getragen hatte . . .

– Du wirst ihn auf dem Wege hierher verloren haben! rief er.

– O nein!

– Und doch, meine Geliebte!

– Ich habe ihn mit der Hand berührt, als ich die Laube betrat; auf dem Sopha sitzend drückte ich ihn fester. Sieh', mein Haar ist verwirrt . . .

Der Graf starrte die junge Frau an, deren Coiffüre leicht zerstört war.

– Auch habe ich Schmerz empfunden, fügte sie bebend hinzu. Das Abreißen geschah rasch und kräftig, ich kann an einen Zufall nicht glauben. Gehen wir! bat Gabriele fast weinend.

– Ich muß Gewißheit haben! murmelte der Graf.

Er sah noch einmal um sich.

Die Wände der Laube waren dicht und fest, nirgends zeigte sich eine Oeffnung, die auch nur eine Hand hätte eindringen lassen können; außerdem stand die Ottomane ziemlich weit ab von der Wand; wenn ein menschliches Wesen die Laube betreten, so mußte es die Thür benutzt haben, und diese befand sich dem Sitze gegenüber, man hätte jeden Eintretenden erkennen müssen. Der Graf, ein kühner und vorurtheilsfreier Mann, empfand doch ein seltsames Gefühl, als er sich unwillkürlich des Grabmonumentes unter den Hochzeitsgeschenken erinnerte; ihn hatte man auf mysteriöse Weise an den Tod gencahnt, und der jungen Gattin war hier, wie von Geisterhand, der Kranz entrissen.

– Es wird sich morgen aufklären! rief er kleinlaut.

– Das gebe Gott! seufzte Gabriele.

– Wenn Du Dich nicht getäuscht hast, so führt man einen traurigen Scherz aus, vielleicht auch eine Intrigue, die Sabine leitet.

Gabriele zog den Gatten mit sich fort; sie konnte nicht länger in dem unheimlich-stillen Raume bleiben.

– O, es gibt wohl Ahnungen! flüsterte sie.

– Ich glaube nicht daran!

– Wie willst Du das Grauen deuten, das mich befiel, als ich an der Schwelle der dunkeln Laube stand? Mir war, als ob ich in eine Gruft blickte.

– Thorheit! rief der Graf mit erkünsteltem Lachen.

– Mein Brautkranz kann doch nicht in Luft zerfließen sein.

– Ich werde Dir bald Aufklärung verschaffen. Schweigen wir für heute und verbergen wir den Eindruck, den die alberne Komödie auf uns ausübt freilich, sie muß verstimmen.

Der Graf war wirklich verstimmt, er hatte Mühe, seinen Gemüthszustand zu verbergen. Auf dem Platze vor der Villa blieb Gabriele stehen; nachdem sie tief Athem geschöpft, fragte sie:

– Was beginne ich? Es ist unmöglich, daß ich ohne Kranz den Saal betrete . . .

– Ziehe Dich in Dein Zimmer zurück, mein Kind; man würde Dir, auch wenn Dein Kopfputz nicht zerstört wäre, dennoch die Zerstreutheit anmerken . . . hätten wir die Laube nicht besucht!

Otto führte seine junge Frau in die für sie eingerichteten Zimmer; er küßte sie hastig und sagte:

– Lege die Ballkleider ab und hülle Dich in das bequeme Hausgewand; ich gehe noch einmal zu dem Vater und zu den Gästen, denen ich Abspannung als Grund unseres Entfernens angeben will, dann kehre ich zu Dir zurück.

Er entfernte sich.

Die junge Frau saß noch lange auf der seidenen Causeuse und starrte durch das offene Fenster in die prachtvolle Sommernacht hinaus. Es war ihr nicht entgangen, daß der räthselhafte Vorfall auch auf den Grafen gewirkt hatte, trotzdem er sich bemühte, unbefangen und heiter zu erscheinen.

– Mein Gott, flüsterte sie, wenn dies eine Vorbedeutung wäre! In der Laube hat sich außer uns kein menschliches Wesen befunden . . . und doch hat mich eine Hand berührt!

Sie schauderte heftig zusammen. Beide Hände auf den Busen gepreßt, trat sie vor den Spiegel und musterte den Haarputz: die zarte Bandschleife, die den Kranz gehalten, war zerrissen.

– Wie wunderbar! flüsterte Gabriele.

Sie wollte die Haarflechten auflösen.

Da huschte plötzlich ein schwarzes Thier an ihrem Gesicht vorüber; erschreckt stieß sie einen geltenden Schrei aus, der das Kammermädchen herbeirief.

– Dort, dort! stammelte die junge Frau. Elise, sieh' das schwarze Thier . . .

– Es ist eine Fledermaus, die sich durch das offene Fenster in das Zimmer verirrt hat.

Das Thier flatterte noch einmal an den Wänden hin, dann verschwand es.

Gabriele warf sich auf einen Sessel; sie mußte sich erholen, denn sie war erschöpft, als ob sie eine große Anstrengung gehabt hätte. Elise, ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren, betrachtete erstaunt die Herrin.

– Glaubst Du an Vorbedeutungen? fragte nach einer Pause die junge Frau.

– Nein! antwortete lächelnd das Mädchen.

– Die Fledermaus ist ein zu häßliches Thier . . .

– Sie fliegt nach dem Lichte, ich habe dies schon mehr als einmal beobachtet. Man erschrickt freilich im ersten Augenblick, aber wenn man ruhig darüber nachdenkt . . .

– Schließe das Fenster, daß ich sicher bin vor diesen unangenehmen Gästen.

Elise führte rasch den Befehl aus. Gabriele ließ sich entkleiden. Schon nach zehn Minuten befand sie sich in dem reizendsten Negligee; sie hatte es zu verbergen gewußt, daß ihr der Brautkranz fehlte. Die Zofe zündete die Nachtlampe in dem Schlafzimmer an, das ein Muster von Eleganz und Komfort war. Ein bläuliches Licht erfüllte den duftenden Raum, den die Kunst des Tapezierers zu einem Paradiese gemacht hatte. Der feinste indische Mousseline hüllte gleich einer Wolke, die sich von der Decke herabsenkt, das Brautbett ein, vor dem sich ein prachtvoller Teppich ausbreitete. Ueber dem Bette prangte eine Grafenkrone von Goldbronce, in der sich der durchsichtige Stoff konzentrierte. Eine Guirlande von Eichenlaub hob sich reizend von dem schneeigen Weiß

ab. Der Vater der Braut hatte dieses Eldorado nach französischem Muster herstellen lassen; er wollte, dem Range des Schwiegersohns gegenüber, seinen Reichthum geltend machen. Der bürgerliche Krösus hatte nichts versäumt, um sich in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen; er wollte glänzen, und es gelang ihm dies im vollen Maße. Die unbedeutendste Kleinigkeit ließ die Absicht des stolzen Schwiegervaters erkennen.

Gabriele hatte das Kammermädchen entlassen; sie saß auf dem Divan und erwartete den Gatten, der bald zurückzukehren versprochen hatte. Sie empfand auf's Neue eine unbestimmte Furcht, erzeugt von dem unerklärlichen Vorfalle in der Laube.

– Soll ich denn den Brautkranz nicht tragen? fragte sie sich. Wohl mag es Leute geben, die mich um mein Glück beneiden; aber Feinde, die es mir bösartig zu zerstören gedenken, habe ich nicht. Wenn es doch Vorbedeutungen gäbe, wenn eine höhere Macht, welche die Schicksale der Menschen leitet, mich zur Vorsicht mahnte ... Nein, es ist ja nicht möglich! Ich bin heute so erregt, sehe und empfinde nicht klar ... mir ist, als ob ich in einem Rausche lebte ... dazu kommt die Abspannung, die sich naturgemäß einstellen muß ... Ich werde morgen anders sehen als heute und leicht die Erklärung des Räthsels finden.

So dachte die junge Frau, um sich zu beruhigen. Ein leises Frösteln durchrieselte ihren schönen Körper, sie

zog den Mantel von weißer Seide fester um die Alabasterschultern und legte das Köpfchen, das ein wundervolles Häubchen schmückte, in das Kissen zurück. War sie auch müde, der Schlaf konnte die Erregung nicht bewältigen, die sich der Braut bemächtigt hatte. Schon war eine Viertelstunde verflossen, und Otto kam immer noch nicht zurück.

– Ich will nicht länger allein sein! rief sie auffahrend. O, wie lästig ist doch die Etikette! Der arme Otto, der sich nach mir sehnt, muß auf nichtige Vorwände sinnen, um meine Abwesenheit zu entschuldigen. Warum, warum das?

Eine Art Eifersucht gesellte sich der Sehnsucht bei, denn Gabriele liebte den Mann, dem sie heute angetraut war, leidenschaftlich. Eine Trennung war, nachdem der Priester den Bund geweiht, nicht mehr möglich: wohl aber beneidete sie Jeden, der sich der Unterhaltung mit Otto erfreute.

Rasch zog sie die Glocke.

In demselben Augenblick trat Elise ein.

– Gnädige Frau! Die Zofe nannte ihre Herrin zum erstenmal so.

– Gehe in den Saal und sage dem Herrn Grafen, daß ich ihn zu sprechen wünsche.

– Fräulein Sabine befindet sich im Vorzimmer.

– Was will sie denn?

– Ich soll der gnädigen Frau melden . . .

– Da bin ich schon! rief Sabine, die leise die Thür geöffnet hatte und rasch eingetreten war.

– Hast Du Otto gesehen, Tante?

– Deinen Mann?

– Ja.

– Ich glaubte ihn hier zu treffen.

Sabine hatte ihren Fächer in Bewegung gesetzt; dabei unterließ sie nicht, die junge Frau forschend anzublicken.

– Du kannst gehen! rief sie der Zofe zu.

Elise entfernte sich.

– Der Graf ist nicht im Saale? fragte Gabriele verwundert.

– Vor einer Viertelstunde habe ich ihn gesehen, er sprach mit Deinem Vater.

– Und dann?

– War er verschwunden. Jetzt verbreitete sich das Gerücht, Du seist unwohl ... Die Besorgniß treibt mich zu Dir ... Gabriele, Du siehst wirklich fatiguit aus, befindest Dich im Negligee, während die Hochzeitsgäste tanzen ...

– Ich bin nur ermüdet!

– Aber der Bräutigam fehlt, nein, der Gemahl, der heute nicht einen Augenblick von Deiner Seite weichen sollte. Verzeihe mir, Gabriele, daß ich das Benehmen des Herrn Grafen tadle. Sorgen wir, daß die Geiste diese Rücksichtslosigkeit nicht erfahren, sie würde Anlaß zu unliebsamen Deutungen geben. Du führst Dich also nicht unwohl ... dem Himmel sei Dank! Kind, liebes Kind, ich sehe Thränen in Deinen schönen Augen ... Was ist geschehen? Das Weinen einer Braut am Hochzeitstage ist keine gute Vorbedeutung.

Gabriele raffte allen Muth zusammen.

– Es ist kindisch, daß ich weine, rief sie aus. Otto ist kaum eine halbe Stunde fort . . . er wollte unsere Entfernung beschönigen und dann zurückkehren . . .

Sabine küßte die Braut.

– Er wird schon kommen! tröstete sie.

– Du hast ihn nicht im Saale gesehen?

– Nur einen Augenblick.

– Ich glaube, er hat sich mit Arnold Bertram entfernt, seinem ehemaligen Kameraden, an dem er noch in warmer Freundschaft hängt.

– Gehe zu dem Feste zurück! bat Gabriele.

– Nein, ich werde bleiben.

Sabine warf sich auf einen Sessel.

– Du siehst ja, Tante, daß ich mich wohl befinde.

– Immerhin.

– Wenn man auch Dich vermißt, wird man Schlüsse ziehen, die den Vater beunruhigen; sage ihm ich sei nur fatiguirt . . .

Die junge Gräfin mußte die herabquellenden Thränen trocknen, trotzdem sie sich bemühte, Ruhe und Fassung zu zeigen.

– Was ist das? fuhr die Tante auf.

– Nichts, o nichts!

– Du suchst mich zu täuschen, mein liebes Kind.

– Ich bin nur erregt . . . der Andrang der Menge, die ungewöhnliche Hitze, das Fest überhaupt hat mich ergriffen . . .

Sabine zog hastig die Nichte auf die Ottomane.

– Mich täuschest Du nicht, armes Kind! rief sie ernst, Ich kenne Dich zu gut, um nicht zu begreifen, daß ein beachtenswerther Vorfall Dich beunruhigt . . . Du hast Dich vor einer Stunde schon entfernt . . . Gabriele, wenn nicht mir, wem willst Du Dich mittheilen? Ich bin nicht nur Deine Freundin, ich bin auch Deine zweite Mutter, die Deine Ausbildung vollendet hat. Was Dich berührt, berührt auch mich . . . Du weißt, daß ich auf ernstliche Erwägung Deiner Heirath drang; Du weißt aber auch, daß ich Deiner leidenschaftlichen Liebe gegenüber alle Bedenken schwinden ließ . . . ich wollte Dich glücklich, recht glücklich sehen . . . Es ist Deine Pflicht, mir volles Vertrauen zu schenken . . .

Gabriele weinte still vor sich hin.

– Vielleicht kann ich Dir nützen! fügte die Tante hinzu. Die Gräfin wartete noch einige Augenblicke, dann erzählte sie, was in der Laube geschehen.

Sabine hatte aufmerksam zugehört.

– Das ist es! flüsterte sie.

– Nur das, Tante! Ich glaube, es ist kindisch, sich darüber zu grämen; nicht wahr, es gibt keine Vorbedeutungen? Der Zufall jagt mir einen Schreck ein . . . wir werden morgen den Kranz finden.

Die Tante wiegte nachdenkend das Haupt.

– An eine übernatürliche Macht, begann sie nach einer Pause, glaube ich nicht; es gibt nach meiner Ansicht weder Ahnungen noch Vorbedeutungen . . . aber, mein Kind, sei auf der Huth!

– Was meinst Du, Tante?

– Der Raub des Kranzes ist durch eine reale Hand geschehen. Sprechen wir heute nicht weiter über diesen Punkt, beobachten wir und richten wir darnach unser Verhalten ein. Ich will Niemanden verdächtigen, am wenigsten Deinen Mann . . . aber ich lasse es mir nicht nehmen: Feinde sind vorhanden. Ueber die Vergangenheit des Grafen wissen wir so gut als nichts, wir haben ihn genommen, wie er sich uns gegeben Beruhige Dich, er wird sich als einen guten Mann bewähren. Jeder Mensch hat Anfechtungen zu erleiden, folglich auch der Graf, der im Leben eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Jetzt ist er mit einem Schlage nicht nur ein reicher Mann, sondern auch der Gemahl einer schönen jungen Frau geworden . . . das reizt zum Neid auf und schafft Feinde. Aber Neid und Feindschaft schlummern mit der Zeit ein, wenn ihnen die Nahrung entzogen wird. Dein Hochzeitsabend ist ein wenig getrübt, verzage darum nicht, es wird Alles gut werden.

– Wenn nur dem Otto nichts geschehen ist!

– Was könnte ihm zustoßen in der Mitte fröhlicher Gäste? Plaudern wir über andere Dinge; ich bleibe bis zur Rückkehr Deines Mannes bei Dir.

Sabine umarmte und küßte die reizende Nichte und führte sie plaudernd durch das Zimmer. Schon nach zehn Minuten trat der Graf ein. Es ließ sich nicht verkennen, daß es ihm schwer ward, heiter zu scheinen. Die Höflichkeit, die er Sabinen gegenüber beobachtete, streifte fast an Ironie; er küßte ihr die Hand, lobte ihre Sorge für die

junge Frau und bat sie mit zitternder Stimme, sie möge ihm stets freundlich gesinnt bleiben.

– Hast Du den Vater noch gesprochen? fragte Gabriele.

– Er sitzt vergnügt beim Spiel.

– Du bist lange geblieben, Otto, viel zu lange für meine Sehnsucht! rief sie vorwurfsvoll.

– Dafür bin ich jetzt für immer der Deine, mein süßes Kind! die lästige Etikette hat keine Ansprüche mehr an mich, wir brauchen den Schluß des Festes nicht abzuwarten.

Der Graf setzte sich neben seine reizende Gattin; beugend hielt er sie in den Armen und wie trunken vor Seligkeit küßte er ihr das Haar und die Wangen. Beide vergaßen die Anwesenheit der Tante, die beobachtend auf einem Fauteuil saß. Ihr dunkles Auge glühte und ihre Lippen zuckten leise. Von Zeit zu Zeit setzte sie den Fächer in Bewegung, als ob die heiße Luft ihr unerträglich sei.

– Gabriele, rief der Gemahl, ich liebe Dich bis zum Wahnsinn! Die kurze Zeit, die ich fern von Dir sein mußte, hat mir namenlose Qualen bereitet ... Du bist mein zweites Ich, das unzertrennlich mit dem ersten verbunden ist ... das Eine kann ohne das Andere nicht existieren. Reißt man beide von einander, so ist der Tod gewiß; ich verblute mich an der geschlagenen Wunde, die keine Kunst der Welt zu heilen vermag. Und ich will auch keine Heilung, der Trennung mag der Tod auf dem Fuße folgen. O, Du, meine göttliche Braut, laß mich Dich verehren, wie der Gläubige die Heilige, von der er Schutz bis an das Ende seiner Tage erwartet.

Er warf sich stürmisch vor ihr nieder und umschlang ihre Füße. Sie neigte sich zu ihm hernieder.

– Mäßige Dich, lieber Freund! flüsterte sie ihm zu.

– Warum? Warum?

Der Graf warf den Kopf empor und sah sie mit glühenden Blicken an.

– Dort sitzt die Tante.

– O, Sabine mag Alles wissen, daß sie sich Deines Glücks erfreue, denn sie liebt Dich.

Die kleine verwachsene Person hatte ihren Platz verlassen.

– Ich war versunken in dem Anschauen Ihrer Seligkeit, lieber Graf, flüsterte sie; die Vorsehung hat mich für das Glück der Liebe nicht geschaffen ... ich muß mich mit dem Anblicke desselben begnügen.

Sie reichte Beiden rasch die Hände und rauschte aus dem Gemische dessen Thür sie hinter sich schloß.

– Sabine! rief ihr die Gräfin gerührt nach.

– Ach, sie ist zu beklagen, wie Jeder, der den heiligsten und schönsten Trieb in seiner Brust verschließen muß! Gabriele, seit ich Dich kenne, lebe ich erst, und seit ich von Dir geliebt werde, weiß ich erst, was Glück ist. Jeder meiner Athemzüge ist Dir geweiht und jeder Schlag meines Herzens gehört Dir Du bist die Welt, in der ich lebe, Du bist der Inbegriff alles meines Denkens und Handelns ... Gabriele, mein Weib, mein theures Weib!

Der Graf sprach diese Worte in höchster Exaltation und Gabriele hörte sie mit Entzücken an. Selig lächelnd lag sie an seiner Brust.

– Otto, stammelte sie, o, wie liebe ich Dich.

– Werde nicht müde, mich zu lieben, mein süßes Kind!

– Man hat mir den Kranz geraubt! wagte sie zu flüstern.

– Immerhin, Du bist ja nicht mehr meine Braut, Du bist die Gattin des Grafen von Ravenstein.

Arm in Arm schritten sie langsam durch das Gemach. Man hörte die Ballmusik in dem Saale und das Geräusch, das die Bedienung der Gäste verursachte. Der Schein der Kerzen fiel durch die hohen Fenster auf den Gartenplatz vor der Villa. Der Graf öffnete einen Fensterflügel und sah hinaus in die wunderbar schöne Sommernacht. Ein kühler Lufthauch fächelte die glühenden Gesichter der jungen Gatten, die schweigend neben einander standen.

– Otto, flüsterte sie, als ich allein war, kam mir ein Gedanke.

– Was dachtest Du?

– Wir haben uns am Altare ewige Treue gelobt . . .

– Ich habe das Gelübde mit voller Ueberzeugung ausgesprochen.

– O, auch ich! versicherte Gabriele. Ich erachte es jedoch für überflüssig; die wahre Liebe muß sich ja getreu bleiben, sie kann ja nicht anders als an ihrem Gegenstande hangen, und wenn die äußeren Verhältnisse sich noch so widerwärtig gestalten.

– Du hast Recht, mein Kind!

– Soll ich beschwören, mein Glück nicht mit Füßen zu treten? Soll ich in die Hand des Priesters geloben, das zu erreichen, wohin die glühendste Sehnsucht mich treibt?

Und wie es mit mir ist, muß es auch mit Dir sein . . . Da trifft unser Denken und Wollen zusammen . . .

Die junge Frau schwieg plötzlich; sie drückte den Arm des Gatten fester an sich.

– Sieh' dorthin! flüsterte sie.

– Wohin?

– Auf dem Rasenplatze steht die Gestalt eines Mannes, der unbeweglich zu uns empor blickt.

– Es wird ein Gast sein, der die Nachtfrische sucht . . .

Wirklich ließ sich ein Mann auf dem beleuchteten Platze unterscheiden; er trug einen grauweiß schimmernden Mantel und einen Hut mit breiter Krempe, der das Gesicht bedeckte. Die stattliche Gestalt warf einen langen Schatten auf den Rasenteppich der sich unter den Fenstern des Brautgemachs ausdehnte.

– Das ist kein Hochzeitsgast! flüsterte Gabriele. Seine Kleidung ist auffallend, wie sein Benehmen; ich begreife nicht, wie er in den Garten unserer Villa gekommen ist.

Der Graf starrte die seltsame Erscheinung an.

– Sieh' jetzt hin! flüsterte Gabriele.

Der Mann hatte beide Arme emporgehoben, man bemerkte es an dem Mantel, der sich weit ausbreitete. Ein gellender Schrei drang durch den stillen Garten ähnlich rein eines Menschen, der jäh tödtlich in das Herz getroffen wird.

– Der Wahnsinnige! murmelte der Graf.

– Kennst Du ihn, Otto?

– Nein!

– Und doch zitterst Du . . .

Vor Zorn über alle die Dinge, die sich gerade heute uns aufdrängen; früher oder später würde ich sie nicht beachtet haben.

Der Mann im Mantel raffte sich zusammen, stürzte fort und verschwand in dem Dunkel; es war ersichtlich, daß er dem Innern des Gartens zu eilte. Nach einigen Minuten wollte der Graf das Fenster schließen ... da krachte ein Schuß durch die Nacht.

– Gott im Himmel! schrie Gabriele auf.

Der Graf hatte einen leichten Feuerschein zwischen den Büschen gesehen, der wie ein Blitz auftauchte und verschwand. Nun war Alles still! die Ballmusik in dem Saale dauerte fort und Niemand, außer dem Brautpaare, schien den seltsamen Vorgang bemerkt zu haben.

– Was kümmert es uns, sagte der Graf, von dem Fenster zurücktretend. Wenn der Schuß nicht zu den Mystifikationen gehört, die ein Narr diesen Abend getrieben, vielleicht aus Sucht, Scherze zu üben, so mag der Unbekannte die Folgen seiner Thorheit tragen.

Gabriele war zu erregt, als daß sie die Unsicherheit in dem Benehmen ihres Gemahls wahrnehmen konnte; sie glaubte seinen Worten und warf sich ihm mit dem Ausrufe an die Brust: »Du bist mein Schützer, ich übergebe mich Dir mit Leib und Seele.«

Zur Beruhigung der jungen Dame sandte der Graf einen Diener ab, der den Park durchsuchen mußte; dieser kam bald mit der Nachricht zurück, daß in den Anlagen tiefe Stille herrsche und Verdächtiges nirgends vorgefunden sei. Den Schuß wollte Niemand gehört haben. Eine

Viertelstunde später begab man sich zur Ruhe. Die Hochzeitsgäste entfernten sich, als der Morgen dämmerte. Die Wagen, die im Hofe gewartet hatten, nahmen die Damen und Herren auf, um sie nach der Stadt zu bringen. Herr Roland betrat lächelnd sein Zimmer, er war zufrieden mit dem Verlaufe des Festes, von dem man, seiner Meinung nach, noch lange reden werde. Die Lichter erloschen und die müde Dienerschaft ging zur Ruhe. In den Bäumen regten sich die Vögel, die den herrlichen Sommermorgen mit Liedern begrüßten. Der fleißige Landmann zog an der stolzen Villa vorüber, sein Tagewerk in den Feldern zu beginnen.

2. DER ZWILLINGSBRUDER.

Am äußersten Ende der Vorstadt lag ein schmuckes Häuschen, das rings von einem Garten eingeschlossen ward. Wollte man von der Straße aus zu ihm gelangen, so mußte man die Thür eines Holzgitters öffnen, eine durch Johannisbeersträucher gebildete Gasse passieren und durch zierliche Blumenbeete gehen, die, man erkannte es auf den ersten Blick, mit Sorgfalt und Vorliebe gepflegt wurden. Neben dem Hause standen einige Kastanienbäume, die Schatten und Kühle verbreiteten.

Es war am Morgen nach der Hochzeit des Grafen Otto von Ravenstein mit der Tochter des Bankiers der Stadt. Die Hitze des Tages machte sich schon bemerkbar, obgleich die sechste Stunde kaum vorüber war. Eine Magd

tränkte die Blumen auf den Beeten aus glänzender Gießkanne, die sie an einem Brunnen füllte. Aus dem Fenster des Erdgeschosses saß eine Frau im tiefsten Morgen- negligee; sie trug eine große weiße Haube mit breiten Bändern, die nachlässig auf die Schultern herabhingen. Ihr Haar war noch voll und braun, obgleich sie bereits dreiundfünfzig Jahre zählte. Das volle runde Gesicht mit gerötheten Wangen verrieth ein behagliches, von Sorgen freies Leben.

– Drude! rief die Frau mit dünner, durch dringender Stimme.

Die Magd sah auf.

– Was befiehlt Madame? fragte sie.

– Du bist heute wieder einmal sehr spät aufgestanden.

Das hagere, fast häßliche Mädchen, das zweiundzwanzig Jahre zählen mochte, entfernte das wirr herabhängende Haar aus der Stirn und fragte naiv:

– Warum denn, Madame?

– Die Blumen hätten längst begossen sein müssen.

– Das wohl! antwortete Drude einfältig.

– Du hast die Zeit verschlafen! keifte die Alte, indem sie die Bänder der Haube unter dem fetten Kinn zusammenband.

– Weil ich die Nacht lange gewacht habe.

– So?

– Ja, Madame!

– Ist Herr Julian spät nach Hause gekommen?

Drude setzte die Gießkanne zu Boden.

– Nein! antwortete sie, mit dem Aermel des Hemds ihre braune Stirn trocknend.

– Und doch bist Du faul gewesen.

– Kann nicht dafür, liebe Madame.

– Einfältiges Geschöpf!

– Herr Julian ist noch nicht zu Hause!

Die Frau erschrak.

– Wie, er ist nicht zu Hause?

– Ich habe ihn wenigstens nicht gesehen, das weiß ich ganz genau ... habe die ganze Nacht in der Stube gesessen und habe nicht gehört, daß Jemand die Klingel gezogen ... die Gitterthüre ist noch verschlossen.

Die Frau im Fenster hatte sich emporgerichtet; sie sann einige Augenblicke nach, dann verschwand sie. Drude füllte ihre Gießkanne und setzte die Arbeit fort. Nach zehn Minuten erschien die Herrin in der Thür des Hauses; sie hatte einen Morgenrock von gelbem Nanking angezogen und das Haupt mit einem altmodischen Strohhute bedeckt.

– Ich bin fertig, Madame Lobau! rief die Magd.

– Madame Lobau, eine kurze dicke Frau, antwortete nicht; sie zog ein weißes Tuch hervor, trocknete die Stirn und hustete. Langsam stieg sie die beiden Stufen an der Thür herab und sah an dem Hause empor. Die grünen Jalousieen der Fenster des ersten Stocks waren geschlossen.

– Wahrlich, murmelte sie unwillig, er ist nicht zu Hause; das ist mir neu! Es muß etwas vorgefallen sein! Wäre

er abgereist, so hätte ich zuvor die Koffer packen müssen ... Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist.

Die Magd mußte hinaufgehen und die Fenster öffnen.

Als ihr Kopf sich zeigte, fragte die Frau:

– Ist Herr Julian wirklich nicht zu Hause?

Drude neigte sich aus dem Fenster.

– Der Herr ist nicht da!

– Komm' herab und bringe mir den Kaffee in die Laube.

Trotz ihrer Korpulenz bewegte sich Madame Lobau ziemlich rasch; sie ging zu der Jasminlaube, die rechts vom Hauptwege lag, und ließ sich dort auf einem Lehnstuhle von Korbgeflecht nieder, dessen Sitz aus einem weichen Kissen bestand. Von hier aus konnte sie nicht nur den Gatten, sondern auch den zur Ausgangsthür führenden Weg übersehen. Kaum hatte die Magd den Kaffee auf den Tisch gesetzt, als das Klingen einer Glocke sich vernehmen ließ.

– Ah, rief die Alte, jetzt kommt Herr Julian.

Die Magd fragte:

– Soll ich öffnen, Madame?

– Freilich, albernes Geschöpf.

– Wenn es nun Herr Julian nicht ist?

– Ein Anderer kann um diese Zeit nicht kommen.

– Ich meine nur ...

– Oeffne nur so rasch als möglich!

Drude eilte der Thür zu.

Frau Lobau füllte die Tasse.

– Die Dummheit dieser Magd wird mir oft sehr lästig! murmelte sie. Ich will sie ertragen, denn ein kluges Mädchen kann ich nicht brauchen. Auf die Verschwiegenheit der Domestiken kann man nur dann bauen, wenn sie nichts wissen, und diese Drude weiß nichts, weil sie weder hört noch sieht. Ihr Arbeiten läßt Manches zu wünschen übrig ... mag es darum sein, ich habe wenigstens die Klätschereien nicht zu fürchten.

Ein junger Mann kam langsam den Hauptweg herab; er schien erschöpft oder krank zu sein. Den Hut trug er in der linken Hand, mit der rechten trocknete er das Gesicht, das bleich und übernächtigt aussah. Ein kurzer, hellgrauer Sommermantel hing ihm nachlässig von den Schultern herab.

– Herr Julian! rief die Frau.

Der Gerufene hörte nicht; er stützte sich auf seinen Rohrstock und wollte vorüber gehen.

Madame Lobau rief zum zweitenmale.

– Ah! fuhr Julian auf, indem er stehen blieb.

– Kommen Sie doch zu mir!

– Wer ruft denn?

– Ich, ich! Trinken Sie den Kaffee mit mir!

Julian fuhr mit der Hand über die Stirn.

– O, die Hitze! stöhnte er, wie ein Kranker.

– In meiner Laube ist es kühl!

Die Alte stand auf und holte den jungen Mann in die Laube, der sich willig wie ein Kind führen ließ. Aechzend sank er auf dem Stuhle nieder, den die Frau an den Tisch gezogen hatte. Sie nahm ihm Hut und Mantel ab. Julian

erschien nun in einem eleganten schwarzen Fracke; seine weiße Wäsche war zerknittert, das schöne Haar verwirrt, der zusammengedrückte Hut mit Staub und Schmutz bedeckt. Wer ihn nicht näher kannte, hätte glauben mögen, Julian käme berauscht von einer nächtlichen Orgie zurück, und sei seiner Sinne nicht mächtig.

– Sind Sie krank, lieber Herr? fragte theilnehmend die Alte.

Julian starrte sie an.

– Krank? wiederholte er.

– Sie sehen angegriffen aus.

– Ich bin nicht krank, aber wahnsinnig!

– Oh, rief Frau Lobau, soweit sind wir noch lange nicht, es wird auch bis dahin nicht kommen! Was ist denn geschehen, lieber Herr, das Sie so verwirrt macht? Warum kommen Sie am frühen Morgen nach Hause? Wo sind Sie gewesen?

– Mein Bruder ist verheirathet! murmelte Julian.

– Darin erblicke ich kein Unglück.

– Er ist verheirathet mit Gabriele, die sich liebe.

Julian bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Frau Lobau bewegte ruhig den silbernen Löffel in der vergoldeten Tasse, die vor ihr auf dem Tische stand; dabei sah sie den unglücklichen Mann mit stechenden Blicken an. Es lag etwas von Schadenfreude in dem Ausdrucke ihres feisten Gesichts, das von Hitze und Erregung glühte.

Julian war der Zwillingsbruder des Grafen Otto von Ravenstein, dessen Trauung mit Gabriele Roland wir im

vorigen Kapitel geschildert haben. Die Aehnlichkeit zwischen den Brüdern war wirklich eine auffallende; wer sie nicht kannte, mußte sie verwechseln. Die Gesichtszüge Beider waren fast dieselben – Julian war nur etwas bleicher als Otto. Aber Gang, Haltung und Gestalt ließen sich nicht unterscheiden. Das Haar Beider war kraus und dunkel, ebenso auch der Bart, der die Oberlippe und das Kinn schmückte. Julian's Stimme war weicher als die Otto's; aber die Art des Sprechens war bei Beiden dieselbe. Den Unterschied der Charaktere werden wir bald kennen lernen.

Die dicke Frau hatte aus der Tasse geschlürft und diese dann zurückgesetzt.

– Mein Gott, rief sie, wer Sie sieht, lieber Graf, möchte glauben, Sie wären der Verzweiflung nahe! Und es liegt doch wahrlich kein Grund dazu vor. Sie sind reich, ein angenehmer junger Kavalier, und können sich um alle schönen Damen der Welt bewerben. Ihr Bruder Otto ist arm, gönnen Sie ihm das reiche Mädchen aus dem Bürgerstande. Sie, lieber Freund, mögen die Blicke zu einer Prinzessin erheben . . . ich wette, sie wird Ihnen werden!

Julian ließ die Hände sinken.

– Mein Bruder hat schlecht an mir gehandelt! rief er schmerzlich. Ich bin von diesem Augenblicke an sein erbittertster Feind.

– Oh! Oh!

– Ich verfolge ihn auf Tritt und Schritt.

– Er ist Ihr Bruder.

– Nein, er ist ein Schurke, der mich verrathen, der mich um das theuerste Gut meines Lebens betrogen hat.

Der Graf stand auf und lehnte sich mit der Stirn an einen Pfosten der Laube.

– Steht es so? fragte die dicke Frau.

– Ja, so steht es.

– Seien Sie klug, lieber Julian!

– Was soll ich denn thun?

– Vergessen Sie die Geschichte und überlassen Sie die jungen Eheleute ihrem Schicksale.

Julian trat in den Eingang der Laube, legte die Hände auf den Rücken und starrte zu den Wipfeln der Kastanie empor, die Laube und Haus beschattete. Tiefe Seufzer entrangen sich seiner gequälten Brust.

– Julian! rief nach einer Pause die Frau.

– Was beliebt? fragte traurig der Verschmähete.

– Halten Sie mich noch für Ihre Tante?

– Gewiß, immer, immer!

– Gut, so setzen Sie sich nieder.

– Mir ist, als ob mir die Brust zerspringen müsse.

– Seien Sie Philosoph!

– Es ist eine lächerliche Phrase . . .

– Sie werden bald sehen, das die Philosophie eine Trösterin ist.

– Wenn Sie auch Hülfe brächte!

– Sie wird Hülfe bringen, sobald Sie ihr ruhig Gehör geben.

Der Graf setzte sich auf den Stuhl, mehr um zu ruhen, als die Tante anzuhören, sein Schmerz war wirklich ein tief einschneidender, das Herz vernichtender.

– Freund, begann die Tante, Sie wissen, daß ich Sie von jeher lieber hatte als den stolzen herrischen und auffahrenden Otto, der toll in das Leben stürmte und, den gräflichen Rang vergessend, schrankenlos seinen oft niederen Leidenschaften fröhnte. Immerhin, wir wollen deßhalb nicht mit ihm rechten, denn Jeder ist seines Glückes Schmied. Mag man sagen, was man wolle, ich bleibe dabei: der Unterschied des Standes ist wohl zu beachten. Otto hat ihn über dem Reichthum vergessen . . .

– Das eben ist es, unterbrach der Graf sie heftig; um das Vermögen Gabriele's zu gewinnen, hat er mein Glück zerstört! O, ich liebe sie mit der ganzen Gluth meines Herzens, bis zum Wahnsinn! Wie gern hätte ich ihm die Million abgetreten, wenn er mir die Geliebte gelassen hätte.

– Was ist das?

– Ich habe ihm diesen Vorschlag gemacht, habe ihn auf den Knien beschworen.

– Und er?

– Er wies mich mit den Worten ab: ich reiche Gabrielen aus Liebe die Hand und sie liebt mich wieder.

Madame Lobau sagte spöttisch:

– Also Herr Otto liebt!

– Er behauptet es.

– Ich glaube nicht daran.

– O, auch ich nicht.

– Und was halten Sie davon, Freund Julian?

– Otto hat Gabriele geheirathet, um sich an mir zu rächen. Lebt er doch in dem Wahne, ich trage die Schuld daran, daß der Vater testamentarische Verfügungen getroffen, die ihn mir nachstellen.

Die dicke Frau füllte von Neuem die Tasse.

– Wollen Sie nicht trinken, mein Lieber? fragte sie gutmüthig.

– Nein, Nein!

– Verhandeln wir unser Thema weiter; Sie werden sich bald beruhigen, wenn Sie die Sache richtig auffassen. Sehen Sie, mein Bester, ich spreche aus Erfahrung, und da ich schon dreiundfünfzig Jahre in der Welt lebe, habe ich Manches erfahren.

– Bah, was nützt es mir?

– Nur Geduld!

– Es gibt kein Mittel, die glühende Leidenschaft in meiner Brust zu verlöschen.

Er seufzte tief und schwer.

– Unterbrechen Sie mich doch nicht!

Frau Lobau holte eine silberne Dose aus der Tasche ihres Nankingkleides und schnupfte mit sichtlichen Behagen. Die Genüsse, die sie sich am Morgen bereitere, folgte in musterhafter Ordnung: nach dem Kaffee kam der Spaniol, der ihre Kopfnerven in heilsame Spannung brachte.

– Sehen Sie, Freund, ich spreche zu Ihnen wie die Mutter zu dem Sohne, und darum will ich Ihnen einen Blick in mein vergangenes Leben gestatten. Ich, die ich

aus einer gräflichen Familie stamme, heirathete aus Liebe einen armen Offizier, einen bürgerlichen Artillerieoffizier. Bürger bleibt Bürger, und Adel bleibt Adel . . . Lobau wußte mich, die ich an aristokratische Sitten gewöhnt war, nicht zu behandeln: es gestaltete sich zwischen uns Gleichgültigkeit; die bald in Spannung ausartete, und unsere Ehe ward bald so, wie sie werden mußte eine traurige, eine peinliche. Wir konnten von Glück sagen, daß uns der Himmel den Kindersegen verweigerte. Lobau hing seinen bürgerlichen Neigungen nach, ich meinen aristokratischen . . . unsere Wege führten himmelweit von einander ab. So verbrachten wir traurige Jahre . . . ach, es kam nicht selten zu schrecklichen Auftritten zwischen uns. Wer uns da gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß unsere Ehe ein Werk der Liebe sei. Schon stand ich im Begriff, die Scheidung zu beantragen, als ein Zufall diesen Schritt überflüssig machte.

– Was geschah?

– Lobau, mein Tyrann, zog als Hauptmann zu einem großen Manöver aus; er stürzte mit dem Pferde, brach den Hals und kam nicht zurück.

– Der arme Mann! seufzte Julian.

– Jawohl, ein solches Ende hätte ich ihm doch nicht gewünscht.

– Er starb in der Erfüllung seiner Pflicht.

– Und ich war Wittve mit einer Pension von einhundertfünfzig Thalern; hätte mir Ihr Vater, mein guter Vetter, dieses freundliche Grundstück nicht geschenkt, ich würde längst eine Beute des Elends geworden sein. Der

Miethzins für die erste Etage erhöht meine Einnahme, und so führe ich ein zwar bescheidenes, aber doch ein ruhiges Leben, das zu meiner Ehe einen wohlthuenden Kontrast bildet.

Die Wittwe trank wieder.

– Was nützt das mir? fragte Julian.

– Ziehen Sie die Lehre daraus, mein Bester: der Adel darf sich mit dem Bürgerstande nicht vermischen, denn beide passen zusammen wie Wasser und Oel ... Ihr Bruder Otto wird eine Zeit lang schwärmen und vor Liebe vergehen ... aber bald tritt eine schreckliche Nüchternheit ein ... gerade wie bei mir ... Otto will eine aristokratische Frau und findet eine bürgerliche Phryne, die ihn fühlen läßt, daß sie ihn zum reichen Manne gemacht hat. Ich kenne das, ich stütze mich aus Erfahrungen, ich schöpfe meine Behauptungen aus dem Leben ... Wären Sie nun an Otto's Stelle, so würde es Ihnen eben so ergehen ... lassen Sie den armen Mann in das Verderben rennen!

– Verderben? rief Julian bitter lachend.

– Gewiß, gewiß!

– O, es ist eine Seligkeit, die herrliche Gabriele zu besitzen!

– Die Kehrseite der Medaille wird sich dann zeigen; ich kenne die bürgerlichen Naturen, sie sind hausbacken unter der zartesten Hülle. Sobald die Geldfrage an Sie herantritt, ist es mit der Poesie aus, und die nüchternste Realität nimmt ihre Stelle ein. Der Bankier Roland hat vor der Hand sein Ziel erreicht, Gabriele ist eine Gräfin

... fordert der Graf nun, daß er mit seiner Frau standesgemäß lebe, so wird man ihm ein Taschengeld zuweisen, und dann ist die saubere Ehe fertig. Herr Otto erhält sicher den Lohn für das, was er an Ihnen gethan ... ich setze nämlich voraus, daß er Ihnen, wie Sie wähnen, einen Streich der Rache gespielt hat. Nein, mein Bester, Sie haben durchaus keinen Grund zu klagen, oder wohl gar zu verzweifeln; danken Sie im Gegentheil Gott, daß er Ihnen Freiheit und Glück bewahrt hat. Wäre das Bürgermädchen Ihre Gattin geworden, so hätten Sie den Vater verloren, der auf die Reinheit seines Stammbaumes mit eiserner Strenge hält. Ueber den Schritt, den Otto heute gethan, wundere ich mich nicht; Ihr Bruder ist ein leichtfertiger Mensch, der die gräfliche Ehre mit Füßen tritt, wenn er ein Kapital dadurch erwerben kann. Uebrigens ist Roland gar nicht so reich, als die Welt ihn macht; sein Vermögen ist illusorisch wie das jedes Bankiers, der sich in gewagte Spekulationen einläßt. Ich kenne das, mein seliger Mann stammte aus einer Bankiersfamilie. Kurz vor seinem Tode machte der alte Lobau bankerot, und der Sohn war ein armer Offizier. Bleiben wir nun bei Ihrer Person, lieber Julian, so stellt sich bis zur Evidenz heraus, daß das Schicksal Sie wider Willen auf eine gute Bahn gedrängt hat ... Sie werden ein Graf von Ravenstein in allen Ehren und Würden bleiben, während Otto in Kreisen lebt, die seiner unwürdig sind. Die Aristokratie wird sich mit Entrüstung von ihm abwenden und ihn seinem selbstgeschaffenen Schicksale überlassen. O, er ist kläglich aus dem Militärdienste geschieden, denn er hat

schon eine Ahnung von dem, was kommt. Dem Vater darf er nie wieder unter die Augen treten, dessen bin ich gewiß. Sie aber bleiben der geliebte Sohn und der Erbe eines kolossalen Vermögens, das nach Hausgesetzen nicht zersplittert werden darf.

Die Hauptmannswittwe trank den Rest ihrer Tasse und trocknete die Lippen ihres breiten Mundes satt und delikat mit dem weißen Tuche, das sie in der Tasche ihres Nankingkleides sorgfältig aufbewahrte.

Julian betrachtete sinnend die Blätter eines Zweiges, den er von der Laube gerissen hatte. Die Tröstungen der Tante schien er überhört zu haben, oder sie mußten keinen Eindruck auf ihn machen.

– Das war eine schreckliche Nacht! murmelte er vor sich hin. Ich möchte eine zweite nicht erleben . . . So sind die Menschen, sie treten schonungslos das Glück Anderer mit Füßen. Und Otto ist mein leiblicher Bruder, mein Zwillingsbruder! Bah, rief er auffahrend, es gibt kein gutes Herz mehr auf dieser Erde! Otto kennt mich, er weiß, daß ich ein anderes Gemüth besitze als er . . . wir hätten eine Uebereinkunft treffen können . . .

– Freund, aus Ihren Worten muß ich schließen, daß Sie sich um das Bürgermädchen bereits beworben haben. Darf ich nicht Alles wissen?

Der Graf stand auf, stampfte wie ein zorniger Knabe mit den Füßen und rief:

- Was nützt mir der Grafentitel?
- Fassen Sie sich doch!
- Was nützt mir das große Vermögen?

– O, es ist ein gewaltiger Hebel bei allen Unternehmungen.

– Die Geliebte hat es mir doch nicht erwerben können!

– Sie werden eine schöne und liebenswürdige aristokratische Dame finden, eine Prinzessin . . .

Julian stampfte wiederum mit den Füßen.

– Ich will keine Prinzessin!

– Beruhigen Sie Ihr heißes Blut, Freund, dann werden Sie anders denken und meinen Rathschlägen folgen. Mit dem Vater dürfen Sie nicht überlegen, darum schließen Sie sich mir an, ich liebe Sie ja wie meinen eigenen Sohn. Ganz offen will ich gestehen, daß mich Ihre Zurückhaltung kränkt . . . Als Sie kamen, um inkognito in der Stadt zu bleiben, vermuthete ich gleich ein Herzensgeheimniß . . . Sie wichen zwar meinen Fragen aus und sprachen von Familienangelegenheiten, aber ich hatte doch meinen Argwohn . . . Julian, bekennen Sie, daß Sie auf dem Punkte standen, einen Fehltritt zu begehen!

Er legte die flache Hand an die Stirn und rief:

– Wenn es ein Fehltritt ist, dem Zuge des Herzens zu folgen, so will ich mich dessen gern schuldig machen! O, wie traurig, wie gräßlich ist der Blick in die Zukunft! Mir schnürt sich die Brust zusammen, vor meinen Augen liegt ein blutiger Schleier, und alle Verhältnisse, die man aristokratisch nennt und glänzend preist, kommen mir wie Possen vor. Wäre ich weniger ehrlich und mehr schlau gewesen, ich würde jetzt ein glücklicher Mensch sein. So aber bin ich der Betrogene, der Gemißhandelte, der Gefolterte . . . o, ich bin Alles, nur kein Mann!

– Sie haben Recht! rief ironisch die Wittwe. Ein Mann geberdet sich nicht wie eine alte Frau.

Julian lachte hell auf.

– Es ist wahr! fügte er hinzu.

Die Tante lachte mit.

– Mein Bester, ich werde Ihnen helfen, wieder ein Mann zu werden.

– Helfen Sie, Tante!

– Es wird mir dies nur dann möglich sein, wenn Sie mir Alles erzählen, was vorangegangen ist.

– Zuvor verlange ich ein Versprechen!

– Was?

– Nein, einen Schwur verlange ich.

– Was soll ich denn beschwören?

– Daß Sie meine Mittheilungen geheim halten . . .

– Ich schwöre es Ihnen bei der Liebe, die ich für Sie hege.

Die Wittwe hob ihre fleischige Hand empor.

– Nun bin ich zufrieden! murmelte der Graf. Ich muß mein Herz erleichtern, muß Ihren Rath hören, denn gräßliche Gefühle toben in meiner Brust . . . Ich bin krank an Geist und Körper.

– Erfrischen Sie sich.

Der Kranke machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

– Und doch! mahnte die Wittwe.

– Nein, nein!

– Nehmen Sie eine Tasse Kaffee.

– Ich kann nicht einen Tropfen über meine Lippen bringen.

– *L'appetit vient en mangeant* . . .

Die kugelrunde Frau verließ die Laube und ging dem Hause zu.

Julian starrte nach dem wolkenlosen Himmel.

– Jetzt schwelgt er in den Armen des reizendsten aller weiblichen Geschöpfe! murmelte er bitter lächelnd vor sich hin. Otto ist Gabrielen's Gatte O, was für einen Begriff birgt das Wort ›Gatte‹! Und sie liebt ihn, den Bruder, der mir täuschend ähnlich ist. Warum gibt sie ihm den Vorzug! Besitze ich nicht dieselben Eigenschaften? Vielleicht bin ich ihr zu sentimental o, man macht mir Sentimentalität zum Vorwurfe! Das ist es . . . ich kenne nun den Grund! O, Geduld, aus dem Lamm kann ein Tiger werden! Das war der falsche Schritt, den ich gethan habe . . . Hören wir, was die Tante mir räth! Sie verbindet Energie mit Klugheit . . . Rache will ich üben, eine furchtbare Rache! Otto hat vergessen, daß ich sein Bruder bin, auch ich will vergessen, daß wir unter einem Herzen geruht haben . . .

Die Wittve kam zurück; sie setzte eine Tasse mit dampfendem Kaffee auf den Tisch.

– Trinken Sie, lieber Vetter!

Und der Vetter schlürfte hastig, fast fieberhaft; dann sank er in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Wahrlich, er war ein schöner Mann, obgleich die Blässe seines Gesichts heute krankhaft erschien.

Frau Lobau nahm eine Prise aus ihrer Dose; während sie die zusammengekniffenen Finger langsam der Nase, die schon ein wenig schwammig war, zuführte, dachte sie lächelnd:

– Nun werde ich endlich Gewißheit erhalten! Der Zustand, in dem er sich befindet, ist ganz geeignet, ihn offen reden zu lassen. Getäuschte Liebe reizt zur Rache . . .

Sie schnupfte.

– Vielleicht kann ich den alten zähen Grafen nun mürbe machen . . . mit Hilfe des Sohnes! Welche eine traurige Rolle spielt der Erbe von Ravenstein . . . da liegt er, ein verschmachtender Seladon! Die Männer unserer Zeit sind entnervt, jammervoll . . . Aurelie, schmiede das Eisen, es ist glühend!

Die Wittve richtete diese Worte an sich selbst, denn sie hieß Aurelie und war die Schwester der verstorbenen Mutter des jungen Grafen. Auf ihre Familienverhältnisse werden wir später zurückkommen.

Julian schien eingeschlafen zu sein.

– Ich will ihn nicht stören! flüsterte Aurelie. Mag er, nach der schrecklichen Nacht, ein Viertelstündchen ruhen.

Sie schlich leise aus der Laube. An der Haustür traf sie die Magd.

– Drude, befahl sie leise, Du bleibst hier stehen.

– Ja, Madame!

– Siehst Du den gnädigen Herrn dort?

– Er schläft!

– Sorge dafür, daß er nicht geweckt werde.

– Ja, Madame!

– Sollte er von selbst erwachen, so sagst Du es mir, ich gehe in mein Zimmer, um Toilette zu machen. An dieser Stelle bleibst Du stehen und beobachtest, ich schärfe es Dir ein.

Aurelie verschwand in dem Hause.

Die Magd setzte sich auf die Steinstufe, streckte die hageren nackten Arme unter die blaue Leinenschürze und sah starr nach der Laube, in welcher der Graf vor Erschöpfung eingeschlafen war.

So verfloß eine Viertelstunde.

Da erschien die Hauptmannswittwe wieder. Ach wie stattlich sah die dicke Dame aus! Das Haar hing in Löckchen unter einer Haube, die mit Kornblumen geschmückt war, herab. Den fetten Hals umschlang eine Goldkette, an der ein Granatkreuz glänzte. Ein Oberrock von weißem Battist schloß den runden Körper ein. Und blau wie die Schleifen, die von dem Busen bis zu den Füßen hinabgingen, zwar das breite Gürtelband, das die unförmliche Taille noch unförmlicher machte. Wir würden diese geschmacklose Toilette nicht kurz beschrieben haben, wenn sie nicht zur Charakterisirung der Person diene, von welcher der arme Graf Rath und Trost erwartete. Aurelie war unbemittelt, ihre Einkünfte reichten gerade aus, die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten; aber doch suchte sie das aristokratische Dekorament zu wahren, sie schmückte sich mit bizarrer Eitelkeit, nicht etwa, um Eroberungen

zu machen, sondern um zu zeigen, daß sie den höheren Ständen angehörte und ihre Mittellosigkeit zu verbergen. Die alte verblichene Eleganz ihrer Möbel ersetzte sie durch weiße Decken, die überall ausgebreitet lagen. Die Enge der Räumlichkeit entschuldigte sie mit der besonderen Vorliebe für Gemüthlichkeit und Behaglichkeit ... mit Einem Worte, sie wollte leben, wie sie eben lebte. Schulden machte sie nie, sie bezahlte alle Bedürfnisse baar und suchte sich in den Ruf der Geizigen zu bringen, um nicht für arm zu gelten. Der gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaft gegenüber benahm sie sich stolz und zurückhaltend; mit dem Adel kam sie selten in Berührung. Aurelie hatte nur zwei Leidenschaften: sie trank gern Wein und spielte eben so gern in der Lotterie. Fortuna war ihr bis jetzt nicht hold gewesen, denn außer einigen unbedeutenden Summen hatte die eifrige Spielerin, die kaum den Ziehungstag erwarten konnte, nichts gewonnen.

Aurelie spannte den großen Sonnenschirm aus, der schon manches Jahr gedient hatte. Das alte aber gut erhaltene Möbel bestand aus einem Fischbeingestelle, das mit verschossenem Atlas überzogen war. Der große Horngriff mit der schweren Troddel hätte gut an einen Familienregenschirm gepaßt. Die eitle Frau wollte ihren Teint der Sonne nicht preisgeben ...

Sobald sie Toilette gemacht hatte war sie mild und sanft; sie sprach in gewählten Ausdrücken und bemühte sich, das Auffahren zu vermeiden, das sie im Negligee nicht verhüten konnte. Vielleicht wollte sie nicht nur

vornehm, sondern auch liebenswürdig erscheinen. Von ihrem Witze und ihrer nicht gewöhnlichen wissenschaftlichen Bildung war sie eben so fest überzeugt, als von der Einfalt aller Bürgerfrauen. Schriftsteller mit bürgerlichen Namen ließ sie nicht; wäre Göthe nicht Minister und Schiller nicht geadelt gewesen, sie würde die Werke dieser Männer keines Blickes gewürdigt haben. Ihre kleine Bibliothek enthielt nur die Schriften geadelter Autoren.

– Drude, fragte sie leise, hat mein Vetter gut geschlafen?

– Ganz gut, Madame! antwortete die Magd, ohne sich zu erheben.

– Hat er sich gerührt?

– Nein!

– Bleibe hier und wache ferner über den Schläfer.

– Ja, Madame!

– Sollte sich das Geringste ereignen, so suchest Du mich auf.

– Ja, Madame! antwortete träge die Magd.

– Weißt Du denn auch, wo Du mich findest?

– Nein, Madame!

– Danach mußt Du hübsch fragen.

Drude sah zu ihrer Herrin empor.

– Wo finde ich Sie denn, Madame?

– Ich mache in der schattigen Allee eine Morgenpromenade . . . Du kennst doch die Allee?

– An dem Zaune dort . . .

Ganz recht, an der Taxushecke, die ich im vorigen Frühlinge habe stutzen lassen. Im nächsten Jahre wird

sie sich prachtvoll ausnehmen ... Also in der schattigen Allee triffst Du mich.

Aurelie entfernte sich einige Schritte; plötzlich blieb sie stehen.

– Drude!

– Was denn, Madame?

– Komme zu mir!

Das träge Märchen erhob sich langsam.

– Hast Du Deine Küchenarbeiten vollendet?

– Ja; das Mittagessen ...

– Wir werden bei der Hitze kalte Küche haben.

Die Magd zog sich an ihren Platz zurück.

Aurelie ging an der Laube vorüber.

– Ein schöner Mann! flüsterte sie, den Schläfer betrachtend. Schade, jammerschade, das er die Schwächen seines Vaters geerbt hat. Es ist gut, daß er im Freien schläft, die Luft stärkt die Nerven und erfrischt das Blut, das bei allen Ravensteins etwas träge fließt. Der Schlummer des übernächtigen Vettters wird wohl noch eine Zeit lang dauern ... O, wie lieb ist es mir, daß ich abkommen konnte.

Sie ging weiter.

Die schattige Allee, von der die aristokratische Dame gesprochen, bestand aus fünf Apfelbäumen, die sich in der Nähe eines wild gewachsenen Zauns befunden, desselben Zaunes, dem sie den Namen ›Taxishecke‹ gegeben. Von dem Schatten war auch nicht viel vorhanden, denn die Sonne fand manchen Weg durch die alten knorrigen Apfelbäume, die sich unregelmäßig aus dem

trockenen Boden erhoben. Der Fuß strauchelte oft an Unebenheiten, Wurzeln und Kraut, das in üppiger Fülle hier wucherte. Aurelie achtete dessen nicht; lächelnd athmete sie die Morgenluft ein und sah nach den Bäumen, die für dieses Jahr einen reichen Ertrag versprachen. Nachdem sie die Allee einigemal durchschritten hatte, rief eine Stimme:

– Guten Morgen, Frau Nachbarin!

– Ah! Ah! lallte überrascht die Nachbarin.

Wir bemerken, daß die Ueberraschung eine erkünstelte war.

– Gut geschlafen? fragte die Stimme weiter.

– Danke, Herr Hofrath!

– Angenehme Träume gehabt?

Aurelie näherte sich dem Zaune. Durch eine Oeffnung in den Blättern sah sie den Kopf eines bejahrten Mannes, der aus einer Meerschampfeife behaglich rauchte und der Nachbarin die Hand entgegenstreckte.

– Mir hat geträumt, antwortete Aurelie, daß der Herr Hofrath von Löwenhorst sein Grundstück an einen Bauspekulanten verkauft habe, und daß diese schöne Hecke unter den Schlägen der Axt gefallen sei.

Der Hofrath von Löwenhorst war ebenfalls kurz und dick; sein volles Gesicht war geröthet, wie das der Nachbarin, und sein Haar stark ergraut. Den struppigen Bart über der Oberlippe mußte er gefärbt haben, denn er war völlig schwarz, wie die Brauen, die sich borstenartig an der hohen und breiten Stirn hinzogen. Die Lider seiner

geschlitzten, etwas verschwommenen Augen zeigten rothe Ränder, die Folge einer chronischen Entzündung, die wiederum zur Folge hatte, daß der Hofrath kleine goldene Ringe in den großen Ohren trug. Den rechten Nasenflügel zierte eine braunröthliche Warze, die von einem Kranze kurzer Härchen umgeben ward. Ueber die Wangen liefen rothe und bläuliche Aederchem die sich bis auf die kurz abgerundete Nasenspitze fortsetzten. Der Kopf, den eine grüne Mütze mit großem Schirme bedeckte, war köstlich; steife Vatermörder nach altem Schnitte reichten bis an die Ohren, deren Zipfel auf der scharfen Kante ruheten. Ein weißes Halstuch schlang sich locker um den feisten Hals, so locker, als ob es dem fetten Kinn als weiches Kissen dienen wollte. Auf dem Streifen des weißen Hemdes glänzte eine große Busennadel, deren Diamant helle Funken sprühte. Wir werden von dieser Nadel später hören. Durch die Oeffnung in der Hecke, die der Zufall nicht allein erschaffen hatte, sah man nur die Büste des Herrn Nachbars; darum ließ sich auch in dem blau und weißgestreiften Sommerrock das Ordensbändchen erkennen, das breit und voll aus dem ersten Knopfloche hervorquoll. An der Hand, die zum Gruße aus der Oeffnung kam, prangte ein sehr werthvoller Siegelring, ein würdiges Seitenstück zu der Busennadel.

Herr von Löwenhorst war seit dem ersten Mai der Nachbar Aurelien's; er hatte Villa und Garten im letzten Winter käuflich an sich gebracht, um Beides bei günstiger Gelegenheit mit Vortheil wieder zu veräußern. Er bewohnte, da diese Gelegenheit sich noch nicht gefunden,

das hübsche Gartenhaus selbst, um, wie er sagte, eine Badereise zu ersparen.

– Ein schöner Traum! murmelte er mit markiger Baßstimme.

– Schön?

– Für mich, für mich!

– Wegen des vortheilhaften Verkaufs etwa? fragte die Wittve mit einem Anflug von Ironie.

– Nein, o nein! Die Nachbarschaft ist mir viel zu lieb und werth, als daß ich sie eines kleinen Vorthails willen aufgeben sollte. Aber der Traum, den Sie gehabt, berechtigt mich zu dem Schlusse, daß die werthe Frau Hauptmännin sich mit mir beschäftigt hat.

Er drückte innig ihre Hand, dann zog er die seinige zurück.

Aurelie flüsterte verschämt:

– Mir wäre eine Unterbrechung der freundnachbarlichen Verhältnisse mehr als unangenehm; Sie wissen, daß ich mich von der Welt zurückziehe, daß ich einen beschränkten Umgang wähle ... wenn ein bürgerlicher Spekulant sich mir zur Seite niederließe und den idyllischen Frieden störte ...

– Fürchten Sie das nicht; versicherte der Hofrath. Ich habe den Entschluß, zu verkaufen, aufgegeben, seit ich angefangen mich Ihrer Freundschaft zu erfreuen ... Um Ihnen zu dienen bin ich zu Allem fähig.

Aurelie verneigte sich mit aristokratischer Grazie.

– Wie schmeichelhaft für mich, Herr Hofrath.

– Der Umgang mit einer geistreichen Dame ist mir Bedürfniß.

– Sehr verbunden! Ich gestehe offen, verehrtester Herr Nachbar, Sie heilen mich von einem Vorurtheile . . .

– Von einem Vorurtheile?

– Ja, ja!

– Und von welchem?

– Meine unglückliche Ehe hat mir seltsame Begriffe von den Männern beigebracht.

– Ah, das ist es!

– Ich war mit einem bürgerlichen Offizier verheirathet

. . .

– Die Mesalliancen sind stets verhängnißvoll! ich weiß das zwar nicht aus Erfahrung, aber ich habe viel davon gehört und könnte Ihnen Beispiele erzählen . . .

– Bitte, ein Beispiel steht vor Ihnen; mein Mann war ein schöner Offizier, vielleicht der schönste in der ganzen Armee . . . Aber wie schrecklich wurden mir die Augen geöffnet! Nachdem der Gemahl mein Vermögen durchgebracht hatte, behandelte er mich schlecht . . .

– Dessen würde sich ein Kavalier geschämt haben!

– Der Tod trat als Vermittler auf, er löste das schreckliche Eheband, und die arme Wittwe hat Muße und Ruhe, über ihr Schicksaal nachzudenken. Das Resultat meines Nachdenkens war ein entschiedener Männerhaß.

Der Hofrath hatte einige gewaltige Züge aus seiner Pfeife gethan.

– Werthe Frau Nachbarin, Ihr Schicksal ist ein beklagenswerthes, es geht mir tief zu Herzen, wenn ich Sie

so allein durch den Garten wandeln sah, sagte ich mir: die Frau Hauptmännin muß einen herben Seelenschmerz haben, der sie in die Einsamkeit ihres Gartens treibt. Das sagte ich mir und fuhr fort, Sie zu beobachten.

Aurelie senkte ihren Sonnenschirm.

– Sie haben mich beobachtet, Herr Nachbar? fragte sie mit erkünsteltem Erstaunen.

– Halten Sie dies nicht für Indiskretion . . . das lebhaftes Interesse, das ich für Sie hege . . .

Die Dame verneigte sich kurz, wie ein junges Mädchen.

– Danke, danke!

– Auch ich habe die Einsamkeit aufgesucht weit ich an Weltschmerz leide.

– Auch Sie, auch Sie! rief nach einem Seufzer die Wittwe. Es ist doch nichts vollkommen auf dieser Erdenrunde, wohin das Auge sich wendet, erblickt es Mängel.

– Sie lehnte sich auf einen starken Zweig des Zauns und flüsterte:

– Lieber Nachbar, was hat Ihnen Schmerz bereitet?

Der Nachbar streichelte die runde Wange der Nachbarin.

– Wie Sie glühen, Frau Hauptmännin!

– Nennen Sie mich nicht so!

– Warum nicht?

– Ich will nicht an den Mann erinnert sein, der mir meine Jugend gestohlen hat.

– Sie stehen in den besten Jahren.

Nun ja, ich fühle mich körperlich und geistig frisch und kräftig; mir ist, als ob ich noch gar nicht vierundvierzig Jahre auf der Welt gelebt hätte . . .

– Vierundvierzig Jahre!

– Lieber Hofrath, halten Sie mich für älter?

– Im Gegentheil, ich wundere mich, daß Sie schon so alt sind.

– Schmeichler! flüsterte die Schöne, die neun Jahre ihres Alters verleugnet hatte.

– Ich bin offen und wahr!

– Ganz wie ich es bin! wäre ich eitel, so würde ich mein Alter nicht genau angegeben haben. Ach, hätte ich nicht so viel Kummer gehabt!

Aurelie seufzte und stellte sich, als ob sie Thränen unterdrückte, die gewaltsam den Augen entrinnen wollten. Ihr Sonnenschirm sank zur Seite auf den Zaun. Da stand sie nun in voller Liebenswürdigkeit . . .

Auch Herr von Löwenhorst seufzte; dann setzte er durch starkes Rauchen die Pfeife in Brand, die zu verlöschen drohete.

– Werthe Frau Nachbarin, fragte er bewegt, wie soll ich Sie denn nennen?

Sie sah ihn schmachkend an.

– Wollen Sie die finstern Schatten der Vergangenheit nicht heraufbeschwören?

– Ach, ich möchte Sie stets heiter sehen, nur freundliche Worte von Ihnen hören.

– So nennen Sie mich ›Frau Aurelie‹.

– Sie gestatten es mir?

– Ach, ich bitte darum! Der Vorname erinnert mich an meine früheste Mädchenzeit, an das wundervolle Glück der ersten Jugend, das man dann erst ganz begreift, wenn es entschwunden ist. Da liegt es nun hinter uns, wie ein Märchen, das die Mutter in traulichen Abendstunden erzählt hat.

– Sie sprechen wie ein poetisches Buch, Frau Aurelie.

– Hinweg mit diesen Träumereien! fuhr sie plötzlich auf. Die Wirklichkeit tritt ernst mahnend an uns heran ... Sie wollten mir, wenn ich nicht irre, den Grund Ihres Weltschmerzes mittheilen ... Haben Sie bei den Frauen trübe Erfahrungen gemacht?

– Nein! murmelte im tiefsten Basse der Hofrath.

– Was ist es sonst?

Herr von Löwenhorst blies in die Pfeife, daß die Funken aus dem Meerschaumkopfe stoben.

– Die Männer, die Männer!

– Doch nicht etwa Kavaliere?

– Halbblut, abscheuliches Halbblut, das noch schlimmer ist als das Proletariat. Wäre ich weniger arglos gewesen, ich müßte heute Minister des Aeußern sein ... Ein Parvenü hat mich überlistet, betrogen, angeschwärzt, verleumdet und meine Verdienste sich angeeignet ... Das Haar sträubt sich mir empor, wenn ich daran denke!

– Armer Nachbar!

– Nennen Sie mich einen thörichten Mann! Der Parvenü, den ich nicht näher bezeichnen mag, schmückte sich mit meinen Federn, man glaubte ihm, erhob ihn in

den Adelstand und machte ihn zum Minister; nun war ich der Excellenz, die auf meinen Schultern emporgestiegen, lästig; sie wußte es dahin zu bringen, daß ich in den Ruhestand versetzt ward und eine Pension erhielt. Als besondere Anerkennung meiner Verdienste gab man mir diesen Orden . . .

Er deutete auf das Bändchen im Knopfloch.

– Und um mich courfähig zu machen, fügte er hinzu, erhielt ich zum Schluß den Hofrathstitel . . . Bah, ich fliehe die Hofkreise, in denen die Luft durch Eindringlinge verpestet wird. Das nennt man nun Fortschritt, Aufklärung und Toleranz . . . Frau Nachbarin, unsere Zeiten sind schlecht, sehr schlecht . . . die alten Stammbäume des Adels treiben keine gesunden Zweige mehr, man beschädigt ihre Wurzeln und bringt sie nach und nach zum Verdorren. Ein Mittel dagegen gibt es nicht, weil die hohen Herren die wichtigste Aufgabe ihres Lebens verkennen. Aber Geduld, nur Geduld . . . der unterwühlte Boden wird auch sie verschlingen und die Reue kommt zu spät. Das Spiel mit Standeserhebungen und Ordensverleihungen ist ein leichtsinniges, Adel und Orden haben keinen Werth mehr. Sehen Sie sich um auf der Straße der fünfte Mann, der Ihnen begegnet, trägt ein Ordensbändchen . . . Und nun fragen Sie, wofür ihm diese Auszeichnung geworden? Für eine Bagatelle, die irgend einem hohen Herrn geschmeichelt hat, für die Vermittlung eines Geschäfts, das jeder Makler besorgt haben würde. Die neugebackenen Edelleute stammen aus Proletarierfamilien . . . der Vater dieses und jenes Barons läuft als Schuster

oder Schneider herum . . . O, ich hätte mich mehr als einmal verheirathen können . . .

– Warum haben sie es nicht gethan?

– Weil ich fürchtete, der Adel meiner Gemahlin könne nicht rein sein. Da bin ich Junggesell geblieben, wenn auch zuweilen die Einsamkeit mir lästig ward.

– Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

– Unter Umständen, Frau Aurelie, unter Umständen! Wenn gleichgestimmte Seelen sich finden, die eine Verbindung nicht als Spekulation betrachten, die festhalten an den alten guten Adelsgesetzen . . . in diesem Falle ist es ein Glück . . . unter andern Bedingungen mag ich die Ehe nicht. Da hat sich wiederum ein Graf verheirathet . . .

– Ein Graf? fragte die Wittwe neugierig.

– Wissen sie es denn nicht? Der Graf Otto von Ravenstein hat sich so weit vergessen, daß er die Hand einer bürgerlichen Bankierstochter gereicht, eines Mannes, dessen Vater noch Jude war. Gestern ist die Hochzeit mit unerhörtem Pompe gefeiert worden, mein Barbier weiß nicht genug zu erzählen. Der jüdische Christ oder der christliche Jude, wie Sie wollen, hat das Geld sinnlos verschwendet . . . Natürlich, seine Tochter ist Gräfin geworden, gnädige Frau, hohe Gebieterin! Wo bleibt nun der reine Adel? Ich kenne den alten Grafen von Ravenstein nicht, aber er verdiente . . .

– Halt! rief die Wittwe. Urtheilen Sie nicht vorschnell, Herr Nachbar; ich kenne die Verhältnisse besser, denn der alte Graf ist mein Schwager.

– Ist's möglich?

– Der Sohn hat sich wider den Willen des Vaters verheirathet und darum ist er mit der Familie völlig zerfallen.

– Das sind böse Zeichen der Zeit, meinte Herr von Löwenhorst; der Plebs wird uns bald über den Kopf wachsen, und wir müssen flüchten, wie der Adel in Frankreich während der ersten Revolution. Also der Graf von Ravenstein, den ich des Alters seines Stammbaums wegen hochachte, ist Ihr Schwager . . .

In diesem Augenblick trat die Magd heran.

– Madame!

– Gott, wie Du mich erschreckst!

– Der Herr Graf . . .

– Gehe, Drude, ich werde sogleich kommen.

Aber Drude ging nicht; sie starrte das Vollmondsge-
sicht des Hofraths an, das sich zwischen Blättern zeigte.

Die Wittwe schob sie in den Weg zurück und rief:

– Bleibe in der Küche, daß der Braten nicht anbrenne, hörst Du . . . Ich folge Dir auf dem Fuße! Du bist für jeden Schaden verantwortlich, der den Speisen geschieht.

Die Magd begriff nicht ein Wort von dem, was die Her-
rin gesagt hatte; wie träumend ging sie nach dem Hause
und verschwand zwischen den Johannisbeersträuchen.

– Ich muß fort, Herr Nachbar, die Pflichten der Haus-
frau rufen; wir setzen wohl diesen Nachmittag oder mor-
gen früh unser Gespräch fort, aus dem ich mit Freuden
ersehen, daß wir in unseren Weltanschauungen harmo-
niren. O, wie lieb ist es mir, daß ich wenigstens von einer
Seite aristokratische Luft einathmen kann . . .

Der Hofrath küßte die ihm dargebotene Hand der Wittwe.

– Auf baldiges Wiedersehen, liebe Frau Aurelie!

– So Gott will! Da habe ich nun meinen Adel eingebüßt, und zu welchem Zwecke? Um eine elende Wittwenexistenz zu führen und über die Perfidie der Männer nachzudenken.

– Es gibt auch treue Herzen, Frau Nachbarin.

– Vielleicht, vielleicht!

– Es gelingt mir wohl, Ihnen den Beweis von dieser Behauptung zu liefern.

Das holdselige Lächeln, das Aurelie zu erzeugen vermochte, lohnte den Hofrath für seine Aeußerung; er sah ihr noch lange durch die Zaunöffnung nach.

– Eine kapitale Wittwe! murmelte er. Gehörte sie auch nicht einer der ersten Familien unsers Landes an, sie würde mir doch gefallen. Es ist nicht gut, daß der Eltiensch allein sei, hat sie gesagt ... möglich, daß ich ihr für den Rest des Lebens Gesellschaft leiste, denn ihr Grundstück besitzt einen Werth, von dem sie keine Ahnung hat. Teufel, da gesellt sich ein junger Mann zu ihr, ein eleganter junger Mann ... sprach die Magd nicht von einem Grafen? Schade, daß mein Blick nicht weiter reicht ... der Besuch macht mir Sorgen, denn die angenehme Wittwe ist noch immer begehrenswerth.

Er zog sich zurück und ging in seine Villa, eine Art Schweizerhäuschen, das unter einer Gruppe von Kastanienbäumen versteckt lag. Eine Viertelstunde später verließ er den Garten. Der alte Herr hatte eine seltsame Toilette gemacht. Der blaue Frack mit schwarzem Sammtkragen und Goldknöpfe den er trug, war schon längst aus der Mode gekommen, trotzdem war er gut und sauber gehalten. Die weißen Pantalons schlossen sich eng den kurzen, etwas gebogenen Beinen an, die auf sehr breiten Füßen ruheten. Christian von Löwenhorst liebte die Bequemlichkeit; er ging in leichten Schuhen und weißen Gamaschen, die von den Pantalons größtentheils bedeckt wurden. Eine gelbe mit schwarzen Streifen geschmückte Weste, deren Oeffnung den Busenstreifen mit der Brillantnadel sehen ließ, umschloß fest das ansehnliche Bäuchlein, auf dem eine große Goldkette glänzte. Auf dem starken Haupte prangte ein gelber Strohhut mit schwarzem Bande, dessen sehr breite Krämpe das bläulich rothe Gesicht vor der Sonne schützte. Die braungantirte Hand stützte sich auf einen starken Rohrstock mit silbernem Knopfe. Der nach seiner Art sommerlich gekleidete Stutzer schloß sorgfältig die Gartenthür und schritt dann pathetisch der Stadt zu. Der Herr Hofrath machte Wuchergeschäfte mit den Offizieren. Heute war sein erster Weg der zum Bankier Roland, dem er einen Wechsel des Grafen Otto von Ravenstein vorlegte. Roland zahlte mit der größten Bereitwilligkeit, und entließ

den Darleiher so ruhig, als ob es sich um ein gewöhnliches Geldgeschäft handelte. Mittags speiste der Herr Hofrath in einem Hotel, das von den Offizieren stark besucht ward. Hier war seine Börse; er lieh Geld auf Wechsel und Ehrenscheine, und kassirte die fälligen Summen ein. Den säumigen Zahlern gab er nicht undeutlich zu erkennen, daß er die Papiere an geeigneter Stelle präsentiren wolle ... die Bedroheten baten um Verlängerung und erhielten diese gegen hohe Zinsen. Mehr als dreimal prolongirte der aristokratische Geldmann nicht, dann verfuhr er rücksichtslos durch einen alten Advokaten, der ebenfalls das Wörtchen ›von‹ vor seinem Namen führte. Nach Tische bestieg er einen Fiaker, der ihn nach seiner Villa brachte. Den Nachmittag verschlief er und den Abend verbrachte er einsam im Garten.

3. GESTÄNDNISSE.

Frau Aurelie traf nun ihren Gast zwischen den Blumenbeeten, wo er wie ein Träumender auf und ab ging. Der kurze Schlaf schien ihn nicht gestärkt zu haben, denn er sah bleicher aus als zuvor und sein Auge schwamm in einem feuchten Glanze.

– Himmel, wie sehen Sie aus! flüsterte Aurelie erschreckt. Sie sind krank, kommen Sie in das Zimmer.

Julian ließ sich führen. Fünf Minuten später befand er sich in einem freundlichen Zimmer des ersten Stocks. Er warf die Kleider ab und hüllte sich in einen eleganten Schlafrock. Aurelie war ihm behülflich wie eine Mutter

dem Sohne; und wahrlich, sie hätte auch seine Mutter sein können.

– Ruhen Sie jetzt, ich lasse Sie allein! rief sie besorgt.

– Sie werden bleiben, Tante, wenn Sie mich lieb haben!

– Ob ich Sie liebe, mein armer Vetter!

Aurelie hatte sich ihm zur Seite niedergelassen.

– Erleichtern Sie jetzt Ihr Herz durch offene Mittheilung, die Sie der Schwester Ihrer seligen Mutter machen. Weiß ich, was mir zu wissen nöthig, dann werde ich rathe können.

Julian hatte den Kopf in das Kissen zurückgelegt.

– Reichen Sie mir ein Glas Wasser! bat er mit matter Stimme,

Die Wittve holte frisches Wasser, das sie ihrem Gaste reichte. Julian leerte das Glas mit der Hast eines Verschmachtenden.

– Füllen Sie das Glas zum zweitenmale.

– Das kalte Wasser könnte Ihnen schaden.

– O, es thut mir wohl! Das heiße Blut fließt schon ruhiger und der Kopf brennt minder stark.

– So trinken Sie!

Es geschah.

Er schrak heftig zusammen.

– Tante, rief er, das Wasser war doch rein?

– Wie kommen Sie zu dieser Ansicht, Vetter? fragte verwundert die Wittve.

– Wenn Sie mir Gift beigebracht hätten.

– Sie sind ein Thor!

– Ich bin gewissen Leuten lästig in der Welt! Starren Sie mich nur an . . . mein Tod wäre ein Ereigniß, das eine Umgestaltung der Dinge hervorbringt.

– Was phantasiren Sie denn?

Julian sprang auf und ging heftig durch das Zimmer.

– Es wäre gräßlich, wenn ich jetzt stürbe! rief er verzweiflungsvoll

– Sie werden leben, Sie werden noch lange leben!

– Das will ich, das will ich!

Die Wittwe führte ihn zurück.

– Jetzt erzählen Sie, erleichtern Sie Ihr Herz.

– Wohlan, ich will es, da mir außer Ihnen keine Seele bleibt, die meinem mehr als traurigen Geschehe Theilnahme zollt. Der Vater ist ein kalter, verschlossener Mann, er wird mich verhöhnen, wird mich einen Narren heißen . . . Sie, mit Ihrem Frauenherzen, können mich verstehen. Die Verhältnisse in unserer Familie sind Ihnen bekannt . . .

– Bis zu dem Tage meiner Verlobung; als diese proklamiert wurde, durfte ich das gräfliche Haus nicht mehr betreten, ich war ja die Braut eines bürgerlichen Offiziers. Meine Schwester, Ihre Mutter, starb, ohne daß ich sie zuvor noch einmal gesehen und gesprochen hatte. Ach ja, Ihr Vater ist ein unbeugsamer Charakter, er weicht nicht ein Haar breit von seinen Grundsätzen ab. Muß ich Charakterfestigkeit auch achten . . . der alte Graf von Ravenstein geht zu weit, er ist Tyrann. Seine Gattin wußte dies am besten, sie hat es mir oft in ihren Briefen geklagt . . .

– Trotzdem hing er mit großer Liebe an uns Kindern, vorzüglich an Otto, den er seinen Stammhalter nannte.

– Natürlich, er hat ja zehn Minuten früher das Licht der Welt erblickt als Sie . . . wäre die Sache nicht zu ernst, ich würde darüber lachen. Ein Erstgeborener muß vorhanden sein, damit nach den unsinnigen Familiengesetzen der Ravensteins die reichen Güter auf ihn übergehen können.

– Im Falle er sich dieses Vorzugs nicht unwürdig zeigt; dann kann der Vater zu Gunsten des nächstfolgenden Sohnes verfügen. Mit diesen Gesetzen wurden wir frühzeitig bekannt gemacht, und ich fügte mich in das Schicksal, als zweiter Sohn durch eine Rente abgefunden zu werden. Nach dem ersten Unterrichte, den wir gemeinschaftlich im Vaterhause genossen, trennte man uns; Otto bildete sich zum Offiziere aus, denn er sollte durchaus einen hohen militärischen Rang einnehmen . . . mich schickte man auf das Gymnasium und die Universität, daß ich mich auf die diplomatische Carrière vorbereite, ich sollte irgend einen Gesandtschaftsposten erhalten. Hier in der Residenz traf ich mit dem Bruder wieder zusammen, der Gardeoffizier geworden . . . ich war Student der Kameral-Wissenschaft. Nun zeigte sich die Verschiedenheit unserer Charaktere; Otto liebte es, als reicher Kavalier zu leben und die Lebensgenüsse zu nehmen, wo er sie fand; ich dagegen hielt mich streng in den Schranken meines Standes, und wählte dem entsprechend meinen Umgang. Meine Aehnlichkeit mit Otto fügte es, daß ich oft für diesen gehalten wurde, und so kam

ich hinter manches Geheimniß, das ein trübes Licht auf den Erstgeborenen von Ravenstein warf. Von den kolossalen Schulden, die er gemacht, will ich nicht sprechen, denn Schulden können bezahlt werden; wohl aber von den galanten Abenteuern, in die der Gardeoffizier sich eingelassen hatte. Ich müßte Ihnen ein ganzes Register entrollen, wollte ich dieses Kapitel völlig erschöpfen. Auf meine Vorstellungen antwortete Otto mit Hohn, er nannte mich einen Kopfhänger, einen schwermüthigen Philosophen, und endlich einen Gleißner, der im Stillen ein flottes Leben führe. Es kam zu ernstern Zerwürfnissen, als der Vater sich weigerte, die Schulden seines leichtfertigen Sohnes zu bezahlen . . . Otto klagte mich an, ich hätte ihn bei dem Vater verschwärzt, um mir das Erbe zu sichern. Meinen Versicherungen glaubte er nicht, wir trennten uns als erklärte Feinde. So verflossen Jahre. Ich ging als Gesandtschafts-Attaché nach London und kümmerte mich um die Verhältnisse in der Heimath wenig, denn ich wollte durchaus den Bruder überzeugen, daß ich auf den Vater keinen Einfluß ausübe. London bot mir der Zerstreungen genug, ich hatte nicht Zeit, an Intriguen zu denken. Außerdem trat ein Ereigniß ein, das mich völlig an London fesselte. Der Gesandte bewohnte im Sommer ein Landhaus in der Nähe der Hauptstadt; nicht selten traf es sich, daß ich ihm Bericht erstatten mußte. Ich fuhr auf der Eisenbahn zu dem Dorfe, an dessen äußerster Spitze das Landhaus lag. Eines Tages betrete ich den Garten, und finde eine junge Dame von wunderbarer Schönheit, die in der schattigen Allee langsam

auf und ab geht. Wie geblendet bleibe ich vor ihr stehen; sie fragt mich lächelnd, wohin ich wolle? Ich nenne den Namen meines Gesandten . . . O, ruft sie, Sie haben sich in der Gitterthür geirrt, der Gesandte, den Sie suchen, ist unser Nachbar, bemühen Sie sich ein Haus weiter. Und die Schöne begleitet mich bis zur Thür, öffnet sie höflich und zeigt mir die Wohnung des Gesandten, die ich wie ein Trunkener erreichte. Erlassen Sie es mir, Ihnen den Eindruck zu schildern, den dies zufällige Begegnen auf mich machte. Führte mich auch kein Geschäft nach dem Dorfe, ich fuhr dennoch fast täglich hinaus, und war mir der Zufall hold, konnte ich durch die Stäbe des Gitters die Unvergeßliche nur sehen, ach, dann schwelgte ich in einem Glücke, das mir bis dahin unbekannt gewesen. Die wunderholden Züge des Mädchens standen stets vor meinen Blicken und ihre Stimme erklang stets vor meinen Ohren. Es war gegen Abend, als ich träumend den Park umschlich. Ein Sonntag neigte sich dem Ende zu. Die Gegend war still wie ein Gotteshaus und der matte Schimmer der scheidenden Sonne vergoldete die herrlichen Wiesen, die man nur in England trifft. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, meine Göttin zu sehen, als ein Windspielpaar an mir vorüberhuschte. Die schlanken Thiere bellten mich, den Fremden, an. Zwei Mädchenstimmen geboten Ruhe; zugleich ward eine Pforte in dem Gitter geöffnet . . . ich sah meine Schöne und neben ihr die Freundin, welche die Thiere einließ. Mir schwand fast die Besinnung, ich starrte den jungen Damen nach, die, mit den Hunden spielend, zwischen den

Gesträuchen verschwanden. Ein weißer Gegenstand neben der Thür brachte mich zur Besinnung . . . ich hob ihn auf, es war ein feines Battisttuch, das die rothen Buchstaben G. R. zeigte. Es muß ihr Tuch sein, dachte ich, ohne mir Gründe dafür angeben zu können. Um nicht gesehen zu werden, trat ich hinter einen Baum und drückte den Fund an meine Lippen. Da hörte ich wiederum die Stimme der Mädchen, die an dem Gitter erschienen. »Auch hier ist das Tuch nicht!« rief meine Angebetete. »Mag es darum sein, es hat keinen Werth für mich!« Ich überlegte, ob ich das Vermißte zurückgeben sollte . . . die Ehrlichkeit trug den Sieg über die Liebe davon, aber ich kam zu spät . . . das Gitter war verschlossen, die Mädchen waren verschwunden. Nun blieb mir die Gewißheit, daß ihre Hand das Tuch berührt hatte . . . es ward mir doppelt lieb . . . ich konnte es ja immer noch zurückgeben. Wie ein Heiligthum bewahrte ich es aus. Soviel ich nun auch nach Gelegenheit suchte, mich der Unbekannten zu nähern, ich fand keine; ich sah sie nicht einmal wieder. Um endlich Gewißheit zu erlangen, entschloß ich mich, den Garten zu betreten. Ich fuhr hinaus und eilte nach dem Gitter. Zu meinem Entsetzen sah ich, daß sämtliche Fenster des Landhauses durch grüne Jalousien geschlossen waren. Die große Markise über dem Balkon war zusammengerollt. Die Bewohner mußten nach der Stadt zurückgekehrt oder verreist sein. Mir war, als ob ein Dolch meine Brust durchwühlte. In einer Art Verzweiflung zog ich die Glocke . . . da erschien der Gärtner, ich erkannte ihn an seinem grünen Rocke. Auf Befragen

berichtete er, daß die Herrschaft gestern Morgen nach London gegangen sei, um von dort eine Reise nach dem Kontinente zu machen.

»– Wer ist der Besitzer dieses Landhauses, fragte ich weiter.

»– Der Bankier Folton.

»– Und wer sind die beiden jungen Damen?

Der Gärtner lächelte.

»– Die Eine, antwortete er, ist Miß Folton, die Tochter meines Herrn.

»– Doch die mit dem hochblonden Haares

– Ja!

»– Und die Dame mit dem dunkelblonden Haare?

Ich drückte dem Manne ein Goldstück in die Hand.

Nun erfolgte rasch die Antwort:

– Jene Miß ist eine deutsche Dame, die seit dem Frühjahr zum Besuche bei uns war.

»– Eine Deutsche?

»– Ja!

»– Wie heißt sie?

»– Miß Gabriele.

»– Und der Zuname?

»– Den weiß ich nicht.

»– Aber Sie müssen doch wissen, in welcher Stadt Deutschlands die Dame zu Hause ist . . .

Der Gärtner steckte sein Goldstück in die Tasche und schüttelte mit dem Kopfe.

»– Nein, das weiß ich nicht!

Mißmuthig rief ich aus:

– In welcher Straße London's wohnt Herr Folton?

Auch das wußte der Bauer nicht. Ich fuhr nach London zurück, fest entschlossen, meine Nachforschungen fortzusetzen. Am anderen Morgen erschien der Gesandte in der Stadt; er ließ mich in sein Kabinet kommen und überreichte mir einen Brief. »Von Ihrem Vater,« fügte er hinzu; »rüsten Sie sich zur Abreise in die Heimath, ich ertheile Ihnen die Entlassung aus dem Dienste der Gesandtschaft, da Ihr Vater, mit dem ich befreundet bin, es verlangt.« Verwundert las ich den Brief, der mir anzeigte, daß große Veränderungen vorgegangen seien, die meine schleunige Ankunft im Vaterhause nothwendig machten. Ich errieth schon die Veränderungen, die offenbar das lockere Leben meines Bruders hervorgebracht hatten. An demselben Tage erhielt ich einen zweiten Brief direkt durch die Post; der Gutsverwalter schrieb mir, der Vater liege schwer krank darnieder und erwarte mich mit Sehnsucht; ich möge mich beeilen, da der Arzt den Zustand des Kranken als hoffnungslos bezeichnet habe. Jetzt blieb mir keine Zeit zu ferneren Forschungen; die Angst um den Vater trieb mich nach Deutschland zurück. Ich traf ihn wirklich schwer krank; er erklärte mir kurz und bündig, daß Otto sich seines Rechtes als Erstgeborner verlustig gemacht und daß ich an dessen Stelle treten solle. Eine heftige Scene mit dem leichtfertigen Sohne, der allen Ermahnungen taub geblieben, hatte den Vater auf das Krankenbett geworfen. Zugleich erfuhr ich, daß Otto den Milltärdienst verlassen habe, um sich mit einem reichen bürgerlichen Mädchen zu verheirathen. Mein armer

Vater, dieser stolze Aristokrat, litt geistig und körperlich unter der Last der Eindrücke, die auf ihn einstürzten. Meine Nähe tröstete ihn einigermaßen, und ich pries den Zufall, der mich verhindert, mit der unbekanntem Schönen näher bekannt zu werden. Ach, ich war von den besten Grundsätzen beseelt, und der Anblick des leidenden Vaters bestärkte mich, diesen Grundsätzen gemäß zu leben und zu handeln; aber um die Ruhe meines Herzens war es doch geschehen, es tobte ein furchtbarer Kampf in mir, der die obwaltenden Verhältnisse in verschiedenen Gestalten erscheinen ließ. Bald hielt ich den Geburtsadel für den Ausfluß alberner Vorurtheile und hieß die Hausgesetze barock, bald lachte ich über meine sentimentale Leidenschaft zu einem Mädchen, das ich nur aus der Ferne gesehen hatte, ohne ihren Geist, ihre Bildung und ihren Charakter zu kennen. Und was bürgte mir dafür, daß, wenn ich sie ausführte, meine Bewerbungen Gehör bei ihr fänden? Konnte meine Liebe bei näherer Bekanntschaft nicht abgekühlt werden? War es nicht thöricht, auf diese Ungewißheit hin mit dem leidenden Vater zu brechen, ihm den letzten Trost, die letzte Hoffnung zu rauben? Ich gelobte, ein treuer Sohn zu sein, und blieb bei dem Vater, der unter meiner Pflege nach und nach ruhiger ward und bald wieder genas. Otto machte keinen Versuch, seine Familie auszusöhnen, er schien über seiner Liebe Alles vergessen zu haben. Einst führte mich ein Geschäft nach der Residenz; ich unternahm gern die Reise, da sie mir Zerstreung gewährte. Abends sah ich meinen Bruder im Theater . . . an seiner Seite saß die junge

Dame, für die ich immer noch schwärmte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, überzeugte mich aber bald, daß ich recht gesehen hatte. Neben mir in der Loge führten einige Damen folgendes Gespräch:

»– Die schöne Gabriele Roland ist mit ihrem Anbeter dort.

»– Wer ist dieser Anbeter?

»– Ein Graf von Ravenstein.

»– Nicht übel, ich muß ihren Geschmack loben. Und ein Graf . . .

»– Ich glaube übrigens nicht an eine Verbindung.

»– Warum?

»– Weil der Vater des Grafen nicht einwilligt.

»– Ah, der Adelstolz tritt dazwischen. Hast Du früher nicht Umgang mit Gabrielen gehabt?

»– Sie war meine Freundin; seit sie von dem Grafen geliebt wird, trägt sie das Näschen sehr hoch.

»– Wo und wie haben sich die Beiden kennen gelernt?

»– Gabriele war bei einem Geschäftsfreunde ihres Vaters in London, dort hat sie den Grafen zum erstenmale am Parkgitter gesehen und sich in ihn verliebt . . . die Fortsetzung der Liebschaft folgte in der Heimath so hat mir Gabriele selbst gestanden . . .

»– Wie romantisch!

»– Gabriele ist eine sentimentale Schwärmerin.

»– Und ihr Vater ein ehrgeiziger Bankier.

Mir schwanden fast die Sinne; ich schloß die Augen und bedeckte das Gesicht mit dem Tuche. Dann verließ

ich die Loge, um in das Freie zu gelangen, denn der Kopf wollte mir zerspringen.

– Abscheulich! rief Frau Aurelie.

– Errathen Sie den Zusammenhang? fragte Julian, dessen Augen vor Zorn blitzten.

– Otto hat den leicht begreiflichen Irrthum Gabrielen's benutzt . . .

– Um mir das Mädchen meiner Liebe zu stehlen!

– Richtig, er hat sich für Sie ausgegeben . . .

– Und er ist nie in London gewesen.

– O, wie abscheulich! rief die Wittwe. Nein, das hätte ich dem Otto nicht zugetraut, obgleich ich nur wenig Gutes von ihm erwarte. Da benutzt er die Aehnlichkeit mit seinem Zwillingsbruder zu einem Raube, der nie im Leben wieder auszugleichen ist!

Julian war wieder aufgesprungen und ging bebend durch das Zimmer.

– Handelt so ein Bruder? rief er verzweiflungsvoll. Wahrlich, ein fremder Mensch würde sich schämen, diesen heillosen Betrug zu vollbringen . . . Es ist nicht nur schändlich, infam, es ist auch hartherzig, grausam!

Aurelie ließ den jungen Mann austoben.

– Gestatten Sie mir eine Frage, Vetter, ehe Sie fortfahren . . . daß ich Otto's Vertheidigung nicht übernehme, wissen Sie . . . aber ich möchte doch rathen, dem Gespräche der beiden Damen im Theater nicht unbedingt zu glauben.

Julian streckte beide Hände aus.

– Warten Sie, warten Sie, Tante, Sie werden sogleich die Bestätigung dessen hören, was zu glauben Sie sich scheuen.

Der Graf saß wieder neben der Wittwe.

– Wie betäubt, erzählte er weiter, erreichte ich mein Hotel; ich war fieberkrank, konnte nicht mehr zusammenhängend denken. Die ganze Nacht hindurch folterten mich schreckliche Träume ... ich sah nur sie und ihn, hörte nur die zärtlichsten Liebesplaudereien und war Zeuge von dem Glücke des reizenden Mädchens. Konnte ich mich jetzt an ihrer Seite nicht zeigen, konnte ich Gabrielen nicht an die Brust drücken, konnte ich ihren himmlischen Mund nicht küssen? Dies Alles hatte mir der treulose Bruder gestohlen, und ich fühlte mich arm und elend, wie ein Bettler. Der Grafentitel und das große Vermögen hatten keinen Werth mehr für mich, Gabriele und nur Gabriele war meine Sehnsucht. Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich einen entsetzlichen Lebensüberdruß. Ich kleidete mich an, warf den Pelz um und nahm meinen Taschenrevolver, den ich auf der Reise zu führen pflege. Der Entschluß stand fest: ich wollte mir den Kopf zerschmettern, um nicht mehr denken zu können, nicht mehr leiden zu müssen. In dieser Verfassung eilte ich durch die Straßen der Residenz; es war ein Sonntag, die Leute gingen zur Kirche, während feierlich die Glocken läuteten. Auch ich betrat den Dom, an dem mein Weg vorüberführte; ich wollte noch einmal andächtig beten

und dann zum Tode gehen. Da sah ich in einem Kirchstuhl zwei Damen, von denen Eine Gabriele war. Ein Zittern erfaßte mich, als ob ich ein Sünder wäre, ich konnte den Blick nicht losreißen von dem unbeschreiblich reizenden Bilde. Mir schien, als ob Gabriele alles Irdische abgestreift habe und ein Engel geworden wäre. Leise bewegte sie die Lippen beim Gesange, ach, und wie andächtig sah sie nach dem Altare. Ich blieb während des Gottesdienstes und hörte sogar die Predigt mit an. Von Zeit zu Zeit neigte sich Gabriele zu ihrer Nachbarin, die ich für ein Kind gehalten haben würde, wenn das Aussehen ihres Kopfes nicht dagegen gesprochen hätte. Bei näherem Betrachten gewahrte ich, daß diese Dame verwachsen war.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes entfernte sich die Gemeinde. Ich hatte meinen Platz so gewählt, daß die Damen an mir vorübergehen mußten. Beide waren überrascht, als sie mich erblickten; sie blieben stehen und beriethen mit einander. Plötzlich trat die kleine verwachsene Person mir näher; wir standen neben einem der starken Pfeiler, die eine Art Schatten werfen . . . der Tag war überhaupt ein trüber, so daß in der Kirche eine halbe Dämmerung herrschte. Ich nahm alle meine Fassung zusammen und grüßte höflich.

»– Wußten Sie denn, fragte die kleine Dame lächelnd, daß ich mit meiner Nichte die Kirche besuchen würde?

»– Ich vermuthete es, da ich den religiösen Sinn Fräulein Gabriele's kenne.

Und Sie sind gekommen, Herr Graf . . . das freut mich!
Aber wie angegriffen Sie aussehen.

»– Mich plagt ein heftiger Kopfschmerz.

»– Nicht wahr, Gabriele muß Ihnen sehr eigensinnig erscheinen?

Ich versuchte zu lächeln.

»– Wo ist denn Gabriele? fragte ich leise.

»– Sie sitzt schon im Wagen.

»– Und Sie bemühen sich zu mir . . .

»– Weil ich den lächerlichen Streit zwischen den Liebenden ausgleichen möchte.

Nun beschloß ich die Rolle des Bruders zu spielen.

»– Was für einen Streit?

»– Ah, Sie betrachten es nicht als einen solchen . . .

»– Thorheit! rief ich leise.

»– Aber gehen Sie doch nach, Herr Graf! bat dringend die Tante.

»– Mein Gott, ich bin ja zu Allem bereit.

»– O, das ist schön! Geben Sie der kleinen Eigensinnigen das Taschentuch zurück.

»– Ah, das Taschentuch!

»– Sie besitzen es doch noch?

»– Gewiß!

»– Gabriele glaubt nicht daran; sie wähnt vielmehr, Sie hätten es zu gering geschätzt, als daß Sie es der Mühe werth gehalten, den unbedeutenden Gegenstand aufzubewahren.

»– Gabriele kennt mich schlecht!

»– Wie gesagt, es ist nur eine Caprice; aber wenn Sie meine Nichte lieben . . .

»– Ich liebe sie mehr als mein Leben! unterbrach ich die kleine Dame, die mich schalkhaft lächelnd anblickte.

»– Nun so beweisen Sie es doch durch Nachgibigkeit.

»– Ach, ich trage das Tuch wie ein Heiligthum stets bei mir!

»– Auch jetzt?

»– Immer, immer! An den unbedeutenden Gegenstand knüpft sich eine unauslöschliche Erinnerung . . .

»– Herr Graf, Sie kennen mich . . .

»– O gewiß, gewiß!

»– Vermitteln Sie doch den Zwist.

»– Sie müssen mir beistehn, lieber Graf; ich allein vermag es nicht!

»– Was kann ich denn thun?

»– Sie werden das Tuch behalten; aber zeigen müssen Sie es mir, damit ich meiner Nichte sagen kann: Otto von Ravenstein liebt Dich wirklich so heiß, wie er versichert.

Mein Zustand war nicht der Art, daß ich mich zwanglos benehmen konnte; ich wollte meinem Bruder einen Streich spielen, wollte seine Perfidie aufdecken und mich selbst als den hinstellen, der Gabrielen anbetete, der das erste Recht auf ihre Liebe hatte . . . in diesem Sinne handelte ich zunächst; ich nahm das Tuch, das ich wirklich stets bei mir trug, aus der Tasche und zeigte es.

»– Ah, rief das kleine bucklichte Wesen, Sie sind wirklich der schwärmerische Liebhaber, für den Sie sich ausgeben! Das ist mir Ihretwegen lieb, Herr Graf. Erlauben

Sie mir, daß ich prüfe, ob es das rechte ist. Ich bin nämlich die Künstlerin, die die rothen Buchstaben G. R. gestickt hat.

Ehe ich mich dessen versah, hatte die kleine Person mir das Tuch aus der Hand genommen; sie entfaltete es und prüfte die Buchstaben.

»– Richtig! rief sie. Hier ist das Werk meiner Kunst! Herr Graf, Sie haben mir die Rolle der Vermittlerin übertragen ... gestatten Sie mir, daß ich auch gegen Ihren Willen das Tuch meiner Nichte zurückgebe. Der Streit ist geschlichtet, Sie sind in Ihre alten Rechte eingesetzt.

Die Tante verneigte sich und huschte wie ein Kobold aus der Kirche. Ich war so bestürzt, daß ich einige Minuten regungslos zurückblieb. Als ich in das Freie trat, sah ich nur fremde Leute, die theilnahmlos an mir vorübergingen. Die Worte der kleinen Dame: »Sie sind in Ihre alten Rechte eingesetzt« klangen immer noch vor meinen Ohren, sie erregten wunderbare Gefühle in mir. An den Tod dachte ich nicht mehr, ich wollte leben, um die gräßliche Täuschung meines Bruders aufzuklären und ihn zu züchtigen, wie er es verdiente. Die Möglichkeit, in den Besitz Gabrielen's zu gelangen, war nicht ausgeschlossen, denn daran, daß ich bei unserem ersten Begegnen Eindruck auf sie gemacht, durfte ich nicht zweifeln. Ich hielt es für eine Feigheit, jetzt aus dem Leben zu scheiden, jetzt da ich einen tiefen Blick in die obwaltenden Verhältnisse geworfen hatte.

– So würde auch ich gedacht haben, fügte die Wittwe hinzu; es mußte ein Grund vorhanden sein, der die

kleine Dame veranlaßte, das Tuch zurückzufordern! dem Anschein nach war deshalb eine Zwistigkeit eingetreten ... Doch gleichviel, erzählen Sie weiter und fassen Sie sich kurz. Setzen Sie mich in den Stand, Alles zu beurtheilen, und Sie werden sehen, daß es Mittel gibt, Ihnen Beruhigung zu schaffen. Was thaten Sie nach der Unterredung in der Kirche?

– Ich gab den Vorsatz auf, mich zu tödten ...

– Das war vernünftig, denn das Lebenslicht läßt sich nicht wieder anstecken wie eine Kerze.

– Nun wollte ich eine Unterredung mit Gabrielen herbeiführen, um ihr Alles zu entdecken.

– Gelang Ihnen dies, Vetter?

– Man sagt mir, Gabriele sei verreist.

– Wer sagte es Ihnen?

– Ein befreundeter Offizier, Arnold Bertram, dem ich mich mitgetheilt hatte.

– Arnold Bertram?

– Ja.

– Er ist also nicht von Adel?

– Bürgerlich, rein bürgerlich, sonst aber ist er ein ehrenwerther Mann.

Die Wittwe rümpfte die Nase.

– Derselbe Bertram vermittelte eine Unterredung mit meinem Bruder; er wollte durchaus, daß ein Vergleich zu Stande käme, damit der Bruderzwist beigelegt werde. In einem Landhause vor der Stadt trafen wir uns.

Aurelie rückte dem Grafen näher.

– Ah, rief sie, nun wird die Geschichte interessant.

– Otto empfing mich kalt, jedoch höflich.

– Natürlich, weil er Edelmann ist.

– Ich weiß nicht, wie es kam, daß auch ich mit Ruhe ihm entgegentreten konnte, obgleich ich ihn für meinen ärgsten Feind hielt. Wer uns gesehen hätte, würde kaum geglaubt haben, daß wir Brüder seien.

– Warten Sie, Vetter.

– Warum?

– Fand diese Unterredung ohne Zeugen statt?

– Nein.

– Wer war zugegen?

– Arnold Bertram unser gemeinschaftlicher Jugendfreund, den wir Beide gleich schätzten; er war ja eingeweiht in alle Geheimnisse, und sollte unser Schiedsmann sein, dessen wir doch bedurften.

– Wie verlief die Unterredung?

– Otto leugnete das, was ich ihm zur Last legte und beschuldigte mich der Treulosigkeit ihm gegenüber; er behauptete, daß ich ihn bei dem Vater verleumdet und ihm perfid das rechtmäßige Erbe entzogen. Ich wies diese Anklage zurück und bezeichnete sein lockeres Leben als den Grund dessen, was bisher geschehen. Dann beschwor ich ihn, er möge sich nicht in meine Herzensangelegenheiten mischen, möge zurücktreten von Gabrielen und mein Prioritätsrecht anerkennen. Ein höhnisches Lachen war die Antwort auf mein inständiges Bitten. Arnold Bertram hatte Mühe, den Sturm zu beschwichtigen, der sich erhob ... Wir, die Zwillingbrüder, standen uns mit geballten Fäusten einander gegenüber ...

– O, wie traurig! rief Aurelie. Und dies geschah in Gegenwart eines bürgerlichen Menschen? Diese Schmach hätten Sie der Aristokratie nicht zufügen sollen. Ich fühle die Röthe der Scham auf meinen Wangen, das Blut steigt mir in den Kopf bei dem Gedanken an die gräfliche Verirrung . . .

– Nennen Sie es nicht so, Tante; ich trat für das Glück meines Herzens auf, für alle Schätze, die mir heilig sind! Wer kann, wenn diese bedroht werden, ruhig bleiben?

– Noch gibt es einen ehrenvollen Ausgleich durch Waffen . . . Das Duell ist der Schiedsrichter zwischen streitenden Edelleuten . . .

– Dies durften wir nicht wählen.

– Warum nicht?

– Aus Rücksicht auf den alten Vater, der kaum von einer schweren Krankheit genesen war.

– Was wurde denn nun beschlossen?

– Arnold Bertram schlug das Loos vor.

– Ein romantisches Auskunftsmittel! Vetter, hätten Sie mich doch früher um Rath gefragt! Doch erzählen Sie weiter, ich bin gespannt auf den Schluß.

– Wir kamen überein, unter allen Umständen den Vater zu schonen und als gute Söhne zu handeln. Es ward also Folgendes festgesetzt: Wer das Loos zieht bewirbt sich um Gabrielen und heirathet sie; wer das schwarze erhält, tritt zurück. Der Gewinner bleibt so lange in dem Besitze der reizenden Frau bis unser Vater stirbt. Drei Tage nach dem Tode des alten Grafen von Ravenstein erschießt sich der Gemahl Gabrielen's . . .

– Herr Gott im Himmel!

– Da haben Sie ein amerikanisches Duell, wie es in unserer Zeit häufig vorkommt.

– Und was geschieht, fragte Aurelie, wenn der Gemahl todt ist?

– Dann kann der überlebende Bruder sein Glück versuchen. Dieser Pact ward feierlich beschworen und Arnold Bertram sollte die Ausführung überwachen. Wir zogen die Loose ... ich erhielt das schwarze. Noch einmal bat ich Otto, mir seinen Platz einzuräumen, ich wollte ihm dafür das ganze gräfliche Vermögen abtreten ... er schützte seine Liebe vor, sein bereits vorgerücktes Verhältniß zu Gabrielen, die ihn wieder liebe, und dann trennten wir uns, nachdem er mir gedroht hatte, mich empfindlich zu bestrafen, wenn ich eine ihn kompromittierende Annäherung an seine Braut versuchte. Da das Loos entschieden hatte, mußte ich mich fügen. Ich glaubte indeß immer noch nicht, daß Otto sich verheirathen würde; der Winter verfloß und immer noch ließ die Anzeige von der Vermählung auf sich warten. Der Vater, bei dem ich mich aufhielt, sprach nie von Otto, und ich hütete mich wohl, des Bruders zu erwähnen, der sowohl dem Vater als mir Noth und Sorgen bereitete. Sein Ausscheiden aus der Armee hatten wir erfahren, nichts weiter; wir wurden auch von den Gläubigern nicht mehr belästigt, die früher oft Zahlung verlangten. Der Vater behandelte mich mit jener Sorgfalt, die man dem letzten übrig gebliebenen Kinde angedeihen läßt; wie ein Mann, der

täglich den Tod erwartet, hatte er alle Verhältnisse wohlgeordnet, so daß ich in meiner Eigenschaft als Haupterbe nicht angefochten werden konnte. Die Ruhe, die nun eingetreten, that dem alten Manne wohl; seine Gesundheit kräftigte sich und sein Lebensmuth kehrte wieder. Im Frühling brachte ich ihn in ein Bad; der Aufenthalt dort war mir langweilig; ich konnte mich an die Monotonie des Badelebens nicht gewöhnen . . . um mich zu zerstreuen, aber auch von Gabrielen etwas zu hören, reiste ich nach der Residenz . . . ich wollte nicht im Fremdenblatte genannt sein und suchte die Tante auf, die mich in ihrem Häuschen freundschaftlich empfing . . . Gestern führte mich der Zufall an dem Dome vorbei . . . ein prächtiger Brautzug hielt vor dem Portale . . . ich trat in das Gotteshaus und ward Zeuge der Trauung Gabrielen's mit meinem Bruder. Erlassen Sie mir die Schilderung meiner Gefühle; war es auch Thorheit, an die Resignation meines Bruders zu glauben, ich hatte daran geglaubt, und das Erblicken der wunderbar schönen Braut, die ich hätte besitzen können, brachte mich fast um den Verstand. Nach der Trauung war mir, als ob ich ein armer, von der ganzen Welt verlassener Mann wäre, der nur Ruhe im Tode finden kann. Der Gedanke an Selbstmord erwachte wieder in mir . . . Ich durchirrte die Straßen und die Umgebung der Stadt . . . Gegen Abend kaufte ich mir ein Pistol, dann eilte ich nach der Villa des Bankiers, in der, wie ich gehört hatte, die Hochzeit gefeiert wurde . . . Das glückliche Brautpaar sollte meinen Leichnam im Parke finden . . . O, ich weiß nicht mehr, was Alles geschah . . .

Mitten in der Nacht stand ich auf einem Rasenplatze, da sah ich das Brautpaar am Fenster . . . wie ein Trunkener schwankte ich zu dem nächsten Gebüsch ich feuerte das Pistol ab und sank besinnungslos zusammen . . . Die Kugel hatte mich nicht getroffen, ich erwachte bald wieder und hörte die Ballmusik in der Villa. Eine Art Schaamgefühl keimte in mir auf; ich raffte mich empor und verließ den Park, als ich Schritte und Stimmen hörte, die sich dem Gebüsch näherten. Die frische Morgenluft that mir wohl, und je weiter ich mich von der verhängnißvollen Villa entfernte, je klarer ward mir die Besinnung . . . Da stieg die Sonne empor, Wärme und Licht auf die Erde strahlend . . . Ich schämte mich des Versuchs zum Selbstmord und beschloß, mich Ihnen zu entdecken, denn Einer Seele mußte ich mich aussprechen, die Last, die mir auf dem Herzen lag, war zu groß. Habe ich auch gelobt, das Geheimniß zu bewahren . . . Schmerz und Haß sind furchtbare Gefühle, sie machen mich zum Verräther. Jetzt, Tante, wissen Sie Alles!

Julian war so erschöpft, daß er sein Haupt in das Kissen des Sopha's legen mußte.

– Armer Vetter! rief seufzend die Wittwe. Sie haben eine schreckliche Nacht gehabt, die Ihnen den Tod hätte bringen können. Der Himmel will nicht, daß Sie sterben, darum hat er den Schuß vereitelt und Ihnen den Gedanken eingegeben, mit mir Rücksprache zu nehmen. Ich verpflichte mich, Ihnen nicht nur die Gemüthsruhe wiederherzustellen, sondern auch Sie zu einem glücklichen

Gatten zu machen. Gabriele ist nicht die einzige Schönheit auf der Erde, ich kenne aristokratische Frauen, die in jeder Beziehung die Tochter des Bankiers überragen. Darüber, daß Sie jetzt das Schweigen gebrochen haben, machen Sie sich keine Vorwürfe, denn ich behaupte fest: Otto wird sein Gelübde ebenfalls nicht halten . . .

– Wie?

– Er denkt nicht daran, sich nach dem Tode des Vaters zu erschießen.

– Dann schieße ich ihn nieder! fuhr Julian wild auf.

– Und was haben Sie davon?

– Meine Rache ist gekühlt.

– Aber auch das Gesetz wird Sie bestrafen, lieber Vetter.

– Bah, das Gesetz . . . es ist ein Ehrenhandel, und zwar zwischen Brüdern.

– Sie werden schon bis dahin anders denken, zumal wenn Ihnen Gabriele gleichgültig geworden ist.

Der Graf erhob sich und starrte die Wittwe an.

– Gabriele soll mir gleichgültig werden? fragte er verwundert.

– Wie sie es verdient.

– Nie, nie! entgegnete Julian energisch.

– Und doch, Vetter!

– Ich heirathe die Wittwe meines Bruders.

– Hoffen Sie denn wirklich auf Otto's Tod?

– Meine Liebe ist ewig wie die Seele, die in mir wohnt.

Aurelie lächelte.

– Vetter, Sie sind ein guter Mensch, aber auch ein wenig Phantast. Wenn Sie den Vorsatz nicht aufgeben, die Wittve Ihres Bruders zu heirathen, der noch in Fülle der Gesundheit lebt, so bedürfen Sie weder meines Rathes noch meiner Hülfe. Was soll ich denn in diesem Falle thun? Sie warten geduldig bis der Vater stirbt und der Bruder sich erschießt ... Beides kann sich lange hinausziehen ... Ihre besten Jahre vergehen unter Hangen und Bangen ... Und kommt es zum Schlusse, so lacht Otto, der Lebemann, Sie aus. Die ganze Geschichte, die Sie amerikanisches Duell nennen, ist nur erfunden, um Sie hinzuhalten.

– Dann ist mein Bruder ein doppelter Schurke!

– Er macht sich über Sie lustig.

– O, diesen Gedanken ertrage ich nicht!

Julian trat hastig zu dem Fenster, schöpfte Luft und eilte durch das Zimmer.

– Vetter, Vetter! rief ihm die Wittve nach.

Der Vetter hob die Hände zur Decke empor.

– Bin ich denn ein Narr? rief er im höchsten Affekte. Bin ich ein, Knabe, mit dem man Possen treibt? Ich nehme die Sache ernst, furchtbar ernst, und das Duell soll im strengsten Sinne des Worts aufrecht erhalten bleiben.

Aurelie führte den Erregten zurück.

– Vetter, denken Sie sich, Sie wären der glückliche Gatte Gabrielen's.

– Gut, ich will es denken.

– Wir gebieten über ein großes Vermögen sind selig in dem Besitze Ihrer reizenden jungen Frau, die bis dahin

vielleicht die Mutter eines lieblichen Kindes ist . . . Werden Sie einer Marotte wegen all dieses Glück zerstören? Und wahrlich, ein Duell, wie Sie es eingegangen, ist eine Marotte. Kommt nun noch dazu, daß Otto seine Gattin liebt, so wird er sich wohl hüten, ihr das schwerste Leid zuzufügen, das sie treffen kann. Ich an Ihrer Stelle würde ganz anders verfahren.

Der Graf hatte die Wahrheit dieser Worte begriffen.

– Was soll ich denn thun? fragte er mit tonloser Stimme.

– Sie werden nicht nur die Schmach rächen, die Otto Ihrer Familie angethan, den Kummer, Ihrem alten Vater zugefügt, sondern auch den Betrug, den er Ihnen gespielt . . . Seien Sie von diesem Augenblicke an kalt wie ein Fisch und sorglos wie ein Stein . . . Warten Sie nicht auf den Tod des Vaters, warten Sie vielmehr auf die erste Gelegenheit, dem boshaften Otto einen empfindlichen Streich zu versetzen . . . Sie schwingen dieselben Waffen, die er gegen Sie zu Ihrem Verderben gebraucht hat. Wollen Sie, der im Elend schmachtende, großmüthiger sein als Ihr in Seligkeit schwelgender Besieger? Auch Ihnen, dem Zwillingsbruder, muß ein Tröpflein von dieser Seligkeit zufallen . . . Verstehen Sie mich denn nicht, gutmüthiger Tropf? Ruhen Sie, bis ich Sie zu Tische rufe und denken Sie über meine Worte nach. Mit Sentimentalität richten Sie nichts aus, Sie peinigen sich und mich, die ich Ihnen mit vollem Herzen zugethan bin. Zeigen Sie Ihrem übermüthigen Bruder, daß Sie ein Mann sind, der

den Fluch der Lächerlichkeit von sich abzustreifen versteht. Gegen Abend führe ich Sie zu einer Freundin, deren schöne und geistreiche Tochter Ihnen Unterhaltung und Zerstreuung gewähren mag. Ein Mann mit Ihren körperlichen und geistigen Vorzügen braucht nicht zu zweifeln; er macht sein Glück bei den ersten Schönheiten der Residenz. Schlafen Sie nun, Sie wunderlicher Mann!

Die Wittve versetzte ihm einen leichten Schlag auf die bleiche Wange und huschte wie ein junges Mädchen aus dem Zimmer.

Julian starrte lange vor sich hin, von Zeit zu Zeit lächelte er mit gräßlicher Bitterkeit.

– Sie hat Recht! flüsterte er Ein Weib muß mir sagen, daß ich Mann sein solle ... Und ich will es sein, um so mehr sein, als man mich für einen Tropf hält.

Die Müdigkeit übermannte ihn, er schlief bald ein. Gegen zwei Uhr weckte ihn die Wittve.

– Gut geschlafen? fragte sie heiter.

– Ich glaube es.

– Ah, Sie glauben es nur!

– Tante, ich habe über Ihren Vorschlag nachgedacht.

– Das ist mir lieb, Vetter. Nicht wahr, Sie wollen ein Mann sein?

– Ein Mann und ein Teufel.

– Natürlich ein aristokratischer Teufel ...

Sie führte ihn in die Laube, wo der gedeckte Tisch stand.

– Begnügen Sie sich mit dem, Vetter, was eine arme Wittve Ihnen bieten kann ... die Speisen sind einfach, aber schmackhaft.

Julian nahm einige Banknoten aus seinem Taschenbuche, die er auf den Tisch warf.

– Nehmen Sie mich während der Kurzeit meines Vaters in Pension, Tante.

– Sie werden mir ein lieber Gast sein, ein Sohn, den ich mütterlich zu verpflegen gedenke. Es ist dies eine Pflicht, die ich meiner seligen Schwester schulde. Nun folgen Sie aber auch meinen Anweisungen ...

– Was habe ich zunächst zu thun?

– Sie pflegen Ihren Körper ... essen und trinken Sie.

Das Mittagessen war vorüber. Aurelie verbarg ihre Banknoten, deren jede eine hohe Summe repräsentirte. »Der Vetter, dachte sie lächelnd, ist doch nicht so geizig, als das Gerücht ihn macht; er ist vielleicht freigebig aus Verzweiflung. Mir gilt es gleich, wenn ich nur Vortheil ziehe.«

Der Graf schien ruhiger geworden zu sein; er rauchte eine Cigarre, schlürfte den Kaffee und las in einem Anzeigebatte, das er vorfand. Später zog er sich auf sein Zimmer zurück um frische Toilette zu machen. Aurelie promenirte an dem Zaune hin; sie fand bald, was sie suchte: das Gesicht des Nachbars, das, in eine Rauchwolke gehüllt, zwischen den Blättern der Hecke sich zeigte. Nach den üblichen Grüßen murmelte der Hofrath geheimnißvoll:

– Sie haben Besuch?

– Ja, Herr Nachbar.

– Einen schönen jungen Mann . . .

– Ah, er ist Ihren Blicken nicht entgangen!

– Zufall, Zufall, meine Beste! Ich bin nicht indiskret, forsche nicht nach den Familienvorgängen anderer Leute; mein Interesse für Ihre werthe Person kennen Sie . . . nichtsdestoweniger enthalte ich mich des Spähens, das unter allen Umständen nicht edelmännisch ist.

Aurelie sah den Nachbar freundlich an. Dann senkte sie die Blicke und flüsterte:

– Was müssen Sie von mir denken?

– Nur Gutes, nichts als Gutes, Frau Nachbarin! Es ist unmöglich, Voraussetzungen zu hegen, die irgendwie meine liebwerthe Frau Hauptmann kompromittirten.

– Kennen Sie den jungen Mann, der unter meinem Dache wohnt?

– Habe nicht die Ehre.

– Er ist der Sohn meiner verstorbenen Schwester . . .

– Ah, ein Neffe!

– Von reinster aristokratischer Abkunft.

– Läßt sich denken.

– Julian Graf von Ravenstein.

Dem breiten Munde des Hofraths entströmte eine dichte Rauchsäule.

– Also der Bruder des Herrn Grafen, der sich gestern vermählt hat? fragte er erstaunt.

– Derselbe.

– Machen Ihnen mein Kompliment, Frau Nachbarin. Der Herr Graf waren gewiß Hochzeitsgast . . .

– O, wie können Sie denken, Herr Nachbar . . . Die bürgerliche Braut, der bürgerliche Schwiegervater . . . mein Neffe desavouirt den Bruder, der sich so arg vergessen konnte.

– Freilich, freilich; es ist eine schreckliche Mesalliance, ganz angethan, die hochgräfliche Familie in die tiefste Trauer zu versetzen.

– Julian schämt sich, in einem Hotel abzusteigen.

– Und er hat Recht! Die Stadt ist voll von der glänzenden Hochzeit . . . das Bürgerthum macht sich breit, und die Aristokratie rümpft die Nase . . . Incognito ist das Beste . . . wenn der Graf doch einmal in der Residenz weilen muß . . . unter allen Umständen das Beste.

– Familienangelegenheiten führten ihn zu mir . . . Wir haben lange auf gespanntem Fuße gelebt . . . Jetzt aber ist der Zwiespalt beseitigt, der Tod des Hauptmanns hat meinen Schwager versöhnlich gestimmt. Sie begreifen wohl, daß ich in der Wahl meines Umgangs äußerst vorsichtig sein muß.

– Nichts ist natürlicher als das.

– Ihnen habe ich mich anvertraut . . .

– Ein Mann von Ehre mißbraucht das Vertrauen einer Dame nicht.

– Darum werden Sie die Auwesenheiten meines Neffen als Geheimniß bewahren . . .

– Keine Seele erfährt ein Wort.

Die Wittve reichte ihm die Hand. Christian von Löwenhorst küßte diese Hand.

– Frau Nachbarin! murmelte er leise.

– Was beliebt, Herr Nachbar?

– Ist es möglich, daß Sie mich Ihrem Neffen vorstellen?

Sie antwortete zögernd:

– Vielleicht!

– Ich möchte die Bekanntschaft eines Mannes machen, der aus einer von mir hochgeachteten Familie stammt, einer Familie, der auch Sie angehören. Ich bin der Letzte meines Namens, die Löwenhorst's sind bis auf meine Person ausgestorben . . . Hätte ich noch Verwandte, ich würde es für eine besondere Ehre erachten, Sie, meine liebe Nachbarin, mit diesen Verwandten bekannt zu machen.

– Sie haben mein Wort . . . ich werde den Grafen von Ravenstein vorbereiten.

Der Hofrath küßte dankbar noch einmal die fleischige Hand der Wittve, die schüchtern flüsterte:

– Ich habe mich nun von Ihrem Wohlsein überzeugt und Ihnen die Aufklärung gegeben, die mein Stand als Wittve nöthig machte. Es wäre mir schrecklich gewesen, wenn Sie Vermuthungen gehegt hätten . . .

– O, ich vermuthe stets nur das Beste!

– Und ich glaube Ihrer Versicherung, Herr Nachbar.

– Sehen wir uns morgen früh wieder?

– Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß unsere Beziehungen lebhaft werden und recht lange dauern.

Aurelie Lobau ging auf Umwegen nach dem Wohnhause zurück.

Der Hofrath bewegte sich langsam durch seinen Garten.

– Diese Entdeckung hat für mich Werth! murmelte er vor sich hin. Die Wittve ist also mit dem Grafen von Ravenstein ausgesöhnt ... Ein wichtiger Akt! Der älteste Sohn des Grafen hat eine Messaliance geschlossen, die ihn für immer seiner Familie entfremdet; da ist nun dieser Julian noch, der möglicherweise beseitigt werden kann, damit Aurelie ihren Schwager beerbt ... O, ich kenne die Verhältnisse genau! Christian, Du bist Diplomat gewesen, bist es noch ... vollbringe einen Meisterstreich und die reichen Besitzungen des alten Grafen fallen Dir zu. Meine feine diplomatische Spürnase hat längst herausgewittert, daß die Wittve sich mir anzuschließen gedenkt, damit ich gemeinschaftlich mit ihr handle. O, ich verstehe und begreife Alles! Die Wittve ist immer noch eine wünschenswerthe Person, eine Frau, die den Mann glücklich machen kann, zumal wenn sie erbt ... Auf, Christian, zeige, daß Du Diplomat bist ... Die vorliegende Mission bringt zwar keinen Orden, wohl aber einige Millionen ein. Die ausgebreiteten gräflichen Güter werden noch mehr Revenüen liefern, wenn eine gewandte Hand sie verwaltet. Ich werde mich von diesem Augenblicke als mit der Affäre beschäftigen.

Gegen Abend verließ die Wittve ihren Gatten in Begleitung des Neffen, der träumend ihr zur Seite ging. In demselben Augenblick trat auch der Hofrath aus der Gitterthür seines Besitzthums; er grüßte respektvoll, schloß die Thür mit der Sorgfalt eines Mannes, der stets fürchtet, bestohlen zu werden, und schritt der Stadt zu. Wir

treffen ihn eine Stunde später in einem Kaffeehaus, dessen tägliche Gäste größtentheils aus Offizieren bestanden. Ruhig saß er an einem Marmortischchen, rauchte, trank Thee und las die Coursberichte.

– Herr Hofrath! flüsterte ihm eine Stimme zu.

Der Angeredete sah auf.

– Herr Lieutenant Bertram! rief er.

– Ich suche Sie!

– Was steht zu Diensten?

Der Lieutenant ließ sich nieder.

– Wollen Sie mir ein Viertelstündchen Gehör geben?
fragte leise der Offizier.

– Gern.

– Wir sind zufällig allein, es hört uns Niemand.

– Sprechen wir so leise als möglich.

Arnold Bertram begann:

– Ich komme im Auftrage meines Freundes, des Grafen Otto von Ravenstein.

– Ah, des Glücklichen, der eine reiche Braut heimgeführt hat.

– Sie besitzen einen Wechsel meines Freundes . . .

– Ich besaß ihn, Herr Lieutenant.

– Wie? Haben Sie das Papier verkauft?

– Das wäre gegen die Verabredung, Herr Lieutenant; ich halte stets mein gegebenes Wort.

– Wo aber ist der Wechsel?

– In bester Ordnung eingelöst, das Geschäft ist glatt, gebe dem Herrn Grafen neuen Kredit, wenn er ihn beansprucht ... er wird übrigens in die Verlegenheit nicht kommen, da die Gattin ...

– Wer hat den Wechsel eingelöst? fragte Bertram hastig.

Der Hofrath lächelte und rauchte.

– Nun, wer anders als der reiche Schwiegervater?

– Das ist mehr als voreilig!

– Was? fragte ernst der Wucherer.

– Hat Herr Roland das Papier verlangt?

– Nein, ich habe es ihm einfach vorgelegt und er hat gezahlt ohne eine Miene zu verziehen. Es ist ja völlig gleich, ob er seiner Tochter das Geld gibt, oder die Schulden seines Schwiegersohns bezahlt, die nach der Hochzeit doch bezahlt werden müssen. Herr Roland kann seinen Schiegersohn doch nicht in das Schuldgefängniß führen lassen. Das wäre eine unerhörte Blamage für den reichen Bankier. Sie wissen wohl, daß ich es stets gut gemeint mit dem Herrn Grafen ... Wie oft habe ich seine Wechsel prolongirt, wie oft habe ich ihm kleine Beträge auf Handgelöbniß geliehen ... Und ich kannte sein Zerwürfniß mit dem Vater ...

– Sie hätten, Herr Hofrath, zuvor mit dem Grafen Rücksprache nehmen müssen, ehe Sie seinen Wechsel dem Bankier präsentirten.

Löwenhorst legte seine breite Hand auf die Achsel des Offiziers.

– Mein bester Herr Lieutenant, Ihr Freund ist der Schwiegersohn des Bankiers, und wird es bleiben, auch wenn noch ein Dutzend Wechsel einlaufen. Ich habe das Mögliche gethan, indem ich bis nach der Hochzeit wartete . . . der Wechsel war ja längst verfallen . . . Glauben Sie mir, Roland war auf die Zahlung vorbereitet, und er wird ohne Zweifel noch mehrere der Papiere einlösen müssen da die Gläubiger des Schwiegersohns sich nun mit Ungestüm melden werden.

– Dies zu vermeiden habe ich Sie aufgesucht.

– Wie?

– Vor der Hand dürfen dem Bankier Wechsel nicht präsentiert werden. Sie begreifen wohl die Nothwendigkeit, ohne daß ich Ihnen spezielle Gründe dafür angebe.

Der Hofrath hatte es schon begriffen, es verrieth dies der Ton, in dem er murmelte;

– Ah so!

– Der Graf selbst wird in den nächsten drei Monaten die Zahlung bewirken.

Löwenhorst sah bedeutungsvoll zur Seite.

–, Und nun wollen Sie, daß ich gewisse Wechsel aufkaufe . . .

– Damit sie in der Hand eines sicheren Mannes sind, eines Mannes, der die Verhältnisse zu würdigen weiß. Der Graf hat Feinde, die ihn um die reiche Frau beneiden . . .

– Natürlich, natürlich!

– Man ist bemüht, Zwiespalt in der Familie zu erregen, und den Schwiegersohn als einen leichtsinnigen Verschwender hinzustellen ... Sie, Herr Hofrath, wissen, warum mein Freund Schulden machen mußte ...

– Weil der Vater ihn im Stiche ließ.

– Und der eigene Bruder ihn verfolgte. Derselbe Bruder läßt es jetzt sich angelegen sein, dem jungen Ehemanne Verdrießlichkeiten zu bereiten; er begnügt sich nicht damit, ihn aus der Gunst des Vaters verdrängt zu haben, damit er, Julian, Universalerbe werde, nein, die Verfolgungen dauern immer noch fort. Otto ist zu stolz, um sich zu rächen; er will nur seinen Feinden würdevoll entgentreten ...

– Genug, Herr Lieutenant! Nennen Sie mir den Betrag der Wechsel.

Bertram überreichte ihm ein Papier.

– Hier sind die Namen der Inhaber und die Summen, um die es sich handelt.

Der Hofrath hatte die kleine Liste geprüft.

– Gut, ich werde interveniren, denn der Schwiegersohn Rolands ist ein sicherer Mann; wäre er es auch nicht, so würde ich schon aus Rücksicht auf den alten Grafen das Geschäft übernehmen.

– Zählen Sie auf Otto's Dankbarkeit.

Löwenhorst machte stolz eine Bewegung mit der Hand.

– Ich berechne einfach die gesetzlichen Zinsen, nichts weiter. Auf diese Weise bleibt dem Verstoßenen die Aussicht, sich die Gunst des alten Vaters wieder zu erwerben.

– Ganz recht, Herr Hofrath, Julian von Ravenstein ist mehr ein überspannter, als ein tückischer Mensch, Otto wird ihn mit der Zeit zur Raison bringen, und wenn der alte Graf seine Schwiegertochter kennen lernt, verschließt er den Verleumdungen sicher sein Ohr, zumal wenn die finanziellen Wirren auf subtile Art geordnet sind.

– Sie werden morgen geordnet sein, verlassen Sie sich darauf.

– Wahrhaftig, Herr Hofrath?

– Hier ist meine Hand.

– Sie werden der Wohlthäter meines Freundes sein.

– Sagen Sie ihm, daß ich ihn immer noch schätze.

– O, er wird sich freuen . . .

– Und mit dem Herrn Julian suchen Sie sich zu verständigen . . .

– Wüßte ich ihn nur zu finden! rief der Lieutenant.

– Ich kann Ihnen sagen, wo er sich aufhält.

– Sie, Herr Hofrath?

– Glauben Sie deßhalb nicht, daß ich zu dem Manne in Beziehung stehe; der Zufall hat ihn zu meinem Nachbar gemacht . . . Julian von Ravenstein wohnt bei seiner Tante, der Hauptmannswittwe Lobau . . .

– Ist's denn möglich!

– Benutzen Sie diese Notiz, die ich Ihnen gern gebe. Das Geschäft, das Sie vertrauensvoll in meine Hand gelegt, bleibt Geheimniß . . . Sie sehen, ich bin ein gefälliger Mann, und widerlege durch meine Handlungen, daß ich den Wucher nicht minder hasse als die Indiskretion. Der

Aristokrat, der gezwungen ist, seiner Würde Rechnung zu tragen, geräth zuweilen in mißliche Verhältnisse ... dann ist es besser, er wendet sich an seine Standesgenossen, als an bürgerliche Beutelschneider.

Der Lieutenant pflichtete dem Aristokraten bei, besprach mit ihm die Einzelheiten des geschäftlichen Arrangements und entfernte sich.

– Vortrefflich! dachte der Hofrath. Ich müßte ein schlechter Diplomat sein, wollte ich hier nicht Unrath wittern; mit den Wechseln, die dem Bankier nicht präsentirt werden dürfen, muß es eine eigne Bewandniß haben. Der junge Graf, ein Lebemann vom reinsten Wasser, dessen Kredit in letzter Zeit stark erschüttert war, hat vielleicht zu unerlaubten Mitteln gegriffen, um sich Geld zu verschaffen. So wird es sein. In diesem Falle erhalte ich eine furchtbare Angriffswaffe, die mir einen bequemen Weg zum Ziele bahnt. Ist es anders, so bleiben die Wechsel immer gut, ich werde einen Verlust nicht erleiden. Die Einmischung in die gräflichen Familienverhältnisse kommt mir zu statten ... Nach dem ersten Schritte werde ich festen Fuß fassen, und als geübter General den Bruderkrieg leiten. Frau Aurelie wird mir als Adjutant zur Seite stehen. Auf dem Rückwege besuchte er schon einen der bezeichneten Wechselinhaber, den er für den morgenden Tag in seine Wohnung beschied; er sei, fügte er hinzu, beauftragt, die Schulden des Grafen zu bezahlen. Gegen neun Uhr saß der Diplomat, der sich ein großes Vermögen erschwindeln wollte, unter dem Vordache seines Landhauses, rauchte aus der Meerschaumpfeife und

trank Limonade, die der alte Bediente ihm bereitet hatte. Elias, so hieß der einzige Domestik des Hofraths, saß auf einem Feldstuhle neben der Thür und schlief; er trug eine erbsfarbene Livree mit dunkelblauen Aufschlägen und weißen Knöpfen; seine dunkelrothe Weste war mit Silbertressen besetzt. Die Hosen von schwarzem Manchester reichten nur bis an das Knie; hier begannen Gamaschen von derselben Farbe und demselben Stoffe, aus dem der Frack gefertigt war. Elias hatte die Füße ausgestreckt und die Arme gekreuzt; das spitze Kinn seines hageren Gesichts hing auf die Brust herab. Die Dämmerung erlaubte noch zu erkennen, daß der Bediente einen fast kahlen Kopf hatte; das spärliche graue Haar, das im Nacken wurzelte, lag in dünnen Strängen auf dem glänzenden Schädel, der schmal und eckig war.

Der Hofrath saß schon seit einer halben Stunde schweigend und rauchend. Elias, der wußte, daß er die stillen Betrachtungen seines Herrn nicht unterbrechen durfte, war der Schwüle des Abends erlegen und eingeschlafen. Der arme Mann hatte im Laufe des Tages weite Wege zu machen gehabt, hatte Mahnbriefe ausgetragen und Geld eingezogen. Löwenhorst und Elias, beide Junggesellen, wirthschafteten schon lange miteinander, Einer hatte sich in den Andern hineingelebt, wie Elias zu sagen pflegte, wenn er die Vorzüge seiner Stellung pries. Es gehörte zu den Eigenheiten des Alten, der fünf bis sechs- undfünfzig Jahre zählen mochte, daß er sich bei jeder passenden Gelegenheit den Sekretär des Herrn Hofraths nannte. Er war es auch in Bezug auf die Geldgeschäfte,

die alle durch seine Hände gingen. Die Offiziere nannten ihn den hofrätlichen Figaro. Auch dieses Prädikat hatte seine Begründung, denn Elias barbirte den Hofrath, er war, bevor er Bedienter geworden, Barbier gewesen.

– Elias! rief plötzlich der Hofrath.

Der Schläfer zuckte leicht zusammen.

– Haben Sie gerufen? fragte er mit einer dünnen Tenorstimme, ohne sich zu bewegen.

– Ich habe gerufen, mein Bester.

– Was beliebt, gnädiger Herr?

– Du hast mir noch nicht gesagt, ob die Nachbarin heimgekehrt ist.

In diesem Augenblicke ließ sich aus der Ferne der Ton einer Klingel vernehmen.

Elias hatte sich erhoben; er war mindestens um einen Kopf länger, als sein Herr. Die Schleife der weißen Kravatte, die er nachlässig am Halse trug, hatte sich bis in den Nacken verschoben. Er lächelte wie ein Satyr, indem er flüsterte:

– Jetzt kommt die schöne Dame zurück, die Gartentür geht.

– Hältst Du wirklich die Hauptmannswittwe für schön?

– Das will ich meinen! Ich habe sie heute in der Nähe gesehen . . . sie ist eine stattliche Frau.

– Wo und wann hast Du sie gesehen? fragte der Hofrath phlegmatisch.

– Als ich gegen Abend aus der Stadt kam, begegnete sie mir mit dem Grafen von Ravenstein.

– Mit dem Grafen?

– Mit demselben, dem ich oft Mahnbriefe gebracht habe, als er noch Lieutenant war. Heute trug er Civilkleider, die ihm gut standen.

Löwenhorst lächelte; er gab indeß keinen Aufschluß über die Verwechslung.

– Wohin gingen die Beiden? fragte er ruhig weiter.

– Zu der Präsidentin von Bärenclau, die dort unten am Teiche wohnt.

– Ah, eine feine aristokratische Dame! Die Nachbarin hat einen gewählten Umgang . . .

– Auch Sie, gnädiger Herr, haben ja früher die Präsidentin oft besucht.

Jetzt blies Löwenhorst in die Pfeife, daß die Funken aus dem Meerschamkopfe flogen.

– Ja, ja! murmelte er. Ich fand keinen Gefallen mehr an dem Umgange . . .

– Die Präsidentin hat eine sehr schöne Tochter! meinte Elias.

– Die reizende Albertine.

– Wäre der Graf von Ravenstein nicht verheirathet, ich würde vermuthen, daß die Nachbarin für ihren Begleiter eine Frau suchte . . . Aeltere Damen besaßen steh gern mit Geschäften dieser Art.

– Die Präsidentin, murmelte Löwenhorst, hat kein eigenes Vermögen, sie lebt eingezogen von der kleinen Pension, die ihr der Staat zahlt.

Elias sprach seine Verwunderung darüber aus, daß der neuvermählte Graf ohne seine junge Frau Besuche abstatte; er hatte das, was sich schickt, in der langen Dienstzeit kennen gelernt. Dann sprach er von der Pracht, mit der die Trauung vollzogen, und knüpfte daran Betrachtungen über den Reichthum des Bankiers Roland. Elias kannte alle bemerkenswerthen Ereignisse in aristokratischen Kreisen, er wußte über Krankheiten, Sterbefälle, Wechselarreste, Trauungen und Kindtaufen stets die genaueste Auskunft zu geben. Mit seiner Spürnase witterte er die Liebschaften aus, und je nach den Verhältnissen prophezeite er ein glückliches Zustandekommen der Verbindung, oder er erklärte die Liaison für eine fruchtlose Liebelei. Meldete sich ein neuer Kundmann, der die Kasse des Hofraths in Anspruch nehmen wollte, so erforschte Elias die Verhältnisse und den Charakter desselben, und sein Ausspruch entschied, ob das Geschäft gemacht werden sollte oder nicht. Elias war seinem Herrn unentbehrlich, und dieser schätzte ihn als ein unbezahlbares Kleinod, natürlich ohne es sich merken zu lassen.

4. DIE JUNGEN GATTEN.

Flitterwochen! Welch ein wunderbar schönes Wort! Die Liebenden, die in den Stand der heiligen Ehe zu treten gedenken, sehnen sich darnach wie nach dem gelobten Lande, in dem Milch und Honig fließt, längst verheirathete Leute denken an jene Zeit mit Wonne zurück und schwelgen in der Erinnerung, gleichviel ob ihre Ehe eine

glückliche oder unglückliche geworden ist. In den Flitterwochen ist noch Alles neu und das Neue hat stets einen besonderen Reiz; aber wehe, wenn sich nur als Schimmer herausstellt, was man für Kern gehalten hat, wenn der innere Gehalt den Hoffnungen nicht entspricht, die man daran geknüpft . . . die Flitterwochen sind der Probirstein der Ehe . . . sie können zum Vorhofe des Paradieses, sie können aber auch die Schwelle werden, die den Himmel von der Hölle trennt.

Graf Otto von Ravenstein und Gabriele hatten die beiden ersten der Flitterwochen hinter sich; sie waren mehr als zufrieden mit einander, da nichts ihre Hoffnungen getäuscht . . . Die Liebe Beider schien noch zärtlicher, noch intensiver geworden zu sein, und jeden Augenblick, den sie nicht mit einander verbrachten, hielten sie für einen Raub an ihrem Leben, an ihrem Glücke. Die Gattin zweifelte nicht daran, daß Otto sie aus wahrer Liebe gewählt habe, und der Gatte war fest überzeugt, daß Gabriele sich nicht durch Rang und Titel habe bestimmen lassen, ihm die Hand zu reichen.

In der Villa, die von den jungen Gatten allein bewohnt ward, herrschte ein völlig aristokratischer Ton; man hätte glauben mögen, ein fürstliches Paar halte hier Hof. Die Domestiken erschienen in neuen Livreen, auf deren Knöpfen das gräfliche Wappen prangte, der Kammerdiener des Grafen trug stets einen schwarzen Frack und weiße Binde, und die Zofe der Gräfin zeigte sich schon am frühen Morgen in der geschmackvollsten Toilette. In dem Stalle standen die ausgesuchtesten Racepferde und in

der Remise glänzten die elegantesten Wagen. Der Bankier hatte verschwenderisch die Summen zur Anschaffung dieser Luxusgegenstände bewilligt.

Wir wohnen dem Lever der jungen Gräfin bei.

Es ist sieben Uhr Morgens. Das prachtvollste Sommerwetter verklärt die Villa und den Park. Gabriele, in einen Mantel von gelber Seide gehüllt, tritt aus dem Schlafgemache in das Boudoir, das bereits völlig geordnet ist. Der köstliche Raum spottet aller Beschreibung, er ist wahrhaft königlich eingerichtet. Lächelnd sieht die junge Dame sich um ... sie gewahrt frische Blumen, die reizend geordnet auf dem Schreibtische stehen.

– Otto ist schon hier gewesen! flüsterte sie. Er selbst hat diese Blumen gepflückt, die schönsten des Gartens.

Eine schmucke Zofe, frisch wie der junge Morgen, trat rasch ein.

– Guten Morgen, gnädige Frau!

Die Zofe verneigte sich mit dem Anstande einer Ballettänzerin.

– Guten Morgen, Henriette!

Jetzt küßte Henriette die schimmernd weiße Hand ihrer Gebieterin. Dann fragte sie lächelnd:

– Haben die gnädige Frau gut geruht?

Gabriele nickte zufrieden mit dem Köpfchen, das von einer reizenden Morgenhaube bedeckt ward.

– Ich möchte die erste Toilette machen.

– Zu Befehl.

– Wird der Tag warm werden?

– Es ist schon warm, gnädige Frau.

– So werde ich mich in Battist kleiden.

Henriette schlüpfte in das Nebenzimmer.

Die Gräfin stand am Fenster.

– Dort geht Otto, flüsterte sie freudig erregt; er promenirt ganz allein, um an mich zu denken. Wie stattlich und schön er ist ... ein echter Mann und Offizier! Sein Charakter entspricht dem Aeußern ... brav, bieder und edel ... Ach Gott, wie danke ich Dir für das Glück, das Du mir beschieden, für das unschätzbare Glück, diesem Manne anzugehören. Ach, und ich liebe ihn je mehr, je näher ich ihn kennen lerne.

Sie winkte mit einem weißen Tuche durch das offene Fenster.

– Er sieht mich nicht, rief Gabriele verdrießlich. Da geht er unter den großen Bäumen hin und starrt düster zu Boden ... so sollte ein junger Ehemann nicht aussehen. Die Gedanken, die ihn beschäftigen, müssen ihn trübe stimmen ... habe ich Anlaß dazu gegeben? Kann er sich über mich beklagen?

Die Zofe war zurückgekehrt.

– Befehlen Sie, gnädige Frau, daß die Toilette beginne?

– Ja, ja! Warte nur einen Augenblick noch.

Sie beobachtete den Grafen, bis er in der langen Kastanien-Allee verschwand.

– Er muß doch nicht ganz glücklich sein! flüsterte sie leise vor sich hin. Vielleicht peinigt ihn das räthselhafte Verschwinden meines Brautkranzes ... Wenn es doch Vorbedeutungen gäbe, die Tante Sabine hinwegleugnet ... Ich werde meinen Mann aufsuchen. Henriette!

- Sie befehlen, gnädige Frau?
- Beeile Dich mit meiner Toilette.
- Soll geschehen.
- Ich will in den Garten hinab.
- Zehn Minuten genügen . . .
- Das ist zu lange; ich brauche keinen Putz, magst das Versäumte später nachholen.

Die junge Frau warf sich auf einen Sessel.

Betrachten wir die Zofe, die mit geübten Händen die Toilette begann.

Henriette war ein schön gewachsenes Mädchen von achtundzwanzig Jahren; voll und üppig waren Schultern, Busen und Arme, die ein sehr dünner Flor leicht verhüllte. Ihre Taille war schlank und elegant. Das volle blonde Haar war nach der neuesten Mode coiffürt, es bildete den hübschesten Wellenscheitel, der sich denken läßt. Und wie zart und weiß war ihr Teint . . . die leichte Röthe auf den runden Wangen hätte man für Schminke halten mögen . . . vielleicht war sie es auch, denn Henriette kannte alle kosmetischen Mittel, die zur Conservirung weiblicher Schönheit erfunden sind. Werthvollen Schmuck trug die Zofe nicht; sie begnügte sich mit einfachen Bändern und einer Halsschnur von Korallen. Das lichtblaue Kleid von leichtem Sommerstoffe stand ihr vortrefflich. Und klein und niedlich, wie die Hand an dem fleischigen runden Arme, war das Füßchen, das in grauen Sommerstiefeln stak. Wäre ihr Stumpfnäschen nicht ein wenig zu breit gewesen, und das Kinn ein wenig zu kurz, man hätte

Henrietten für eine zweite Marton halten können. Wir fügen hinzu, daß sie fertig französisch und correct deutsch sprach, ein Beweis von guter Bildung. Alle ihre Bewegungen waren leicht und nobel, wie die einer Salondame; ihr Lächeln zeigte von Geist und ihr Auge, das hellblaue, von Intelligenz. Sabine hatte diese Zofe engagirt, weil sie wollte, daß die junge Gräfin wahrhaft gräflich bedient werde.

Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als die Künstlerin die Toilette ihrer Herrin vollendet hatte. Das schöne Haar Gabrielen's war vollständig geordnet und ein schneeweißer Battistoberrock, mit rothen Schleifen besetzt, hüllte frisch die reizenden Glieder ein.

– Henriette!

– Fehlt noch etwas?

– Einen großen Strohhut.

– Hier ist er, gnädige Frau.

Und die Zofe setzte den feinen Hut auf das Köpfchen der Herrin, indem sie zugleich das rothe Band zur Schleife formte. Gabriele warf einen Blick in den Spiegel . . .

– Vortrefflich! rief sie.

– Hier ist der Sonnenschirm.

– Du denkst doch an Alles.

– Wo befehlen Sie das Frühstück, gnädige Frau?

– Der Morgen ist so schön . . . in der Lindenlaube wird es kühl sein . . . Laß in der Laube decken.

Gabriele trat noch einmal an das Fenster; sie sah nach allen Richtungen durch den Garten; der Graf war verschwunden.

– Ich werde ihn schon finden, dachte die Gattin; er soll mir Rede stehen und den Grund seines trüben Sinnes bekennen.

Sie verließ das Boudoir und eilte in den Garten hinab.

Jetzt stand Henriette am Fenster; sie sah malitiös lächelnd der jungen Frau nach, die leicht wie ein Sylph die Kastanien-Allee hinabschwebte und zwischen den riesigen Stämmen der alten Bäume verschwand.

– Ein reizendes Weibchen! flüsterte sie vor sich hin. Bildschön und steinreich ... der Graf ist zu beneiden. Und doch ...

Henriette unterbrach sich.

– Ich will nicht urtheilen, rief sie nach einer Pause. Die Verhältnisse kümmern mich nicht, ich habe nur meine Pflicht zu erfüllen. Vielleicht kommt die aufgeschobene Reise doch noch zu Stande ... mir ist es recht, das Glück der Flitterwochen gönne ich den jungen Leuten. Du lieber Himmel, ich hatte ja auch einmal Aussicht, Frau zu werden ... Nein ich will mir die Laune nicht verderben ... Die Männer alle sind schlecht, darum halte ich es mit den Frauen. Aber die Flitterwochen müssen doch schön sein. Ach, es dauert nicht lange mehr und ich trete in das sogenannte alte Register ... als Zofe, als Dienerin ... Armuth und Alter sind gräßlicher als Häßlichkeit!

Nun trat sie vor den Spiegel und musterte ihre Toilette; dann hüpfte sie in die Küche und bestellte das Frühstück.

Gabriele hatte lange Zeit den Garten durchsucht; der Graf zeigte sich nirgends.

– Er ist wohl in das Haus zurückgekehrt! dachte sie.

Noch einmal ging sie zu dem Teiche; dort lagen die beiden Gondeln und dort am Rande des Schilfs schwammen ruhig die Schwäne. Die klare Sonne ließ den Wasserspiegel erglänzen, als ob er von Silber wäre.

– Auch hier ist er nicht! flüsterte Gabriele traurig. Wäre er zur Villa gegangen, so hätte ich ihn doch sehen müssen ... vielleicht hat er einen versteckten Weg gewählt.

Die Sehnsucht trieb sie zur Eile an; sie schlug einen Weg ein, der sie durch schattige Büsche führte. Auf einem der Beete arbeitete ein Gärtner.

– He, lieber Freund!

Der Arbeiter erhob sich und zog ehrerbietig die Mütze.

– Was befehlen Sie, Frau Gräfin?

– Ich vermuthete, daß der Graf in dieser Gegend des Gartens promenirt ...

– Ja, ja ...

– Ist er hier?

– Ich habe den gnädigen Herrn gesehen. Er ging hier vorbei und trat in den Pavillon.

Gabriele erschrak.

– In den Pavillon?

– Gewiß, gnädige Frau.

– Haben Sie auch recht gesehen?

– Ei, das will ich meinen! rief der Gärtner. Den gnädigen Herrn erkenne ich auf hundert Schritte. Ob er den Pavillon schon wieder verlassen hat, weiß ich nicht! daß er aber hineingegangen, weiß ich sehr genau.

– Ich danke, lieber Freund!

Der Gärtner sah der jungen Frau verwundert nach.

– Der Pavillon scheint die Dame zu erschrecken, murmelte er vor sich hin. Und doch ist er das lieblichste Plätzchen im ganzen Parke . . . Ah, ich vermuthe, die jungen Eheleute treiben vielleicht einen Scherz! Sie leben ja noch in den Flitterwochen, da kommt so etwas noch vor. Der Graf ging recht nachdenkend hier vorüber, er hat nicht einmal bemerkt, daß ich ihn gegrüßt habe. Seine schöne Frau wird er wohl bemerken, wenn sie sich zeigt. Da sind die Jalousieen an dem Pavillon noch geschlossen . . . ich habe sie auf Befehl des Obergärtners zumachen müssen . . . ob ich sie öffne? Nein, es würde sich jetzt nicht schicken, auch habe ich keine Weisung dazu erhalten . . .

Er ergriff die Hacke und setzte die Arbeit fort.

Gabriele erreichte den Pavillon.

– Es ist doch seltsam, dachte sie, daß Otto gerade diesen Ort wählt! Wir haben ihn gemieden, um die Erinnerung an den wunderbaren Raub meines Brautkranzes nicht heraufzubeschwören, und Otto selbst stimmte dafür . . . jetzt sucht er in trüber Stimmung den für uns Beide schrecklich gewordenen Ort auf . . . der Gärtner kann sich auch wohl getäuscht haben . . .

Sie umschritt einen blühenden Rosenstock und stand nun vor dem eleganten Gebäude, dessen Dach hohe Linden und Platanen beschatteten. Durch eine künstlich hervorgebrachte Lichtung bot sich eine Fernsicht durch den Garten, die von der Villa begrenzt ward. Rings herrschte tiefe Stille; nur in den Bäumen sangen einzelne Vögel und hoch in der blauen Luft schwirrte eine Lerche. Die

Fenster des Pavillons waren verschlossen, wie der Graf selbst angeordnet hatte; die Thür mit den braunen und rothen Glasscheiben war angelegt.

– Er ist noch dort! dachte Gabriele.

Ihr Herz schlug rascher, als sie sich geräuschlos näherte. Vorsichtig spähetete sie durch die Spalte der Thür in den halbdunkeln Raum. Da saß der Graf auf dem Sopha, auf demselben Platze, den er stets so gern eingenommen. Er stützte den Kopf und starrte sinnend auf den Teppich zu seinen Füßen. Das Geräusch, von dem Oeffnen der Thür hervorgebracht, machte ihn auffahren.

– Gabriele rief er mit unterdrückter Stimme.

Seine schönen Züge sahen bleich aus bei dem ungewissen Lichte, das durch die farbigen Gläser der Thür drang.

– Otto, rief sie vorwurfsvoll, was treibst Du?

– Ich denke an Dich!

– Und hier, an diesem Orte!

– Er ist so still und einsam . . .

– Aber er erinnert an ein Ereigniß, das mich heute noch mit Schrecken erfüllt!

– An das Verschwinden des Brautkranzes.

Sie warf sich ihm an die Brust.

– Otto, ich habe Dich diesen Morgen mit Schmerzen erwartet . . .

– Du hast mich so früh schon erwartet, mein süßes Kind?

Er pflegte sie oft ›süßes Kind‹ zu nennen, seit er mit ihr verheirathet war. Nun umschlang er sie zärtlich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

– Otto, rief die junge Frau erschreckt; was ist Dir?

– Diese Frage!

– Du zitterst am ganzen Körper.

– Vor Wonne, vor Seligkeit!

Der Gatte drückte sie stürmisch an sich.

– Armer Mann, Du hättest den Pavillon nicht betreten sollen . . .

– Warum? Warum?

– Auch mir ist er schrecklich!

– Nein, Liebe, nein! Sieh, das trauliche Dämmerlicht, und die Einsamkeit erheben das Gemüth und schließen ab von der Außenwelt . . . O, mein süßer, mein lieber Engel!

Er zog sie zu sich auf das schwellende Polster des Sopha's.

– Bist Du krank? fragte Gabriele erschreckt.

– Krank?

– Wie seltsam Du bist!

– Weil ich Dich unaussprechlich liebe.

– So hättest Du diesen Morgen zu mir kommen sollen, statt Dich trüben Gedanken zu überlassen.

– Ich wollte Deinen Morgenschlaf nicht stören.

– Seltsamer Mann!

– Ach, Gabriele, rief er leise und bebend, Du wirst mich jeden Morgen hier finden, denn hier ist der Tempel, in dem ich um Dein Glück, um die Erhaltung Deiner Liebe bete . . .

Die arme Frau mußte weinen.

– Otto, Du willst es mir nicht bekennen, daß der geheimnißvolle Vorfall in diesem Pavillon Dich mit Befürchtungen erfüllt . . .

– Nein, nein!

– Du selbst glaubst an Vorbedeutungen, obgleich Du mich abergläubisch und thöricht nanntest, wenn ich Dir meine Befürchtungen mittheilte . . .

Der Graf strich mit der Hand über die bleiche Stirn.

– Es ist wahr, rief er; man muß stark sein, um gewisse Dinge zu ertragen!

Nun legte er sanft den Arm um die Taille.

– Gabriele, fragte er wie zerstreut, bist Du auch ganz glücklich?

– Du weißt es ja!

– Ist Dir Dein Mann Alles auf dieser Welt?

– Frage doch nicht so, Otto!

Sie erhob sich.

– Warte noch! rief er.

– Folge mir in das freundliche Sonnenlicht.

Gabriele betrachtete den aufgeregten bleichen Mann, der sich auf die Lehne des Sopha's stützte. Es war eine unerklärliche Veränderung mit ihm vorgegangen, deren Grund sie in einem moralischen Leiden suchte. Das eigenthümliche Licht, erzeugt durch die gefärbten Glasscheiben, ließ seine Züge alterirt und blaß erscheinen.

– Du hättest diesen Pavillon nicht betreten sollen! flüsterte sie unter Thränen.

Sie neigte sich und küßte ihm die Stirne.

Er umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie wie ein Verzweifelnder.

– Otto, was ist Dir? fragte sie entsetzt.

– Nun ist es gut; ich halte Dich, Dich, Gabriele, die ich mehr liebe als mein Leben! Zu Deinen Füßen möchte ich sterben, die Ueberzeugung mit mir nehmen, daß Du mich allein geliebt hast auf dieser Erde.

– Und so ist es ja auch, Otto! Als ich Dich an dem Parkgitter der Villa bei London nur flüchtig gesehen, verließ Dein Bild meine Seele nicht wieder . . .

– Gabriele!

– Ich mußte Dich lieben; ach, ich empfand die erste Regung zu einem Manne.

– Und zuvor hast Du nie geliebt?

– Nie, nie! Das schwöre ich bei Gott!

Er bedeckte das Gesicht mit den bebenden Händen; es schien als ob ein Krampf alle seine Glieder zusammenzöge. Gabriele begriff, daß sie sich stärker stellen mußte, als sie wirklich war. Sie setzte sich ihm zur Seite und ergriff seine Hand, um ihm freundlich zuzureden. Da ward die Thür des Pavillons leise geöffnet. Henriette stand auf der Schwelle.

– Was willst Du?

– Gnädige Frau, so eben ist Fräulein Sabine angekommen.

– Sabine?

– Ich ward beauftragt sogleich die Anmeldung zu besorgen.

– Melde der Tante, daß ich gleich kommen würde.

– Das Fräulein ist schon unterwegs.

– Hierher?

– Ja, gnädige Frau!

Die Herrin entließ die Zofe durch einen Wink.

– Geh', rief hastig der Graf, man soll mich in dieser Verfassung nicht sehen! Zumal Sabine, die ich für meine Feindin halte . . . Ich folge Dir, sobald ich mich gesammelt habe.

– Auch mir ist es wünschenswerth, obgleich ich versichern kann, daß Sabine uns beiden wohl will.

– Gehe, ich kann die Dame jetzt nicht sehen!

– Wir erwarten Dich zum Frühstück in der Laube; laß nicht zu lange auf Dich warten.

Sie küßte ihn flüchtig und verschwand.

Der Graf sah der reizenden Erscheinung liebevoll nach.

– O Gott, ist das ein Unglück! rief er schmerzlich. Und wie selig hätte ich sein können!

Mit zitternden Händen zog er die goldene Uhr.

– Noch ist es nicht Zeit! murmelte er. Ich kann noch bleiben!

Jetzt erblickte er am Boden eine rothe Bandschleife, die der Robe Gabrielen's entfallen war; gierig ergriff er sie und drückte sie an seine Lippen.

Gabriele eilte durch den Hauptweg der Villa zu.

– Sabine darf nichts erfahren, flüsterte sie vor sich hin, wenigstens jetzt noch soll der Gemüthszustand des Grafen Geheimniß bleiben. Ich werde ihn durch die zarteste Sorgfalt zu beruhigen und zu heilen suchen; er liebt mich so leidenschaftlich, daß er an die Dauer des Glücks seiner

Liebe nicht zu glauben wagt. Tauchen doch auch in mir Zweifel auf, die mich mit Pein erfüllen.

In der Kastanien-Allee trat Sabine der jungen Frau entgegen.

– Guten Morgen, meine Liebe! rief die verwachsene Dame, die eine auffallend reiche Toilette gemacht hatte.

Gabriele umarmte die Tante.

– So früh schon hast Du die Stadt verlassen?

– Weil es mich drängte, Dich zu sehen . . .

– Wie gut Du bist, Sabine.

– Und mit Dir zu frühstücken.

– Du wirst willkommen sein wie stets, Tante.

– Wo ist der Graf?

– Ich habe mit ihm eine Morgenpromenade gemacht; jetzt nimmt er ein Bad, dann kommt er zu uns.

– Ach, er weicht nicht von seinen Gewohnheiten ab; ich freue mich, den schönen Mann zu sehen, um den die Aristokratie der Residenz Dich beneidet. Aber wie, die junge Gräfin ist so erregt . . .

Gabriele mußte eine zweite Lüge aussprechen.

– Weil die Gräfin eilte, ihre Tante zu umarmen!

Und sie umarmte wirklich das kleine Wesen, um ihre Verwirrung zu verbergen; sie fühlte eine glühende Hitze im Gesichte und hatte den Muth nicht, die forschende Tante offen anzublicken. Trotz der Mühe, die sie sich gab, ruhig zu scheinen, konnte sie doch eine Hast nicht unterdrücken, die sich in allen Bewegungen bemerkbar machte.

– Wie befindet sich der Vater? fragte sie.

- Gut, recht gut!
- O, das freut mich!
- Er hat mir tausend Grüße aufgetragen.
- Danke, liebe Tante.

Arm in Arm gingen die beiden Damen nach der Laube. Gabriele plauderte viel und lebhaft; Sabine lächelte, denn sie hatte längst bemerkt, daß die Gräfin sich in einer ungewöhnlichen Gemüthsverfassung befand. In der Laube war der Tisch schon gedeckt; ein Lakai wartete auf den Befehl der Herrin.

- Man bringe die Chokolade!

Der Bediente eilte nach der Villa.

– Ich sehe Dich zum zweitenmal seit Deiner Hochzeit, begann Sabine, die sich auf einen der prachtvollen Fauteuils geworfen hatte, ohne Shawl und Hut abzulegen.

– Es ist unrecht, sehr unrecht, daß Du meiner so wenig gedenkst.

– Du sprichst unüberlegt einen Vorwurf aus, beste Gabriele, den ich nicht verdiene. Junge Eheleute lieben es, während der Flitterwochen allein zu sein ... Besuche, und kommen sie von den nächsten Verwandten, sind ihnen lästig ... wenigstens schließe ich so, nachdem ich über diesen Punkt nachgedacht habe. Ich müßte Dich wahrlich nicht lieben, wollte ich die schönste Zeit der Ehe, die oft nur von kurzer Dauer ist, durch prosaische Besuche unterbrechen.

– Da ist die kalte Philosophie wieder! rief lächelnd die junge Frau.

– Verzeihung, ich philosophire nicht kalt, auch das Herz hat einen großen Theil an meinen Aufstellungen . . . die Flitterwochen sind von Natur poetisch, sie müssen es sein, wenn sie wahrhaft beglücken sollen . . . Du wirst mich, dessen bin ich gewiß, stets freundlich empfangen; aber bekenne offen: ist es Dir heute angenehm, daß ich Deine eheliche Trautheit durch einen Besuch unterbreche?

– Sabine, Sabine!

– Den Gemahl will ich gar nicht fragen, ich kenne seine Antwort und deute sie ihm nicht übel.

– Du bist im Unrechte, Tante!

– Nein, nein! Es drängte mich, Dich zu sehen . . . Gleich nach dem Frühstück breche ich wieder auf . . . jede Stunde, die Du in Gesellschaft Fremder verbringst, ist dem unbeschreiblichen Glücke der Flitterwochen gestohlen.

– Mein Gott, bist Du uns denn eine Fremde?

– Jungen Ehegatten ist selbst der Vater fremd. Und nicht wahr, Gabriele, es geht Dir gut, recht gut?

– O, gewiß!

– Du hast Dich in dem Grafen nicht getäuscht?

– Diese Frage, rief Gabriele verwirrt.

– Bitte, sie ist sehr natürlich! Der Ehemann ist oft ein anderer, als der Bräutigam . . . ein Gut, das man sicher besitzt, verliert zwar nicht den Werth, aber es hat für den Besitzer denselben Reiz nicht mehr . . . Bei Dir ist es nicht so . . . auch ist die Zeit zu kurz . . .

Der Lakai trat ein.

– Befehlen die gnädige Frau, daß ich servire?

– Jawohl, mein Freund! rief Sabine.

Es geschah.

Die Tante ergriff die vergoldete Tasse und begann zu schlürfen; dabei warf sie forschende Seitenblicke auf die Nichte, die nachdenklich dem sich entfernenden Bedienten nachblickte.

– Dein Gemahl bleibt lange, unterbrach Sabine das Schweigen.

Die Gräfin antwortete nicht.

– Gabriele, rief die verwachsene Dame, ist etwas vorgefallen?

– Nichts, nichts!

– Du bist besorgt, gestehe es nur.

– Dort kommt Otto!

Der Graf kam von der Villa her; Gabriele eilte ihm entgegen, küßte ihn, hing sich an seinen Arm und zog ihn plaudernd mit sich fort nach der Laube.

– Wie bleich er aussieht, dachte die beobachtende Tante, und wie kühl er die Liebkosungen seiner Frau aufnimmt . . . Er ist doch ein schöner Mann!

Der Graf war wirklich sehr ernst; von der Freudigkeit eines Ehemanns, der in den Flitterwochen lebt, verieth er keine Spur. Die Blässe seiner schönen männlichen Züge deutete auf ein Gemüthsleiden, denn sie erschien nicht krankhaft. Bei dem Anblicke der Tante, die ihm stolz lächelnd die Hand entgegenstreckte, versuchte er zu lächeln . . . es gelang ihm, ein trübseliges Lächeln zu erkünsteln.

– Lieber Graf, sind Sie krank?

– Ich fühle mich wohl!

– Dann sind Sie verstimmt . . .

– Für den Augenblick ja; ich habe Nachrichten von meinem Vater erhalten, die nicht zu den angenehmen zählen . . . der alte Mann ist ernstlich erkrankt.

Sabine ließ ihren philosophischen Scharfsinn leuchten.

– Sie nennen Ihren Vater alt, mithin ist er dem Ziele nahe, das uns Allen gesetzt ist. Sollte der Himmel ihn von dieser Erde abberufen, so erfüllt sich ein unumstößliches Naturgesetz . . .

– Ohne Zweifel, meine beste Tante; wenn der Vater aber hinscheidet, ohne sich mit dem Sohne zu versöhnen, so äußert der Tod eine Wirkung auf das Gemüth des Sohnes . . .

– In diesem Falle muß der Sohn seinen festen Charakter zeigen! Soviel ich den Zwiespalt beurtheilen kann, ist er die Folge bizarrer Voraussetzungen, die in unserer aufgeklärten Zeit keinen Boden mehr haben. Ich bitte Sie, lieber Graf, meine Nichte darunter nicht leiden zu lassen

...

– Wie meinen Sie das? fragte er kurz.

– Verbannen Sie den Mißmuth und suchen Sie Ersatz bei der Gattin, die Ihnen mindestens eben so nahe steht, als der grundlos zürnende Vater. Diesen Rath ertheilt Ihnen ein wohlmeinendes Herz . . .

– Ich werde ihn befolgen, denn Gabriele geht mir über Alles!

Er küßte der Gattin die Stirn und ließ sich neben ihr nieder. Sabine versuchte es, durch ein heiteres Gespräch

dem Grafen die Wolken der Sorge zu verscheuchen; es war vergebens, denn Otto blieb einsilbig und antwortete wie gezwungen auf die Fragen, die seine reizende Gattin an ihn richtete. Sabine sah endlich nach der Uhr.

– Ich muß fort! rief sie wie erschreckt.

– Warum schon so früh, Tante?

– Weil das Hauswesen meiner bedarf. Ich habe ja nur einen ganz kurzen Besuch beabsichtigt, um mich von dem Wohlbefinden meiner Lieben zu überzeugen.

Sie brach auf.

Die Gatten begleiteten die Tante nach der Villa. An der Treppe verabschiedete sich der Graf und ging in den Saal des Erdgeschosses, dessen hohe Glastür weit geöffnet war.

– Das ist verletzend! flüsterte Sabine.

Auch Gabriele war erschreckt.

– Nimm es nicht übel auf! rief sie. Otto ist schon den ganzen Morgen verstimmt, er hat, wie Du gehört, trübe Nachrichten empfangen ...

– Immerhin; ein Mann, ein ehemaliger Offizier, muß sich zu beherrschen wissen.

– Ich bitte Dich, liebe Tante!

– Er scheint das Bürgervolk jetzt abschütteln zu wollen.

– Nein, o nein! Seine Zärtlichkeit mir gegenüber ist dieselbe geblieben ... wenn der Schmerz um den hartnäckigen Vater ihn bekümmert ...

– So muß er es die Verwandten nicht entgelten lassen, die seine Schulden bezahlen! rief die bucklichte Tante erbittert.

– Beurtheile ihn nicht falsch, Sabine!

– Wer bin ich denn, daß er mich hier an der Treppe verläßt, als ob ich ihm eine fremde lästige Person wäre?

– Du bleibst meine gute Tante!

Sabine schlug den Weg um das Haus ein.

– Da hast Du den übermüthigen Edelmann, fuhr sie erregt fort. Kaum ist er in dem ersehnten Hafen angelangt, und er schiebt verachtend die bei Seite, die ihm den Eingang ermöglicht haben.

– Er wird Dich um Verzeihung bitten . . .

– Das fordere ich nicht.

– Und Du wirst ihm verzeihen, Tante, denn er ist von Herzen gut. Man ist ja nicht immer seiner Stimmungen mächtig . . .

In der Nähe des eleganten Wagens, der angespannt im Hofe hielt, blieb Sabine stehen; sie fragte leise, daß es der Kutscher nicht hören konnte:

– Gabriele, jetzt bekenne offen, was ich Deinem Vater antworten soll, wenn er mich fragt: ist mein Kind glücklich?

– Ja, ich bin glücklich!

– Täusche mich nicht, Gabriele!

– Noch habe ich keinen Grund mich zu beklagen.

– Desto besser.

– Verschweige dem Vater, was so eben vorgefallen.

– Dir zu Liebe werde ich schweigen und dulden! sagte Sabine empfindungsvoll.

– O, wie danke ich Dir, liebe Tante!

Beide küßten sich.

– Gabriele, noch eine Bitte lege ich Dir an's Herz.

– Sprich sie aus.

– Du bist noch unerfahren in dem Umgange mit Deinem Manne und kannst ihm mithin die Stellung nicht anweisen, die er zu Deinem Heile einnehmen muß . . . vergib Deinem Range nichts, sei nicht zu unterwürfig und laß den Edelmann nicht dominiren. Du bist die Tochter eines Millionärs, die einzige Erbin und auch meine Erbin! fügte Sabine betonend hinzu. Darum betrachte mich auch ferner als Deine zweite Mutter und berathe mit mir jede Angelegenheit, ehe Du Deinem Manne irgend eine Konzession ertheilst. Du kennst mich und weißt, daß ich mich nicht eindränge; aber Dein Glück möchte ich doch nicht außer Acht lassen, das, so scheint mir, in Gefahr schwebt. Das Benehmen Deines Mannes bezeichnet den Anfang der Stellung, die er dem bürgerlichen Volke gegenüber einzunehmen gedenkt . . .

– Du siehst zu schwarz, Sabine!

– Immerhin; es ist besser, wir sind weniger sorglos . . . triff vor allen Dingen keine Verfügung über Dein Vermögen . . . verweise den Gemahl in Geldsachen stets an den Vater . . . unterläßt Du dies, so schwindet Dir der feste Boden unter den Füßen . . . Du gibst die Waffe aus der Hand, mit der Du Dich später vertheidigen kannst. Ich

rathe Dir, die ich die Menschen genau kenne, als mütterliche Freundin. Habe ich mich getäuscht, um so besser ... Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Nun lebe wohl und komme bald zur Stadt.

– Bald, recht bald.

Die Tante umarmte die Nichte, ließ sich von dem Bedienten in den Wagen helfen und fuhr davon. Noch im Thore winkte sie der Zurückbleibenden einen Gruß mit dem weißen Tuche zu.

– Mein Gott! mein Gott! flüsterte Gabriele vor sich hin. Die Gemüthsstimmung Otto's, die das geheimnißvolle Ereigniß hervorgebracht, macht mir schwere Sorgen! Die Umwandlung, die mit ihm vorgegangen, ist so jäh, so unerwartet ... Nein, ich schreibe ihr eine andere Ursache nicht zu ... Otto liebt mich leidenschaftlich, er glaubt an böse Vorbedeutungen und fürchtet ein Unglück ... Aber wenn ich bedenke, wie er sonst über den Vorfall gesprochen, wie er ihm gar keine Bedeutung beigelegt, ihn selbst für lächerlich befunden hat ... Nein, ich will nicht grübeln, will der Vorsehung und unserer Liebe vertrauen, die den Ehebund geschlossen hat. Sabine setzt in ihrer Gereiztheit Dinge voraus, die nicht existiren.

Sie ging langsam durch den Garten in den Saal. Nach der Scene in dem Pavillon glaubte sie sich zu der Annahme berechtigt, die übergroße Liebe des Gemahls habe eine traurige Idee in ihm erzeugt, von der sie ihn nur durch fortgesetzte Zärtlichkeit befreien könne. War sie auch selbst von Besorgniß befangen, so empfand sie doch

eine Art Genugthuung . . . Otto manifestirte ja seine innige Neigung zu der Frau, die er ohne Eigennutz gewählt hatte.

Bestürzt blieb sie auf der Schwelle stehen. Der duftige Saal war leer . . . Otto, den sie hier vermuthete, ließ sich nirgends entdecken.

– Ich muß ihm nachgehen! flüsterte sie traurig vor sich hin. Schon diesen Morgen mußte ich ihn aufsuchen. Er hätte mich hier wohl erwarten können. Wenn Sabine Recht hätte . . .

Sie mußte die Thränen trocknen, die sich ihr gewaltsam in die Augen drängten.

An den Saal grenzte ein Kabinet, das die jungen Gatten einigemal zu traulicher Unterhaltung benutzt hatten. Hier glaubte Gabriele den Träumer, so nannte sie ihn noch, zu finden. Nicht ohne Zagen öffnete sie die Flügelthür.

– Wer ist da? fragte eine Stimme.

Der Graf, der am Fenster stand, hatte diese Frage ausgesprochen, ohne sich zu wenden.

Gabriele verbarg ihren Schmerz.

– Wer anders als Deine Frau sollte wohl unangemeldet bei Dir eintreten?

Er ging zu ihr und reichte ihr die Hand.

– Du bist's, Gabriele! Ich war so lebhaft im Geiste mit Dir beschäftigt, daß ich meine Umgebung vergaß. Wie, Du hast geweint?

– Es ist nichts, Otto, nichts!

– Wer erpreßt Dir Thränen?

– Sei ruhig, Otto! bat sie schmeichelnd.

– Wie thöricht, daß ich frage ... Sabine war ja hier, meine Freundin. Diese Sabine sorgt schon, daß wir unseres Glückes nicht froh werden.

– Du verkennst sie, wahrlich, Du verkennst sie. An unserem Hochzeitstage reichtest Du ihr versöhnt die Hand, schlossest mit ihr Frieden nach einem eingebildeten Kriege ... Und sie meint es so gut mit mir ...

– Das eben möchte ich verhindern! unterbrach der Graf sie hastig. Mache Dich frei von dem Einflusse dieser Tante, die es weder mit Dir noch mit mir gut meint.

– Otto, hat sie Dich beleidigt?

– Du argloses Kind! Folge mir, Deinem Manne ...

– Es muß doch etwas geschehen sein.

– Ich beuge vor, Gabriele; sobald etwas geschehen, ist es zu spät.

– Sabine fühlte sich beleidigt ...

– Gut, daß sie meine Antipathie wahrgenommen ... mag sie uns fern bleiben, ich werde sie nicht aufsuchen. Wir sind uns selbst genug und bedürfen der weisen Lehren Deiner Tante nicht, die einer unser unwürdigen Sphäre angehört.

Die arme Gabriele stand wie vom Blitze getroffen.

– Was ist das? flüsterte sie. Die Schwester meines Vaters gehört einer Sphäre an ...

– Ich spreche nur von Sabinen; mit Deinem Vater, der der hohen Geschäftswelt angehört, ist es anders. Sabine ist von spießbürgerlichen Grundsätzen beseelt, denen ich

zu uns den Eingang nicht gestatten darf. Ist schon ihre Erscheinung lächerlich . . .

– Otto, um des Himmels willen . . .

– So muß ich ihren Umgang für Dich als gefährlich bezeichnen. Eine Gräfin von Ravenstein steht auf der Höhe der Gesellschaft . . . Ich will in demselben Grade stolz auf Dich sein, Gabriele, wie ich Dich liebe. Nimm meine Worte nicht für den Ausfluß eingerosteter Vorurtheile . . . Ich fordere nur, daß Du mir die Kluft ausfüllen hilfst, die mich von meiner Familie trennt. Mein Vater liegt schwer krank, aber er wird, so hoffe ich, genesen. Du bist von Natur mit allen Anlagen ausgestattet, die zu der Hoffnung berechtigen, daß Du ein schönes Glied in der Kette unserer Familie werdest. Gewiß, Gabriele, ich zähle fest auf Dich . . . Du sollst die Brücke bilden, auf der ich zu dem versöhnten Vater zurückkehre. Noch mehr: Du sollst der Arzt des kranken Grafen sein, der sicher dem Tode verfallen, wenn Du ihm Deine Vermittlung entziehst. Indem ich Dich in die Welt einführe, die an Dich, als meine Gattin, ein unbestrittenes Recht hat, bereite ich den Ausgleich vor, der zwischen meiner Familie und mir stattfinden muß, wenn unser Glück gedeihen und befestigt werden soll. Ich zittere bei dem Gedanken, daß es anders kommen könne . . . Nenne mich nicht stolz, streng oder wohl gar herzlos; ich muß höheren Anforderungen Rechnung tragen und manches wieder gut machen, was ich im jugendlichen Uebermuthe versehen habe.

Die junge Frau konnte kaum Worte finden, um den Gedanken und Gefühlen, die auf sie einstürmten, Ausdruck zu verleihen.

– Otto, entgegnete sie würdevoll nach einer Pause, Du wirst es erklärlich finden, daß ich für meine Familie spreche, wie Du für die Deinige. Sabine ist ein von der Natur in körperlicher Beziehung vernachlässigtes Wesen . . .

– Es wäre thöricht, wollte ich ihr dies zum Vorwurfe machen.

– Sie ist zu beklagen!

– O gewiß, gewiß! rief der Graf.

– Setzen wir sie deßhalb nicht zurück.

– Hast Du gehört, wie herzlos sie über meinen kranken Vater sprach? Und sie ist ein Weib, ein Wesen, das zart fühlen soll . . . Sabinen's Grundsätze sind verwerflich; sie mögen in gewissen Kreisen imponiren . . . ich würde sie verlachen, wenn sie Dir nicht gefährlich werden könnten. Es bedarf eines jähen Bruches nicht; aber ich bitte Dich, gib den intimeren Verkehr mit der boshaften Tante auf.

Der Graf bemühte sich nun, zärtlich zu sein; es stand ihm dies übel an, da die Affektation zu deutlich sich bemerkbar machte. Sein Lächeln war bitter und der Kuß, den er auf die Wange der jungen Frau drückte, war kalt, wie der eines lange verheiratheten Ehemanns.

Die arme Gabriele mußte weinen. Wie hatte der Gemahl in der kurzen Zeit sich verändert! Vor der Hochzeit verlachte er die aristokratischen Vorurtheile, er hatte sie nicht selten hämisch verspottet; jetzt war er der Aristokrat vom reinsten Wasser, und indem er der jungen

Gattin den Umgang vorschrieb, den sie zu wählen hatte, zeigte er sich auch als Tyrann, der die Sympathieen dem Adelstolze unterordnet.

– Es gibt doch Vorbedeutungen! flüsterte sie. Der Verlust meines Brautkranzes . . .

– Gabriele! rief auffahrend der Gemahl. Verbittere mir durch lächerliche Annahmen das Leben nicht!

– Wie verändert Du bist, Otto!

– Ich bin noch derselbe, der ich war, und werde es stets bleiben. Du aber hast Dich verändert, fügte er gereizt hinzu . . .

– Wie, ich?

– Sonst warst Du fügsam . . .

– O, ich bin es noch!

– Du widersetzest Dich meinen Wünschen . . .

– Otto, bat sie traurig, rechten wir nicht!

– Was will ich denn? rief er auffahrend. Ich will ja nur unser Glück! Statt Dich von dem Manne leiten zu lassen, der die Wege durch das Leben genau kennt, stehst Du auf der Seite Jener, die unser eheliches Glück zu untergraben suchen. Versuche es nur, mir Schritt vor Schritt zu folgen, und Du wirst bald sehen, daß ich Recht habe. Brechen wir ab . . . Es ist schon zu viel, allzuviel!

Er fuhr mit der Hand über die Stirn und sah in den Hof hinaus.

Gabriele trocknete die feuchten Augen und trat an die Seite des Gemahls.

– Otto! flüsterte sie nach langer Pause.

– Was willst Du, mein Kind? fragte er, ohne sich zu wenden.

– Entziehe mir Dein Vertrauen nicht. Es geht etwas vor in Deinem Innern ... Du bist seit einiger Zeit so erregt, hältst Dich von mir fern, deutest meine Worte falsch ... Und nun die Zerstreung, die ich vorzüglich diesen Morgen an Dir bemerke ... Schließe mich nicht aus von Deinem Vertrauen ... Dein Kummer ist der meinige, Deine Freuden sind die meinigen ... Die treue Lebensgefährtin sollte doch Alles wissen, um mit Dir berathen und handeln zu können.

– Ich habe nichts, nichts! rief der Graf.

Dann sah er die Gattin forschend an.

– Es ist die höchste Zeit, fügte er hinzu, daß Du mit Sabinen völlig brichst, denn die Grundsätze dieser schlaunen Dame haben schon Eingang bei Dir gefunden. Vertraue Dich mir rückhaltslos an und es wird Alles gut werden. Machen wir eine Spazierfahrt.

Er befahl dem Kutscher, der in diesem Augenblick über den Hof ging, rasch den Wagen anzuspannen. Als er sah, daß Gabriele traurig das Köpfchen schüttelte, rief er:

– Willst Du lieber zu Hause bleiben, so werde ich reiten.

– O nein!

– Ich denke nicht daran, Dir irgend einen Zwang aufzuerlegen.

– Gönn mir zehn Minuten, und ich werde meine Toilette vollendet haben.

Sie ging in ihr Boudoir, aus dem sie zehn Minuten später in Hut und Shawl zurückkam. Der Graf stand schon ungeduldig harrend auf dem Perron; er trug einen hellgrauen Sommerrock und einen braunen niederen Filzhut, der seinem schönen Gesichte vortrefflich stand. Der Wagen war noch nicht vorgefahren. Da sprengte ein Reiter in den Hof, ein Offizier.

– Bertram! rief der Graf überrascht.

Der Freund sprang vom Pferde.

– Ich suche Dich, Otto!

– Da bin ich!

– Beide schüttelten sich herzlich die Hände.

Dann grüßte der Offizier militärisch die junge Frau.

– Wir wollten eine Spazierfahrt durch den Wald machen, erklärte der Graf, auf den vorfahrenden Wagen deutend ... Das Wetter ist schön, der Vormittag ist lang ...

– So begleite ich Dich zu Pferde, Freund! Ich setze voraus, daß die gnädige Frau Gräfin mir gestattet ...

Gabriele willigte ein; sie wußte ja, daß Bertram der beste Freund ihres Mannes war. Das gräfliche Paar saß im Wagen; der Offizier ritt neben dem Schlage und unterhielt sich mit Otto, der ernst und wortkarg auf den Freund hörte.

Die Umgebung der Villa war reizend. Zunächst führte der Weg kurze Zeit über Felder und Wiesen, dann zog er sich durch einen Forst, dessen majestätische Eichen Schatten und Kühlung verbreiteten. Hier und dort

schmetterten Vögel, daß es weithin erschallte. Nicht selten zeigte sich ein Waldbach, dessen silberklares Wasser zwischen blumigen Ufern fortrieselte. Kein Mensch zeigte sich, es war still und einsam im Walde, wie in einem verlassenen Gotteshause. Gabriele hätte weinen mögen vor Wehmuth. Wie schön war die Erde und Alles, was sie bot, konnte die reiche Dame sich verschaffen . . . sie fuhr in einem kostbaren bequemen Wagen, die Unebenheiten des Weges berührten ihren Fuß nicht . . . sie konnte ruhend die erquickende Waldluft einathmen und sich ohne Anstrengung an den reizenden Parthieen erfreuen, die rechts und links abwechselnd sich zeigten. Und dieser Wald, diese ganze Gegend gehörte zu der Villa, war also das Eigenthum Gabrielen's.

– Mein Gott, dachte sie seufzend, wie glücklich könnte ich sein!

Sie warf einen Blick auf den Gemahl; da lag er nachlässig in dem Seidenpolster und starrte wie träumend zu den Wipfeln der Bäume empor. Weder die Schönheit des Tages noch die Pracht des Waldes schien ihn zu berühren; er nickte nur mit dem Kopfe, wenn der Offizier einen Punkt bezeichnete, der einer besonderen Aufmerksamkeit werth war.

– Halt! rief plötzlich der Graf.

– Was willst Du, Otto?

Der Kutscher hielt an.

– Ich muß mir Bewegung schaffen, meinte der Graf; gehen wir zu Fuß, dort zeigt sich ein schattiger bequemer Weg . . . der Wagen mag uns hier erwarten.

Man war einverstanden mit diesem Vorschlage. Bertram übergab sein Pferd dem Kutscher, Otto bot seiner Gattin den Arm und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Der Fuß wandelte auf weichem Rasen; links von dem Wege rieselte einer jener kleinen Bäche, die theils künstlich angelegt, theils von Natur geschaffen waren. Die Zweige der Bäume bildeten eine Decke, die nur selten eine Lichtung zeigte, durch die der blaue Himmel zu erkennen war. Und wie köstlich dufteten die Waldblumen, die in voller Blüthe standen, wie frisch schimmerte der Rasen und das weiche Moos! Ein munteres Reh trat aus dem Busche, sah mit glänzenden Augen die Spaziergänger an, die die feierliche Stille des Waldes störten, sprang mit einem kecken Satze über den Bach und war verschwunden. Das Wild hatte die Aufmerksamkeit des Grafen erregt; er sprach von Jagden, die er abhalten wollte, nannte die einzuladenden Gäste und lobte den Wildstand in seinem Forste, demselben Forste, den Gabriele ihm zugebracht hatte. Das Gespräch über Jagd, Jäger, Pferde und Hunde wollte nicht enden, obgleich die Dame sich nicht daran betheiligen konnte. Bertram wollte ein anderes Thema bewegen.

– Sie sind ermüdet, gnädige Frau?

– Ja, antwortete sie lächelnd.

– Ruhen wir! rief der Graf.

– Aber wo, wo?

Alle sahen sich nach einem passenden Plätzchen um.

– Dort! rief Gabriele.

Die starken, mit Moos bedeckten Wurzeln einer Eiche bildeten wirklich ein annehmbares Plätzchen, das fünf Schritte vom Wege lag. Der Graf führte seine Gattin dorthin. Alle ließen sich nieder.

– Wie schön! rief die Gräfin. Hier hat die Kunst nichts gethan, frei waltet die Natur, und doch ist das Herz entzückt . . .

– Was ist das? rief auffahrend der Graf.

Er deutete nach einer schmalen Lichtung im Unterholze, die tiefer in den Wald führte.

– Ein Kreuz! flüsterte Gabriele.

Arnold Bertram erhob sich und ging in die Lichtung, die nach acht bis zehn Schritten auf ein freies Plätzchen mündete. In der Mitte desselben stand ein Kreuz, das aus rohen, knorrigen Holzstämmen zusammengesetzt und durch biegsame Weidenruthen im Mittelpunkte gebunden war. Der Fuß stand auf einer zusammengesunkenen, grabähnlichen Erhöhung. Oben auf der Spitze hing ein aus Eichenblättern gewundener, längst verwelkter Kranz. Man war auf den ersten Blick versucht, das Ganze für ein Grabmal zu halten, das der Pflege pietätvoller Menschen entbehrte. Arnold Bertram suchte vergebens nach einer Inschrift oder nach einem Zeichen, das auf die Bedeutung dieses romantischen Denkmals hätte schließen lassen können. Auf dem Hügel zeigte sich schon Graf und Unkraut; der Stamm des Kreuzes neigte sich zur Seite und dürre Blätter, dem Eichenkranze entfallen, lagen auf dem Boden. Das Plätzchen, inmitten des Dickichts, hatte keine Einfriedigung, und doch konnte man es nur

durch die schmale Lichtung betreten und verlassen. Kein Lufthauch regte sich, kein Vogel sang; nur ein großer Schwarm Mücken umkreiste leise summend die Kreuzspitze und den Kranz. Das Sonnenlicht, gedämpft durch die Blätter der hohen Bäume, schuf eine dem Auge wohlthuende mattgelbe Dämmerung.

Als der Offizier sich wandte, standen der Graf und die Gräfin, die leise gefolgt waren, hinter ihm.

Bertram bemerkte sofort den tiefen Ernst, der sich in den Zügen des Freundes ausdrückte.

– Eine gut ersonnene Waldscene! rief er heiter.

– Das Kreuz muß eine Bedeutung haben! murmelte sinnend der Graf.

Dann wandte er sich mit der Frage an seine Gattin:

– Hast Du je von diesem Kreuze gehört, Gabriele?

– Nie! Ich sehe es heute zum erstenmal.

– Noch sind wir in unserem Forste, der bis zu dem nächsten Dorfe sich hinzieht.

Gabriele konnte sich nicht enthalten zu bemerken:

– Seltsam, ein Grab mitten im Walde.

– Es ist kein Grab! rief der Offizier.

– Und doch!

– Man duldet Begräbnisse außer dem Bereiche kirchlicher Friedhöfe nicht.

Man trat den Rückweg an. Otto von Ravensteins Verstimmung hatte den höchsten Grad erreicht: er vergaß seiner Gattin den Arm zu bieten und ging so rasch voran,

daß die beiden andern Personen ihm kaum zu folgen vermochten. Gabriele, der es nicht entging, daß der Gemahl tief ergriffen war, flüsterte dem Offizier zu:

Herr Lieutenant, Sie sind der Freund Otto's . . .

– Gewiß, gnädige Frau; ich schmeichle mir, sein ganzes Vertrauen zu besitzen.

– Woher kommt Otto's Mißstimmung? Er ist nicht mehr derselbe, der er vor unserer Verheirathung war.

– Ich glaube den Grund in den gespannten Beziehungen zu seinem Vater suchen zu müssen.

– Dann trage ich die Schuld! seufzte die junge Frau.

– Gewiß nicht, gnädige Gräfin.

– Man zürnt ihm der Mesalliance wegen, die er gegen den Willen seiner stolzen Familie geschlossen.

– Es gibt keine Mesalliancen, versicherte der Offizier; die Aufklärung ist zu weit vorgeschritten, man belächelt jetzt die Vorurtheile, die uns so lange beherrscht haben. Ich kenne Otto zu genau, als daß ich ihn nicht mit Ueberzeugung gegen diesen Verdacht in Schutz nehmen sollte. Der kranke Vater beschäftigt ihn . . . Es ist dies ein Beweis von dem guten Herzen des Sohnes, das die Aussöhnung wünscht. Es wäre sehr zu beklagen, wenn der alte Graf heimginge, ohne Otto Verzeihung zu gewähren.

– Herr Bertram, sagen Sie mir offen, ich beschwöre Sie, was soll meinem Manne verziehen werden? Wessen hat er sich schuldig gemacht, wenn Sie unsere Verbindung ausnehmen? Auf das väterliche Vermögen verzichtet Otto, er bedarf dessen nicht . . .

– Beruhigen Sie sich, der alte Graf wird zur Einsicht gelangen und den Sohn an sein Bett rufen; dann schwindet die Verstimmung Otto's, die ich eine gerechtfertigte Trauer nennen möchte. Haben Sie für jetzt Nachsicht mit ihm und ertragen Sie, so schwer es Ihnen auch fällt, die Launen, die ihn beherrschen. Die Entscheidung kann nicht lange auf sich warten lassen ... Sie werden den treuesten, den hingebendsten Gemahl in Otto besitzen, denn er betet Sie an und zittert, daß Sie ihm entrissen werden könnten. Da haben Sie die Lösung des Räthsels, suchen Sie keine andere.

Gabriele wagte es nicht, sich darüber zu beklagen, daß der Graf sie ihrer Familie entfremden wolle; sie schwieg und auch der Lieutenant setzte das Gespräch nicht fort, da der Wagen erreicht war. Während der Rückfahrt nach der Villa verharrte Otto im tiefen Schweigen. Fragte ihn der Freund, so antwortete er durch eine Kopfbewegung oder durch eine abwehrende Geste mit der Hand. Seine Gattin, die still neben ihm saß, schien er kaum zu bemerken. Nach einer halben Stunde hielt der Wagen im Hofe der Villa. Gabriele suchte betrübt ihr Boudoir auf; der Graf aber führte den Freund in sein Zimmer.

– Endlich, endlich! rief er. Hast Du Julian gesprochen?

– Ja!

– Wann?

– Gestern Abend.

– Und was hast Du erreicht?

– Nichts, nichts!

Der Graf lächelte mit jener Bitterkeit, die Gabriele in letzter Zeit an ihm wahrgenommen.

– O, ich habe es wohl gedacht!

– Julian, fuhr der Offizier fort, ist der alte Phantast noch; er bleibt dabei, daß das Duell in vorgeschriebener Weise ausgefochten werde. Deine Trauung mit Gabrielen hat ihn furchtbar erbittert; zwar tobt er nicht mehr, wie früher seine Gewohnheit war, aber gerade in dieser seiner kalten Ruhe erblicke ich Gefahr für Dich ...

– Gefahr?

– In Bezug auf Deinen Vater, dessen Abneigung gegen Dich Julian nähren wird.

– Ist das ein Bruder!

– Diesen Morgen hat er die Residenz verlassen, um einer möglichen Zusammenkunft mit Dir vorzubeugen. Ich wiederhole es: mit dem halbverrückten Menschen ist nichts anzufangen.

Otto, der einen Gang durch das Zimmer gemacht, blieb plötzlich stehen.

– Was räthst Du mir nun? fragte er.

– Du hast Deine Schuldigkeit gethan, indem Du einen brüderlichen Vergleich vorgeschlagen; jetzt bleibt Dir nichts, als Julian aufzugeben und Dich der Familie Deiner Gattin enger anzuschließen. Freund, beherrsche Dich; Gabriele leidet, wenn sie Dich leiden sieht ...

– Aber wie steht es mit meiner Ehre? unterbrach ihn heftig der Graf.

Bertram zog den Freund zu sich auf das Sopha.

– Ich wollte diesen Punkt nicht bewegen, begann er, da ich ihn für abgethan hielt. Du kommst also immer wieder darauf zurück ... Bist Du denn noch nicht befreit von diesen erbärmlichen Vorurtheilen, die neuerdings unter der Aristokratie epidemisch geworden sind? Gott im Himmel, was ist denn ein amerikanisches Duell? Ich nenne es nicht nur Wahnsinn, ich nenne es die größte Nichtswürdigkeit, die infamste Schurkerei, die der Mensch an sich und an Anderen begehen kann.

– Wie denkt Julian jetzt darüber?

– Die Ansicht dieses Narren kann uns nicht kümmern. Otto, Freund, bist Du ein Mann? Betrachte die Duellgeschichte als eine Albernheit, freue Dich des Glückes, das Du im Besitze Deiner liebenswürdigen Gemahlin findest, und Sorge ruhig für die Zukunft ... die Vergangenheit ist abgeschlossen.

In den bleichen Zügen des Grafen zeigte sich ein zufriedenes Lächeln.

– Das will ich! rief er.

– Recht so!

– Ach, Freund, mitunter erfassen mich bange Zweifel, mir ist, als ob ich Julian gegenüber eine ernste Verpflichtung eingegangen hätte, die ich um meiner Ehre willen lösen muß ... dann möchte mir der Kopf zerspringen, die Gedanken drehen sich im Kreise ... mich treibt das Verlangen, Gabrielen Alles zu gestehen ...

– Um des Himmels willen nicht!

– Nur Du kannst mich beruhigen, sagte Otto, die Hand des Freundes erfassend; Du bist mein Tröster! Du besuchst mich zu wenig, Arnold; komme zu mir, so oft es der Dienst erlaubt, ich werde dankbar dafür sein.

Der Offizier versprach es. Eine halbe Stunde später nahm er Abschied und sprengte nach der Stadt zurück. Das Verhältniß zwischen den jungen Eheleuten war, wie der Leser sieht, ein eigenthümliches geworden. Die so plötzlich eingetretene Sinnesänderung des Grafen mußte entweder in der Eigenthümlichkeit des Chrakters oder in Ereignissen beruhen, die einen entschiedenen Einfluß auf das Gemüth ausgeübt. Die arme Gabriele, die so innig und wahr liebte, die nicht einen Funken von Eigennutz oder Stolz besaß, ward die Beute schrecklicher Befürchtungen; so sehr sie sich auch dagegen sträubte, sie glaubte an die Perfidie ihres Gemahls. Eine nicht zu verbannende Stimme flüsterte ihr zu: Otto hat sein Ziel erreicht, er besitzt einen Theil des Vermögens meines Vaters, und nun zeigt er sich in seiner wahren Gestalt, er behandelt mich als das bürgerlich geborene Weib, dem man gezwungen eine Stelle in der Aristokratie einräumt. Ihr Stolz war verletzt, und wäre ihre Liebe nicht zu rein gewesen, sie würde es gewiß schon jetzt bereut haben, daß sie ihre Hand dem Grafen gereicht. Mit der ihr angeborenen Herzensgüte verzieh sie dem Gemahl, sie hielt ihm Alles zu Gute und hoffte mit Sehnsucht immer auf eine glückliche Gestaltung der Dinge.

– Ich muß ihn entschuldigen, dachte sie, muß Nachsicht mit ihm haben; die Vorurtheile, die mich verletzen,

sind die Früchte der ihm gewordenen Erziehung. Er kann sich nicht so schnell davon losreißen. Ja, ja, er hat sich zu viel zugemuthet, als er vor unserer Verbindung den Entschluß faßte, ein Leben mit bürgerlichen Sitten und Gewohnheiten zu führen . . . fällt es mir selbst doch schwer, mich in die große Welt zu schicken; ich bebe davor zurück, mit den adligen Damen der Residenz in Verkehr zu treten. Gibt Jedes von uns etwas nach, so wird unsere Ehe sich schon glücklich gestalten.

So dachte die junge Frau, die nun fest beschloß, sich keinem Menschen gegenüber zu beklagen, und ruhig die Launen des Gatten, der unter dem Zwiespalt mit seiner Familie litt, zu ertragen. Daß Otto noch einen Bruder hatte, wußte sie; von der täuschenden Aehnlichkeit Beider hatte sie keine Ahnung; der Gemahl hatte nie davon gesprochen.

Bei der Mittagstafel sahen sich die jungen Eheleute. Otto schien heiterer geworden zu sein; er sprach über den Forst, den er bisher wenig gekannt, und freute sich auf die Jagden, die im Herbste und Winter abgehalten werden sollten. Plötzlich fragte er:

– Hast Du nie von dem seltsamen Kreuze im Walde gehört?

– Nie!

– Wahrhaftig nicht?

– Mein Gott, wie bist Du, Otto? Ich wüßte keinen Grund, der mich veranlassen könnte, Dir diesen geringfügigen Umstand zu verschweigen.

– Die Erscheinung bleibt seltsam.

– Immerhin, ich lege kein Gewicht darauf. Liegt Dir daran, so frage den Förster, er wird gewiß Auskunft geben können, da er das Zeichen in seinem Reviere duldet.

Die Erinnerung an das Kreuz hatte den Grafen von Neuem verstimmt; er hob die Tafel auf, küßte die Gattin und zog sich in sein Zimmer zurück. Gabriele schütterte schmerzlich das schöne Haupt; sie nahm an, Otto sei dermaßen romantisch gesinnt, daß er jedes geringe Anzeichen für bedeutungsvoll halte. Nach einer Stunde trat er zu ihr in das Boudoir; er trug ein elegantes Reitkostüm, das dem schön gebauten Manne vortrefflich stand.

– Wohin? fragte sie.

– Ich will zu dem Förster reiten.

– Wegen des Kreuzes?

– Nur deßwegen.

Gabriele konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

– Du wirst arg von der Neugierde geplagt.

– Nenne mein Verlangen, in dieser Angelegenheit klar zu sehen, nicht Neugierde; ich bin gewohnt, genau Kenntniß von Allem zu erlangen, was mir nahe liegt.

– Bleibe nicht so lange! bat sie schmeichelnd.

– Nicht länger, als der Weg es erfordert. Was wirst Du beginnen?

Es war das erstemal, daß er diese Frage aussprach.

– Ich werde lesen, auf dem Flügel spielen und einen Gang durch den Park machen.

– Gut.

– Dann wirst Du wohl zurückgekehrt sein.

– Auf Wiedersehen!

Die Gatten küßten sich.

Der Graf war schon an der Thür; er kehrte noch einmal zurück.

– Gabriele!

– Was willst Du, lieber Otto?

– Ich bitte Dich um eine Gefälligkeit.

– Du weißt, daß ich jeden Deiner Wünsche gern erfülle.

– Empfange in meiner Abwesenheit keinen Besuch . . .

– Wer sollte heute noch, diesen Nachmittag kommen?

– Gleichviel!

– Der Vater müßte denn eine Abendspazierfahrt machen . . .

– So fessele ihn bis ich zurückkehre.

Jetzt erst eilte der Graf in den Hof, bestieg das harrende Pferd und jagte davon.

– Ein gutes Zeichen, dachte die übergläckliche Gabriele; Otto scheint eifersüchtig zu sein. Wie grundlos ist seine Furcht . . . ich ziehe den Tod der geringsten Untreue vor. Außer Otto hat kein Mann meine Hand geküßt, ich werde auch ferner eine Berührung nicht dulden, die mich als Frau kompromittiren könnte. Jetzt glaube ich, daß die Liebe ihn in steter Befürchtung erhält . . . Meine Zärtlichkeit wird ihn heilen. Nein, an Sabine hat er nicht gedacht, sie ist ja erst diesen Morgen hier gewesen.

Gabriele setzte sich an den glänzenden Flügel und spielte ihre Lieblingskompositionen. Nach einer Stunde ging sie in den Park hinab; sie besuchte den Gärtner,

einen alten bewährten Arbeiter, der an den Treibhäusern beschäftigt war.

– Martin! rief sie dem Alten zu.

Der Gärtner nahm den großen Strohhut ab, der sein Gesicht vor der Sonne schützte.

– Grüß' Gott, gnädige Frau! Befehlen Sie einen schönen Blumenstrauß?

– Bringen Sie mir diesen Abend ein Sträußchen in den Salon ...

– Ich werde die Vasen frisch füllen.

– Recht so, lieber Martin.

– Es gibt ja dieses Jahr eine so große Menge Blumen, daß ich kaum weiß, was ich damit anfangen soll.

Der Alte wollte die Arten aufzählen, die vorzüglich in Fülle vorhanden waren; Gabriele unterbrach ihn mit der Frage:

– Sind Sie in unserem Forste bekannt, der jenseits jener Felder liegt?

Sie deutete mit der Hand nach der Gegend hin.

– O ja, gnädige Frau, ich bin früher oft dort gewesen.

– Ist Ihnen ein Kreuz bekannt, das auf einem grabähnlichen Hügel steht?

Der Alte schüttelte nachdenklich des ergraute Haupt.

– Ein Kreuz?

– Von Manneshöhe, aus rohen Stämmen gebildet.

– Daß ich nicht wüßte.

Gabriele beschrieb die Gegend so genau als möglich.

– Wie soll ein Kreuz in den einsamen Wald kommen! murmelte Martin.

– Ich selbst habe es diesen Morgen gesehen. Es ist schon alt und verwittert.

– Nein, gnädige Frau, darüber kann ich Ihnen keine Auskunft ertheilen. Seltsam bleibt es immer, daß ich davon nichts weiß. Wie in aller Welt kommt das Kreuz in unsern Forst? Vielleicht hat der Förster ein Zeichen gemacht ... es wird wohl so etwas sein.

– Aber der Hügel, der einem eingefallenen Grabe gleicht ...

– Die Jäger machen mitunter solche Dinge, die unser Einer nicht versteht; von dem Förster Hoche, der jeden Baum im Walde kennt, ist es schon zu erfahren ... Passirt ist nichts, das dazu Anlaß gegeben ... es wird wohl ein Jagdzeichen oder so etwas sein.

Gabriele ging weiter und kehrte nach einer halben Stunde ermüdet in die Villa zurück. Wiederum verbrachte sie eine volle Stunde mit Lesen und Spielen. Die Pendüle schlug fünf und schlug endlich sechs. Der Gemahl blieb aus. Eine peinliche Angst befiel die junge Frau.

– Es ist unerhört! flüsterte sie vor sich hin. Otto's Liebe zu mir muß doch nicht die rechte sein, er würde sich sonst nicht so lange von mir trennen können: Der Weg ist nicht so weit ... Mein Gott, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre!

Sie erschrak heftig bei diesem Gedanken. Um ihre Unruhe zu bekämpfen, ging sie wiederum in den Gatten, sie konnte die Zimmer nicht ertragen, die ihr zu eng geworden.

Wir beobachten den Grafen, der im raschen Trabe das Schloß verlassen und den Forst erreicht hatte. Der Weg zu dem Försterhause führte an dem mysteriösen Kreuze vorüber, das dem armen Manne so große Sorge bereitete.

– Muß ich denn immer an den Tod erinnert werden? flüsterte er vor sich hin. Inmitten des Glücks, dessen ich mich erfreue, ist der Gedanke gräßlich! Wer wagt es, in meinem Forste so zu verfahren? O, Julian, der mir das wunderliche Hochzeitsgeschenk gemacht, wird den Anlaß zur Errichtung des Kreuzes gegeben haben. Wahrlich, das ist ein *memento mori* ... Aber ich lasse es beseitigen ... Möglich, fügte er nach einer Pause hinzu, daß mein phantastischer Bruder nicht darum weiß ... Gewißheit um jeden Preis!

Er sprengte durch den Forst und erreichte den Seitenweg; ein günstiger Zufall ließ ihn sogleich den rechten Pfad finden.

– Der Förster muß Aufklärung geben! dachte er. Mein Gott, kann ich mich denn von dem Gedanken nicht losreißen, daß ein früher Tod mich aus diesem Leben abrufft? Wohlan, ich werde mit männlicher Energie kämpfen und den Rath Bertram's befolgen ... Ach, wäre ich nur ganz rein von Schuld!

Otto erschrak vor sich selbst, als er diesen Gedanken leise ausgesprochen.

– Bah, rief er, um sich zu beruhigen, Gabriele selbst hat entschieden! Der phantastische Julian hätte sie nicht glücklich machen können. Hat der habsüchtige Bruder mich nicht aus dem Herzen des Vaters verdrängt? Hier

zeigt sich die Nemesis . . . ein Herz, an das ich mich klammern konnte, muß mir doch bleiben, und mir ist das Herz Gabrielen's geworden, des schönen Weibes. Bert-ram hat Recht, man muß die Dinge im Leben nicht so ernst nehmen . . . Jeder Mensch ist Egoist und kämpft um sein Glück. Das Duell erscheint mir je mehr lächerlich, je gründlicher ich darüber nachdenke! Der Vernünftige bezahlt alberne Vorurtheile nicht mit dem Leben. Nun will ich Ordnung in meine Besitzungen bringen, will das Schädliche beseitigen und das Nützliche einführen; dann kann ich das väterliche Erbe entbehren und es ohne Scheelsucht dem Bruder überlassen, der sich durch irdische Glücksgüter für den Verlust Gabrielen's entschädigen mag.

Das Roß stand plötzlich still, als ob eine kräftige Hand es angehalten hätte.

– Was ist das? murmelte der Reiter.

Er sah um sich. Rechts bemerkte er die Eiche, auf deren hohen Wurzeln Gabriele Vormittag geruht hatte. Es war still im Walde; kein Mensch, kein Wild zeigte sich. Die schwüle Sommerluft schien still zu stehen, in den Zweigen der Bäume herrschte völlige Regungslosigkeit. Nur die grauen Mücken summten und hier und dort schwärmten Bienen, die aus den Kelchen der Waldblumen Honig holten. Die Ruhe war dem Grafen unheimlich. Er sprang mit der Gewandtheit des geübten Reiters zu Boden.

– Du stehst still! murmelte er, indem er das schlanke Pferd am Halse streichelte. Wäre ich abergläubisch, so

würde ich eine Bedeutung in diesem Umstande erblicken ... Vielleicht habe ich selbst in Gedanken den Zügel angezogen ... ja, so wird es sein. Nun sah er durch die Lichtung.

Das Kreuz mit dem Eichenkranze ließ sich deutlich erkennen; aber der Kranz war nicht welk, seine Blätter schimmerten im frischesten Grün.

– Ein neues Ereigniß! dachte Otto. Ich täusche mich wohl, meine erregte Phantasie erblickt Dinge, die nicht existiren. Was hält mich denn ab, genau zu untersuchen? Der Reflex der Sonne bringt wohl die Wirkung hervor, die mich täuscht. Ich weiß genau, daß der Kranz diesen Morgen welk und dürr war.

Er zog das Pferd zur Seite und band den Zügel an einen jungen Birkenstamm, der dem Wege am nächsten stand. Das Thier folgte ruhig wie ein Lamm. Otto trat hastig durch die Lichtung auf den kleinen Platz, der jetzt eben so einsam und still vor ihm lag, als Morgens. Die Sonne sandte schräge Strahlen auf das Kreuz, es erschien in ganz anderer Beleuchtung. Der Kranz war wirklich frisch, seine grünen Blätter glänzten prächtig.

Hätte der Graf an der eingetretenen Veränderung noch gezweifelt, so würden ihm die trockenen Blätter Gewißheit gegeben haben, die zerstreut auf dem eingesunkenen Hügel lagen. Es mußte also Jemand Interesse daran finden, den Schmuck des Kreuzes frisch zu halten. Noch stand Otto im Anschauen des seltsamen Zeichens versunken, als sich in dem dichten Unterholze ein Geräusch vernehmen ließ. Er trat rasch hinter den nächsten Baum

und lauschte. Das Geräusch, näher kommend, ward immer stärker. Eine dunkle Gestalt ward in dem Grün der Büsche bemerkbar. Es war eine schwarz gekleidete Dame, die langsam auf den Platz trat. Ihr Gesicht ließ sich erkennen; es war schön, sehr schön, aber blaß wie eine Lilie. Sie mußte den besten Ständen angehören, es verriethen dies ihre Toilette und die Feinheit und Noblesse ihrer Züge. Das Hütchen von schwarzem Flor bedeckte den größten Theil der kastanienbraunen Haare, die über der mattweißen Stirn einen vollen Wellenscheitel bildeten. Ein langer schwarzer Mantel von leichtem Stoffe floß über den Rücken herab. In der rechten Hand, die ein schwarzer Handschuh bekleidete, trug sie einen großen Strauß Waldblumen. Neben dem Kreuze blieb sie stehen.

– Hier, hier ist euer Platz! sagte sie so laut, daß der Graf es deutlich verstehen konnte. Auf diesem Grabe sollt ihr verwelken, nachdem ihr es kurze Zeit mit lieblichem Dufte umzogen.

Melancholisch warf sie eine Blume nach der andern auf den Hügel.

– Mein Gott, fuhr sie lauter fort, nimm diesen geheiligten Ort in Deinen Schutz und bewahre ihn vor Frevlerhänden! Ich sehe ihn erst nach einem Jahre wieder . . .

Sie sank auf die Kniee nieder. Das Gebet, das sie leise begann, mochte ihren Schmerz erhöhen; der Graf hörte ein leises Schluchzen, dann sah er, wie die trauernde Dame die Arme ausbreitete und den Fuß des Kreuzes umschlang.

– Otto, Otto, rief sie weinend, schlummere sanft in Deinem Waldgrabe, Dich beschatten grüne Bäume, Dich umduften liebliche Blumen . . . Die Schrecken der Verwesung schwinden vor der Pracht der Natur. Otto, ich liebe Dich noch wenn Du auch im Grabe ruhst. Deine Adele bleibt Dir treu in Ewigkeit.

Zusammengebrochen lag sie da, still und regungslos.

Der Graf schauderte zusammen; er hatte seinen Namen gehört, den Namen dessen, der unter dem Grabhügel schlummern sollte. Freilich konnte auch ein anderer, fremder Mensch den Namen ›Otto tragen; aber es war immerhin bedeutungsvoll, daß er hier und unter den obwaltenden Verhältnissen sich hatte nennen hören. Die Gemüthsstimmung, in der er sich befand, machte ihn empfänglicher für das Romantische, das Mysteriöse; es lag überhaupt in seinem Wesen, mehr zu fürchten und zu hoffen, als ein ruhiger Mann, der erst nach erfolgter Untersuchung sein Urtheil feststellt.

Die trauernde Dame erhob sich langsam.

– Nun muß ich fort! flüsterte sie. Die Sonne senkt sich schon und ich habe noch einen weiten Weg. Behüte Dich Gott, stiller Platz, behüte Dich Gott vor Sturm und Wetter! Die Zeit kommt bald, daß man mich hier begräbt . . . ich will ruhen an der Seite meines Otto . . . das Leben hat uns getrennt, der Tod wird uns vereinigen. Fasse dich in Geduld, armes Herz, Du wirst bald ausgelitten haben!

Sie erhob sich.

Nachdem sie den faltigen Mantel zusammengerafft, wollte sie den Platz verlassen. Man sah es wohl, daß sie

alle Kraft anwandte, um die Trennung von dem ihr heiligen und lieb gewordenen Orte zu beschleunigen. Da erblickte sie den Grafen, der langsam hinter dem Stamme der Eiche hervortrat.

– Heiliger Gott! schrie sie auf.

Schwankend trat sie zu dem Grabe zurück. Ihr Gesicht war blässer geworden und ihre großen Augen starrten den jungen Mann an, der nicht wußte, wie er den Schrecken der Dame deuten sollte.

– Ich wollte Ihre Andacht nicht stören, redete er sie an; mich treibt der Wunsch, Ihnen zu sagen, daß ich jenes Kreuz, wie auch die Bedeutung desselben sein möge, unter meinen Schutz nehme . . .

– Otto! Otto! kreischte die Fremde auf.

– Sie scheinen mich zu kennen . . .

– Willst Du in Dein Grab zurückkehren?

Ein kalter Schauer durchrieselte den Grafen.

– In mein Grab? wiederholte er.

Sie sah ihn forschend an.

– Bist Du denn auch Otto?

– Ich bin der Graf Otto von Ravenstein . . .

– Du sagst es selbst . . .

– Wer aber sind Sie?

– Otto, Otto! rief sie im Tone schmerzlichen Vorwurfs. Erkennst Du Deine Adele nicht?

Der Graf hatte nie diese Dame gesehen, nie ihren Namen gehört.

Er verneinte es durch ein Zeichen, das er mit dem Haupte gab.

– Ich habe Unrecht! flüsterte sie. Wo bin ich denn? Am Kreuze im Walde ... und Du bist Otto, ich erkenne Dich ...

Sie trat scheu einen Schritt zurück.

– Otto, bist Du nicht gestorben? rief sie, wie von einem Gedanken plötzlich ergriffen.

In diesem Augenblick wieherte das Pferd, das ungeduldig den Boden stampfte. Adele sah durch die Lichtung nach dem Baume.

– Mein Gott, rief sie unter leisem Schluchzen, hat mich denn ein wunderlicher Traum berückt? Aber Alles erinnert mich an die Wirklichkeit ... das Kreuz, der Wald, jenes Roß ... Ich fühle die warme Sonne, sehe das Grün der Bäume und erkenne Dich, Otto, den ich über Alles liebe ... Du selbst hast mir Deinen Namen genannt ... sprich ihn noch einmal aus ... Du aber verleugnest mich ...

Ein krampfhaftes Zucken durchlief ihren Körper; sie begann zu weinen.

– O, ich habe unbeschreiblich gelitten! rief sie schluchzend.

Plötzlich fuhr sie empor.

– Der Schmerz hat wohl meinen Geist geschwächt und mir die Sinne getrübt ... Ich kämpfe mit einer Vision ... hinweg von diesem Orte, ich kann die schreckliche Einsamkeit nicht mehr ertragen!

Wenn Du mich nicht kennst, bist Du Otto nicht, der mir durch heilige Eide ewige Liebe geschworen!

Sie schwankte einige Schritte dem Wege zu, dann brach sie zusammen. Ihr Haupt war sanft in das weiche Moos gesunken, das hier in reicher Fülle den Boden bedeckte.

– Seltsam, seltsam! dachte der Graf. Ein Zufall kann die Ereignisse nicht herbeigeführt haben, die unter sich im festen Zusammenhange stehen. Wenn Julian seine Aehnlichkeit mit mir und meinen Namen gemißbraucht hätte! Ich muß die Wahrheit erfahren, es koste was es wolle.

Er betrachtete die ohnmächtige Adele.

Ihr Gesicht, obgleich sehr bleich, war immer noch schön. Der feine Teint, das dunkle volle Haar, die schön geschweiften schwarzen Brauen und die langen seidigen Wimpern machten sie zu einer pikanten Erscheinung. Ueber die erste Jugendblüthe war sie hinaus, man errieth es wohl, daß nicht nur die Zeit, sondern auch Gram und Schmerz sie früh altern gemacht. Der Graf sann auf Mittel, sie zum Bewußtsein zurückzurufen. Er hob langsam und vorsichtig ihren Kopf empor und berührte mit frischem Grase ihre Schläfe. Schon nach einer Minute öffnete sie die Augen. Verwundert blickte sie den Grafen an, in dessen Arme ihr Kopf ruhte.

– Otto, Otto! hauchte sie. Wenn es ein Traum ist, der Dein liebes Bild mir zeige, so möge ihn kein Erwachen unterbrechen.

– Es ist kein Traum!

– Dann hat mich Wahnsinn umfangen.

– Fasse Dich, Adele!

– Lebst Du denn?

– Ich lebe, und Alles, was Dich umgibt, ist Wirklichkeit.

Krampfhaft schluchzend umfing sie mit beiden Armen seinen Hals. Der Graf, der junge Ehemann, befand sich in einer eigenthümlichen, schrecklichen Lage. Aber er mußte die begonnene Rolle durchführen, wenn er über die vermuthete Intrigue Julian's Licht erhalten wollte. Er führte sie zu dem Hügel zurück, auf dem er sich mit ihr niederließ. Ein wunderliches Liebespaar auf einem wunderlichen Plätzchen!

– Verständigen wir uns, begann der Graf, dem zunächst daran lag, die Zurechnungsfähigkeit der armen Dame kennen zu lernen. Verständigen wir uns mit Ruhe, die der Ernst unserer Lage erheischt. Man hat, so scheint mir, eine nichtswürdige Intrigue verübt, deren Folgen Dir Schmerz und Elend bereitet ... Noch einmal, Adele: glaube an die Wirklichkeit und erzähle mir offen, wie Du zu dem Glauben an meinen Tod gekommen bist. Starre mich nicht so an, ich bin gewiß und wahrhaftig der Graf Otto von Ravenstein, den ein glücklicher Zufall Dir entgegenführte.

– Du bist Otto! rief sie hastig. O, ich erkenne Dich an dem Blicke, an den Zügen, an der Stimme ... hast Du meiner auch gedacht?

– Gewiß!

– Und doch hast Du mich nicht aufgesucht ...

– Wie konnte ich, Adele!

– Es ist wahr, ich hatte meinen Wohnort verlassen und lebte still in einem einsamen Dorfe, weil ich die Welt haßte und verachtete . . . nur mit Dir wollte ich mich beschäftigen und in der Erinnerung an Dich sterben! Ach, Otto, ich habe namenlose Qual erlitten . . . hätte mich nicht ein theueres Wesen an diese Erde geleitet, Dein Ebenbild, Otto, Dein liebes Ebenbild, ich würde mir den Tod gegeben haben, um Dir nachzufolgen.

Sie warf sich in stürmischer Erregung an seine Brust. Otto konnte ihre Zärtlichkeiten nicht erwidern, er duldete sie mit der Resignation, die seinen Zweck befördern sollte. Hätte er sie nicht ausforschen wollen, er würde sich zu erkennen gegeben haben, da seine Lage immer peinlicher ward.

– Ich spiele die Rolle des gefährlichen Bruders fort, dachte er; hat Julian doch auf meine Kosten gesündigt.

Es ward ihm die Ausführung dieses Entschlusses durch den Umstand erleichtert, daß Adele sehr schön war. Selbst in ihrer Leidenschaftlichkeit, in ihrem Schmerze verleugnete sie die ihr angeborene Noblesse nicht.

Der Graf sah ein, daß er Fragen stellen mußte, um das zu erfahren, was er wissen wollte, denn Adele gedachte der Vergangenheit kaum, sie erfaßte die Gegenwart mit der Leidenschaftlichkeit, die das plötzliche Wiederfinden des geliebten Mannes angeregt. Dadurch vermied er auch die eigene Entschuldigung, die die betrogene Dame von ihm fordern konnte. Zur Lüge wollte er nicht greifen, es war schon genug, daß er zur Täuschung seine Zuflucht genommen, die sich nicht vermeiden ließ.

– Otto, wie kalt bist Du! rief sie verletzt.

– Nenne mein Benehmen nicht Kälte.

– Was ist es sonst? O, ich verzeihe Dir ja von ganzem Herzen, ich bin übergücklich, daß der Verkündiger Deines Todes mir eine Lüge hinterbracht.

– Wer war der Elende?

– Es war eine Dame.

Der Graf staunte.

– Eine Dame?

– Wie ich Dir sage.

– Nenne sie.

– Du kennst sie ohne Zweifel nicht.

– Es kommt darauf an.

– Sabine Roland! flüsterte Adele.

Jetzt erschrak der Graf.

– Sabine Roland? wiederholte er.

– Ja! Eine reiche, eine sehr reiche Dame; aber sie ist verwachsen und schon alt.

– Ich begreife nicht . . .

– Sabine kennt Alles, weiß Alles!

– Nenne mir Deine Beziehungen zu ihr, bat er so ruhig, als es ihm möglich war. Wie und wo hast Du diese Sabine kennen gelernt?

– Sie war eine Freundin meiner seligen Mutter, und als diese starb, übertrug Sabine ihre Freundschaft auf mich. Aber Otto, habe ich dies Dir nicht schon gesagt?

– Möglich, aber ich habe es vergessen.

– Du weißt, daß wir uns in dem Bade P. kennen lernten.

– Ich weiß es.

– Du schworst mit heiligen Eiden, daß Du mich aufrichtig liebtest.

– Sprich jetzt davon nicht, Adele, ich muß die Infamie kennen lernen, die Dich elend gemacht hat. Aus Deinen Mittheilungen werde ich ersehen können, wie weit man den Betrug mir gegenüber getrieben hat.

– Auch Du bist das Opfer eines Betrugs?

– Erzähle, erzähle!

– Dann räche mich, Otto, räche mich! Ich habe zu viel gelitten, bin der Verzweiflung, dem Wahnsinne nahe gewesen. Hier an dem Kreuze habe ich mir Trost und Stärkung geholt, hier habe ich geweint und gebetet ... Du solltest ja unter dem Rasen ruhen ... Mit eigenen Händen habe ich das Kreuz zusammengefügt, habe den Hügel aufgeworfen, daß die mir heilige Stätte vor dem Vergessen geschützt sei ...

– Fasse Dich, Adele!

– Geduld, ich muß meine Sinne sammeln, daß ich nichts übergehe.

– Beginne bei der Trennung im Bad ...

– Ganz recht, dort muß ich beginnen. Die Trennung von Dir störte zuerst das hohe Glück, das Deine Liebe mir gewährte. Hätte die Aussicht auf das nahe Wiedersehen mich nicht getröstet, ich würde dem Schmerze erlegen sein. Zwar glaubte ich Deinen Schwüren, aber die Furcht vor unerwarteten Ereignissen drückte mich schwer danieder. Du bist Graf, ich bin ein bürgerliches

Mädchen ... Der Stolz Deines Vaters, der unter den Kurgästen allgemein bekannt, der kolossale Reichthum, der Dir in Aussicht stand ... Alles das raubte mir den Muth, an einen glücklichen Verlauf der Dinge zu glauben. Du warst mit dem leidenden Vater abgereist, konntest Deine Liebesbetheurungen, die mir so nöthig, nicht wiederholen ... Ach, wäre nur ein Brief von Dir angekommen, den Du zu senden versprochen! Ich blieb allein mit meinem Schmerze, mit meiner Sehnsucht ... Die Kurgäste verließen nach und nach das Bad ... Sabine Roland war meine einzige Freundin, sie tröstete mich und verschob auch ihre Abreise, damit ich nicht allein sein sollte. Der Herbst war schon weit vorgerückt, das Laub fiel von den Bäumen, und Morgens war die Flur mit Reif bedeckt ... Da entschloß sich Sabine zur Abreise, um Erkundigungen über den Geliebten einzuziehen; sie versicherte, mir Aufklärung verschaffen zu wollen.

Adele mußte sich unterbrechen, um einige Augenblicke zu ruhen. Als sie die großen seelenvollen Augen aufschlug, als ihre Blicke den Grafen trafen, schauderte sie zusammen.

– O Gott, rief sie dann, werde ich noch einmal glücklich, so habe ich mein Glück theuer erkauf!

– Ich glaube Dir, daß Du viel gelitten hast.

– Du allein kannst mir die Ehre zurückgeben ...

– Sei doch ruhig!

– Ich kann meine Schande kaum noch der Welt verbergen!

– Fahre fort, damit ich die Intrigue durchschaue, die man zu Deinem Verderben ausgeführt hat. Nur dann, wenn ich Alles weiß, bin ich im Stande, Dir zu nützen.

Der Graf konnte die leidenschaftlich erregte Adele nicht zurückstoßen, er mußte ihre Zärtlichkeiten dulden.

– Reiste Sabine noch ab? fragte er.

– Ja.

– Beeile Dich, es könnte leicht ein Unberufener uns stören.

Adele seufzte, dann fuhr sie fort:

– Die guten Wirthsleute sorgten für mich als ob ich ihre Tochter wäre; hätte ich den tiefen Seelenkummer nicht gehabt, ich würde mich in der Einsamkeit des trauten Städtchens wohl gefühlt haben. Erst nach Wochen kam ein Brief von Sabinen, in welchem, sie mir schrieb, Otto befinde sich auf Reisen, die er in Familienangelegenheiten habe machen müssen, und werde erst in einigen Monaten zurückkehren. Zugleich ertheilte sie mir den Rath, in dem Badeorte zu bleiben, bis sie mir weitere Nachrichten zu senden im Stande sei. Mir blieb keine Wahl, ich entschloß mich kurz, diesem Rathe zu folgen. War es doch gleichgültig, ob ich hier oder dort mich vor den Menschen verbarg . . . Otto, ehe der Winter zu Ende ging, hatte ich der Welt ein Töchterlein geschenkt . . . ich nannte es Ottilie . . .

Adele lag laut weinend an der Brust des Mannes, den sie immer noch für den Geliebten hielt. Seine Lage war die peinlichste, die sich denken läßt. Hatte er doch eine Ueberraschung zu fürchten, die für ihn die gefährlichsten

Folgen haben konnte. Erst seit kurzer Zeit verheirathet mit einem reizenden Wesen, das in voller Hingebung ihn liebte, mußte er es dulden, daß eine andere Frau ihn mit Zärtlichkeiten überschüttete. Die Entdeckung, daß Sabinen's Hand den Gang der verhängnißvollen Dinge leite, war von zu großer Wichtigkeit, als daß er den Erguß Adelen's unterbrechen konnte.

– Ich wage es, dachte er entschlossen; ich muß mir Aufklärung um jeden Preis verschaffen.

Als Adele ausgeweint hatte, bat er sie, fortzufahren.

– Ach, flüsterte sie leise, ich konnte der Mutterfreuden nicht so recht theilhaftig werden, da ich mich wie eine Sünderin verbergen mußte.

– Arme Adele!

Der Graf drückte ihr theilnehmend die Hand.

– Meines Schutzes bist Du gewiß.

– Ach, mir bricht ja eine neue Zukunft an, denn Otto lebt noch, der geliebte Mann, von dem ich Alles zu hoffen habe. Ich will auch nicht mehr mit dem Schicksale grollen, ich will vielmehr dem Himmel danken, daß er Alles gütig so gefügt hat. Damals hatte der Schmerz meine Sinne verwirrt, ich war oft des Verstandes nicht mächtig ... bange Zweifel schnürten mir das Herz zusammen, und die Furcht vor Entdeckung quälte mich Tag und Nacht. So lieb ich mein Kind auch hatte, ich übergab es doch auf Anrathen der braven Wirthin einer Frau im nächsten Dorfe, damit es körperlich gedeihe und unter meinem Schmerze nicht zu leiden hatte. So verfloß der Winter. Der Frühling brachte der Welt neue Freuden, mit

neuen Schmerz. Da kündigte mir Sabine an, daß sie zeitig in das Bad kommen und mir Bericht erstatten werde; das, was sie wisse, dürfe sie einem Briefe nicht anvertrauen. Das schrecklichste Unglück ahnte mir, und nun trat die Zeit ein, von der ich mit Recht sagen kann, daß sie meine Gesundheit untergraben hat. Was wird Sabine bringen, die treue Freundin? So fragte ich mich tausendmal, marterte meinen Geist mit den schrecklichsten Vermuthungen und verwünschte die Liebe, die mich Alles vergessen gemacht. Nur der Gedanke an mein Kind konnte mich von der Ausführung des Entschlusses abhalten, den die Verzweiflung in mir feststellte. Abends eilte ich zu ihm, schloß es in die Arme, küßte es und schwor mit den heiligsten Eiden, meine Mutterpflichten treu zu erfüllen. Ich habe Wort gehalten, so schwer es mir auch ward . . .

– Wann kam Sabine? fragte der Graf, dem der Boden unter den Füßen brannte.

– Sabine kam, um mein kärgliches, trauriges Glück durch die Nachricht zu zerstören, daß Otto in einem Duell gefallen sei. Erlaß mir die Beschreibung des Zustandes, in den mich diese gräßliche Botschaft versetzte . . . ich ward krank und habe lange schwer darnieder gelegen . . . meine Umgebung glaubte, ich habe den Verstand verloren . . . da brachte man mir mein Kind . . . die trübe Wolke, die meinen Geist verhüllte, verschwand, und aus den Augen Ottiliens leuchtete die Sonne, die mir auf dem dornenvollen Pfade des Lebens Leiterin sein sollte.

– Hat Dir Sabine den Anlaß des Duells mitgetheilt?

– Otto habe seine Ehre vertheidigen müssen, nichts weiter.

– Aber gegen wen?

- Gegen den eigenen Bruder, der ihm die Gunst des Vaters gestohlen habe. Julian von Ravenstein, so sagte die Freundin, sei nun der einzige Erbe des großen gräflichen Vermögens. Die Zeit machte ihre Rechte geltend und milderte meinen Schmerz ... Sabine tröstete nach Kräften, versprach mir stets eine liebende Freundin zu sein, und sicherte mir, da sie sehr reich ist, eine Rente zu, die mir erlaubt, in meiner Einsamkeit vor Nahrungssorgen geschützt zu leben. Als die Kurzeit vorüber war, wollte sich Sabine wieder von mir trennen; ich bat sie, mir den Ort zu zeigen, wo Otto seinen Geist ausgehaucht hatte. Gern erfüllte sie diese Bitte; ich reiste mit ihr hierher und dort das Kreuz und das Grab ... ich habe es seinem Andenken errichtet ...

– Wozu soll das Grab? fragte der Graf auffahrend.

– Es enthält mein ganzes Glück, meine Freude, mein Alles. So währte ich länger als ein Jahr ... Von nun an bekränze ich das Kreuz nicht mehr, und das Grab mag verfallen ... Nun aber berichte Du, wie es gekommen, daß die Nachricht von Deinem Tode falsch war?

– Weder Zeit noch Ort gestatten mir dies, arme Adele; nur so viel kann ich Dir sagen, daß wir Beide die Opfer einer infamen Intrigue sind. Wir werden uns von Zeit zu Zeit sehen, werden unsere Gedanken austauschen und

den Anfang der Fäden zu entdecken suchen, die uns umschlingen. Sage keinem Menschen, daß Du mich wiedergefunden, lebe ruhig fort, wie Du bisher gelebt und pflege Dein Kind.

– Unser Kind, Otto!

– Wie Du willst.

– Du wirst barsch gegen mich.

– Verzeihe mir, ich bin zu erregt, zu erbittert ... Wo wohnst Du?

– Eine Stunde von hier.

– Gehen wir, Adele!

– Wohin?

– Nach dem Hause, in dem Du wohnst.

– Ach, Du willst auch unser Kind sehen?

– Ja!

– Komm, komm, ich führe Dich auf dem nächsten Wege!

Beide erhoben sich.

Der Graf ging einige Schritte zurück, riß das Kreuz aus dem Boden und warf es in den nächsten Strauch, wo es in dem Blätterdickicht verschwand.

– Es ist ohne Bedeutung! rief er lachend. Noch will ich leben und, so Gott will, lange leben! Der Hügel soll dem Boden gleich gemacht werden, daß nichts mehr an den Streich erinnere, den uns Bosheit und Tücke gespielt! Deinen Arm, Adele; wir verlassen für immer den Ort eingebildeter Schrecken.

Am rechten Arme führte der Graf die zitternde Adele, in der linken Hand hielt er die Zügel des Rosses, das

gutmüthig folgte. Der Weg, den die schwarze Dame einschlug, ein schmaler Fußpfad, führte tiefer in den Forst, der dichter und immer dichter ward. Adele schritt rüstig aus, die Freude hatte ihr neue Kräfte verliehen; sie erzählte von ihrer Ottilie, von ihrer Lebensweise, und fügte mit Genugthuung hinzu, daß das einsame Häuschen ihr Eigenthum sein, da Sabine ihr es zum Geschenke gemacht habe. Es dämmerte schon, als das seltsame Paar plötzlich auf eine Wiese trat, die von drei Seiten noch von dem Forste eingerahmt wurde, rechts aber an einzelne Kornfelder grenzte, die sich zu einer weiten Fläche ausdehnten. Links, am Saume des Waldes, lag ein Häuschen mit rothem Ziegeldache, beschattet von den Aesten zweier riesiger Eichen. Die eine derselben stand auf der linken, die andere auf der rechten Giebelseite. Es schien, als ob man die starken Bäume zu Schützern des Hauses erwählt habe, das aus einem niederen Erdgeschoße und einem Stockwerk bestand. Ein wilder Weinstock hüllte dergestalt die Wände ein, daß sich kaum die Fenster unterscheiden ließen, die der kühlen Abendluft geöffnet waren. Auf der Steinbank neben der Thür saß eine alte Bäuerin, die ein Kind auf dem Schooße wiegte.

– Ottilie! rief die Mutter schon von Weitem.

In einer Entfernung von dreißig Schritten entwand sich Adele den Armen ihres Begleiters, holte laufend das Kind und trug es dem Grafen entgegen.

– Küsse Deine Tochter! rief sie athemlos.

Der junge Mann durfte sich nicht weigern.

– Wie ähnlich es Dir ist! rief die Mutter. Trage es doch, drücke es an Dich!

Auch dies mußte geschehen.

Nach den ersten Freudenbezeugungen gab Adele das wirklich liebliche Kind an die Wärterin zurück.

– Nun, liebe Frau Else, bringen Sie meine Tochter zur Ruhe!

Nach diesen Worten küßte sie das zarte Wesen, das der Mutter freundlich entgegenlächelte, dann führte sie den Gast, der indeß sein Pferd an den Weinstock gebunden hatte, in ein Stübchen des Erdgeschosses. Die Einrichtung desselben entsprach dem Aeußern: Alles zeichnete sich durch ländliche Einfachheit und Sauberkeit aus. Selbst ein Piano befand sich in dem anstoßenden kleinen Gemache, das Musikzimmer und Bibliothek zugleich war. Der glänzende Glasschrank, der der Thür gegenüber stand, enthielt eine Sammlung werthvoller Bücher. Der Graf war erstaunt über die Einrichtung des einsamen Häuschens, das Alles bot, was der Bewohnerin Bequemlichkeit und Unterhaltung bieten konnte.

– Dies Haus sammt Einrichtung, fragte Otto, hat Dir die Freundin geschenkt?

– O, Sabine ist die Güte, die aufopfernde Freundschaft selbst; Du erinnerst Dich ihrer wohl noch . . .

– Gewiß!

– Sie machte mit uns Spaziergänge und nahm an den kleinen Gesellschaften Theil, die Abends in meinem kleinen Garten sich versammelten.

– Wir sprechen später von Sabinen . . .

Adele umschlang den Mann, den sie für den Geliebten hielt, mit beiden Armen.

– Otto, rief sie leidenschaftlich, ich kann immer noch nicht an die Wirklichkeit dessen glauben, was diesen Nachmittag mir geschehen ... der todtgeglaubte Freund steht vor mir, er lebt in Fülle der Gesundheit und erfreut sich auch, wie es scheint, eines materiellen Glücks ...

– Ich kann Dir jede Unterstützung gewähren, deren Du bedürfen solltest.

– Nein, nein, ich bin gut situiert.

– Du siehst mich bereit. Alles für Dich zu thun ...

– Nimm eine große Last von meinem Herzen.

– Welche?

– Ist Dein Herz frei geblieben?

Der Graf antwortete durch eine Phrase, die ihn später nicht der Lüge zeihen konnte.

– Meine Liebe zu Dir ist dieselbe, die sie stets gewesen ...

– O, habe Dank, lieber Freund, habe Dank! Nun segne ich die Stunde unseres Wiedersehens, denn sie macht mich unendlich glücklich!

Die Erregung hatte die arme Dulderin erschöpft; sie mußte sich auf einem Stuhle niederlassen, der neben dem Fenster stand.

– Setze Dich zu mir, flüsterte sie; wir wollen lesen, wir wollen das Versäumte nachholen und unsere Herzen gegenseitig gründlich ausschütten! Sonst lagst Du zu meinen Füßen und flüsterst süße Liebesworte ...

Er berührte flüchtig mit den Lippen ihre alabasterweiße Stirn.

– Zu meinem schmerzlichen Bedauern muß ich Dich jetzt verlassen.

Adele sah mit stechenden Blicken zu ihm empor.

– Jetzt, jetzt willst Du fort?

– Ich kann meinen Spazierritt nicht willkürlich ausdehnen, da mich der kranke Vater in der Residenz erwartet. Aber bald siehst Du mich wieder . . .

– Bald?

– Ich sehne mich nach einer längeren Unterredung mit Dir.

– Wann sehe ich Dich?

– Uebermorgen.

– Du mußt jeden Tag zu mir kommen.

– So oft es geschehen kann.

– Also morgen um diese Zeit.

Adele sprach diese Worte fast befehlend aus.

– Ich werde kommen, antwortete der Graf; und wäre es auch nur, um Dich zu sehen und zu begrüßen, denn der Zustand des Vaters gestattet nicht, mich zu entfernen. Du begreifst, daß ich den Kranken nicht zum Zorn reizen darf; meine ganze Zukunft, folglich auch die Deine und die unseres Kindes, liegt in seiner Hand. Haben wir Nachsicht mit den Vorurtheilen des alten Mannes, er bleibt ja immer mein Vater. Und nun, Adele, muß ich Dich um ein Versprechen bitten, von dessen Erfüllung Alles für uns abhängt.

Die bleiche Frau fragte traurig:

– Was soll ich Dir versprechen?

– Ich darf wohl mit Recht annehmen, daß Sabine Roland Dir von Zeit zu Zeit Besuche abstattet?

– Ja.

– Verschweige ihr, daß Du mich wieder gesehen hast.

– Ihr, meiner besten Freundin, soll ich das verschweigen?

Der Graf entgegnete mit Nachdruck:

– Sabine ist nicht Deine Freundin!

– Es kann nicht möglich sein.

– Und doch, und doch!

– Kennst Du sie denn, Otto? fragte Adele verwundert.
Kennst Du sie so genau?

– Ich kenne sie nicht näher, aber Leute, die mit ihr verkehren, schildern sie als ein ränkesüchtiges Weib. Beobachte von diesem Augenblick an ein reservirtes Benehmen ihr gegenüber, höre mehr als Du sprichst und berichte mir, was Du gehört. Nur so ist es möglich, den Umtrieben der Dame auf die Spur zu kommen und uns vor weiteren Nachtheilen zu schützen.

Adele flüsterte bestürzt:

– Sabine ist bis jetzt mir Freundin und Wohlthäterin gewesen, ich bin ihr zu Danke verpflichtet wie keinem andern Menschen auf dieser Erde . . .

– Unter dem Schleier der Freundschaft hat sie Dich berückt; Du wirst bald sehen, daß sie Dich als Mittel zu einem schurkischen Zwecke benutzt . . . Frage weiter nicht, sondern folge mir blindlings. Ich fordere nicht, daß Du sie feindlich behandelst; aber betrachte mich immer noch

totd . . . das heißt, Du stellst Dich, als ob Du an meinen Tod glaubtest, wie Sabine es will.

Es kostete der armen Frau doch einen kurzen Kampf, ehe sie ausrief:

– Dein Wille ist mir das höchste Gebot, darum werde ich ihn erfüllen, so schwer es mir auch fällt!

Sie begleitete den Grafen vor das Haus.

Der Abend war angebrochen, ein milder, herrlicher Sommerabend. Ein tiefer Frieden lag über der Landschaft, und von dem fernen Dörfchen herüber, dessen Thurm und Kirchlein gerade im Abendrothe lag, erklang die Betglocke, die den frommen Landmann zur Andacht aufforderte. Der Forst zeigte sich schon in dunkeln Umrissen, und aus der Wiese stieg ein weißer Nebel empor, der schleierartig den grünen Plan bedeckte. Der Graf konnte sich eines Anflugs von Wehmuth nicht erwehren, als er in das bleiche Antlitz der armen Adele sah, die hier einsam und verlassen von den Wohlthaten Sabinen's lebte.

– Gute Nacht! rief er hastig.

Es war ihm unmöglich, die Frau zu umarmen.

– Otto! flüsterte sie schmerzlich.

– Was willst Du noch?

– Dein Benehmen erschreckt mich.

– Habe Nachsicht mit mir, ich kann mich in die Verhältnisse noch nicht finden.

– Es scheint Dir wenig Freude zu machen . . .

– Und doch, und doch!

– Willst Du unser Kind nicht noch einmal sehen?

– Die Zeit drängt, ich muß vor dem Anbruche der Nacht die Stadt erreichen ... der kranke Vater erwartet mich, und ich habe schon so lange gezögert ... Gute Nacht, meine Liebe, Du siehst mich bald wieder. Gestatte mir heute, daß ich die Pflichten des Sohnes erfülle.

Der Graf umarmte sie hastig und stürmisch, drückte flüchtig einen Kuß auf ihren Mund, löste dann die Zügel des Pferdes, schwang sich in den Sattel und sprengte davon. Ehe er die ersten Bäume erreichte, wandte er sich noch einmal zurück und winkte mit dem Hute der Zurückbleibenden den letzten Gruß zu.

– Er ist fort! flüsterte Adele.

Nun sah sie starren Blicks lange nach dem Walde, der von Minute zu Minute sich dunkler färbte, bis er, da das Abendroth verglüht war, schwarz erschien.

Adele setzte sich auf die Steinbank; sie faltete die Hände und betete.

– Nein, es war kein Traum, flüsterte sie vor sich hin; ich habe Otto gesehen, habe seine Stimme gehört und seine Lippen auf den meinigen gefühlt ... das war Wirklichkeit, die schönste Wirklichkeit ... Gott im Himmel, Otto lebt, es ist nun möglich, daß ich wieder zu Ehren komme und glücklich werde! Ach, und mein Kind, meine liebliche Ottilie ... sie hat einen Vater, der für sie sorgt.

Ein düsterer Ernst zeigte sich plötzlich in ihren Zügen.

– Sabine hat mich betrogen, fuhr sie mit tonloser Stimme fort; sie hat mich durch falsche Nachrichten getäuscht und herzlos mein Glück zerstört ... vielleicht ist auch sie

betrogen ... Warum hat sie so großmüthig an mir gehandelt? O könnte ich diesen Widerspruch lösen! Otto's Wille geschehe ... Sabine soll nicht erfahren, daß ich ihn wiedergesehen habe.

Adele ging in das Häuschen, stieg die schmale Treppe hinan und betrat das Schlafzimmer, das bereits durch ein Lämpchen erhellt ward. Hier saß Frau Else an einer Wiege und sang leise ein Schlummerlied.

– Otilie schläft schon! flüsterte sie.

Die Mutter neigte sich und küßte das schlafende Kind.

– Gott schirme Dich! sagte sie dann ganz leise. Du lieber kleiner Engel, Du kannst noch glücklich werden!

Die alte Wärterin zog behutsam die Decke über das Kind.

– Sie war sehr müde, Madame Kron, lassen wir sie nun schlafen.

– Nur noch einen Blick gestatten Sie mir!

Und Adele sah das kleine Wesen lächelnd an. Plötzlich begann sie zu weinen.

– Was ist Ihnen, Madame?

– Die Freude erpreßt mir Thränen.

– Worüber freuen Sie sich denn, liebe Madame? fragte die Wärterin in einem wahrhaft mütterlichen Tone.

– Else, Else, werden Sie schweigen können?

– Diese Frage sollte mich ärgern.

– Ach, ich weiß ja, daß Sie gut sind, liebe Else.

– Und treu wie Gold.

– Auch das weiß ich.

– Wie oft, Madame, haben Sie mir Ihren Kummer und Ihren Schmerz geklagt . . .

– Und Sie haben mich getröstet wie eine Freundin, nein, wie eine Mutter . . . meinem Kinde . . . sind Sie im vollen Sinne des Wortes Großmutter . . .

Else zog sie sanft von der Wiege zurück.

– Darum theilen Sie mir auch die Freude mit, die Ihnen jetzt Thränen erpreßt; ich habe mit ihnen getrauert, jetzt werde ich mit Ihnen mich freuen. Daß ich schweige, verspreche ich weiter nicht, es versteht sich von selbst.

– Und Sie sollen belohnt werden, Else, wie Sie es verdienen . . .

– Sprechen Sie nicht davon.

– Großartig, fürstlich!

– Mir genügt es, wenn ich bei Ihnen bleiben kann.

Adele flüsterte hastig:

– O, wir trennen uns nie, nie! Ich habe den Werth einer treuen Dienerin kennen und schätzen gelernt . . . Und Sie sind treu, Sie haben es bewiesen! Ich lebte vielleicht nicht mehr, wenn Sie mich nicht gepflegt hätten . . . Als ich krank war, saßen Sie in unermüdlicher Geduld an meinem Bette . . .

– Genug, genug! rief bewegt die Alte.

Beide waren in das angrenzende Gemach getreten, das der Wärterin als Wohnzimmer diente. Die Fenster waren noch geöffnet, um der kühlen Abend Eingang zu gestatten. Und so sah man deutlich den Vollmond, der wie eine große feuerrothe Scheibe aus dem schwarzen Forste

langsam emporstieg. Sein Licht begann sich langsam auszubreiten . . . es schwebte ein magischer Schein über der stillen Landschaft.

– Ach, flüsterte Adele, wie froh begrüße ich heute das Licht des aufsteigenden Mondes! Sonst rief es eine Wehmuth, einen Schmerz in mir wach, daß ich vergehen zu müssen glaubte . . . Heute möchte ich dem wunderbaren Lichte entgegenjubeln, denn es beleuchtet den Pfad meines Otto.

Else zuckte zusammen.

– Was sagen Sie da, Madame?

– Und meine Ehre ist gerettet! Ich werde mich bald der Welt zeigen können an der Seite des Mannes, dem ich heute noch in treuer Liebe anhänge.

– War jener Herr der Graf . . .

– Otto von Ravenstein.

– Aber Sie haben doch seinen Tod beweint, sind zu seinem Grabe gegangen, um es zu bekränzen . . .

– Man hat mich schmähdlich betrogen, Else; die Todesnachricht war erfunden . . .

– Wer hat Sie betrogen, liebe Madame?

– Sabine Roland, die ich für meine beste Freundin gehalten habe; ich setze voraus, daß nicht auch Sie getäuscht ist.

Adele erzählte das Wiederfinden am Kreuz im Walde, und bat die Wärterin, ein tiefes Schweigen über das Ereigniß zu beobachten, da der Graf die Wahrheit erforschen wolle. Else versprach Alles.

– Ich muß in die freie Luft! sagte Adele. Mir ist das Haus zu eng, mein Kopf brennt und das Herz schlägt fieberhaft schnell. Ach, Else, das ist ein Tag des Glücks, wie ich ihn zu hoffen nicht den Muth hatte. Wir bleiben immer, immer beisammen!

Nach einer stürmischen Umarmung ging Adele in den Garten hinab, der sich hinter dem Hause ausbreitete.

– Was ist denn das? fragte sich die Wärterin. Graf Otto von Ravenstein lebt und ist bei uns gewesen? Derselbe Mann, den Frau Kron so tief betrauert hat? Er muß es wohl sein, da die Freude so groß ist. Warum aber soll ich Fräulein Roland den Besuch verschweigen? Das wäre eben nicht schwer; aber der arme Förster, der sich so große Hoffnungen macht . . . er wird sicher abgewiesen werden. Der Herr Graf hätte auch bleiben können, wo er war, hätte nicht zwischen die beiden Menschen treten sollen, die ganz gut Mann und Frau hätten werden können.

Sie mußte zu der Wiege, da das Kind sich regte und leise zu weinen begann. Mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt brachte sie das zarte Wesen wieder zur Ruhe

5. IM GARTEN.

Ein kleiner Hofraum trennte den Garten von dem Hause. Der lebendige Zaun, der die Scheidewand bildete, war so hoch, daß er die Fenster des Erdgeschosses überragte. Ein köstlicher Jasmingeruch entströmte diesem Zaune, und über den sorgfältig gepflegten Beeten des Gärtchens schwebte eine unsichtbare Wolke von köstlichen Düften.

In der Mitte des reizenden Plätzchens stand ein großer Apfelbaum, dessen knorrige Zweige sich nach allen Seiten wie ein Dach ausbreiteten. Rings um den Stamm wand sich eine Holzbank, die mit einem weichen Teppich behangen war. Hier pflegte Adele die Stunde der Dämmerung zu verbringen, um ungestört allein ihren Gedanken nachzuhängen. Inmitten ihrer Blumen befand sie sich wohl, denn sie erntete von den Lieblingen, die sie pflegte, Dank ein. Ringsum stand Alles in üppiger Pracht; am Tage entzückten die gewählten Blumen durch Farbenglanz, Abends durch Wohlgerüche.

Der laue Südwind trug die Schläge der Dorfglocke herbei, die die zehnte Stunde verkündete.

Adele lauschte und zählte.

– Schon so spät? flüsterte sie. Jetzt wird Otto bei dem kranken Vater sein. Die Sorge um den Leidenden trieb ihn fort, er würde sonst sicher länger bei mir geblieben sein. Einen anderen Grund, sich zu entfernen, gibt es nicht ... Mein Gott, warum quäle ich mich mit Muthmaßungen und Annahmen, die durch nichts gerechtfertigt werden? Ich will das Glück nehmen, wie es sich bietet, und den Jammer der Vergangenheit vergessen. Otto wird mich zu Ehren bringen, wird mich und mein Kind beglücken. Ach, er selbst ist ja das Opfer einer Intrigue gewesen ... bei seinem nächsten Besuche wird er mich über Alles aufklären.

Sie ging eine Zeit lang durch das Gärtchen, das hell von dem höher gestiegenen Vollmonde beschienen ward.

Der Schatten, den das Häuschen warf, ward von Minute zu Minute kleiner.

Erschöpft ließ Adele sich auf der Bank unter dem Apfelbaume nieder. Wie oft hatte sie hier mit schwerem Herzen geruht und heiße Thränen des Kummers vergossen; heute athmete sie frei auf, heute konnte sie unter Thränen lächelnd zu dem Himmel emporblicken, der sich im reinsten Blau über ihr ausspannte. Die Nachtluft schien ihr erquickender zu sein und der Duft der Blumen lieblicher. Die arme Frau dehnte ihr Hoffen so weit aus, daß sie schon mit einem schmerzlichen Gefühle der Trennung von dieser Einsamkeit gedachte, die ihr lieb geworden; sie hätte Alles umarmen und küssen mögen, Bäume, Pflanzen und Blumen. Die Erinnerung an Sabine, die plötzlich auftauchte, stimmte sie trübe. Die Freundin hatte sie mit Wohlthaten überschüttet, hatte ihr dieses Eldorado geschaffen ... aber war dies Alles aus reiner Freundschaft geschehen? Und wenn nicht, was konnte die feinfühlende Dame veranlaßt haben, das falsche Gerücht von dem Tode des Grafen zu verbreiten? Sollte sie selbst den schönen Mann lieben? Sollte sie aus Eifersucht das Band zerrissen haben, das die Liebe um das Paar schlang? Und welche Mittel hatte sie angewendet, um den Grafen fern zu halten? Adele schauderte zusammen und machte sich die bittersten Vorwürfe über die Sorglosigkeit, mit der sie sich der Leitung des kleinen gebrechlichen Wesens, das mit Geld Alles erreichen konnte, überlassen hatte.

– Nein, rief sie leise, es ist nicht möglich! Sabine kann unmöglich auf Gegenliebe hoffen, sie ist verkrüppelt, ist zu alt . . . Noch will ich sie nicht verurtheilen, noch will ich glauben, daß sie selbst die Betrogene ist. Ach, lieber Gott, gib doch, daß meine mütterliche Freundin nicht schuldig sei!

Adele saß still sinnend auf der Bank.

Plötzlich ließen sich leise Schritte in dem Hofe vernehmen.

Das Geräusch kam näher und schwieg. Adele hatte es nicht gehört, aber sie sah die Gestalt eines Mannes in der Thür der Hecke stehen, eines kräftigen, stattlichen Mannes, der forschend durch den Garten spähetete.

– Mein Gott! flüsterte die Frau. Der Förster!

Sie verblieb regungslos.

– Ich kann ihn nicht abweisen, dachte sie, denn ich stehe zu hoch in seiner Schuld!

Der Mann trat näher, er mochte die Dame entdeckt haben.

– Guten Abend! grüßte er mit markiger Stimme.

– Willkommen, Herr Förster!

– Verzeihung, daß ich zu so später Stunde komme . . .

– Entschuldigen Sie sich nicht, Herr Förster; Sie wissen, daß ich um diese Zeit mich Ihrer Unterhaltung ungestört erfreuen kann . . .

– Und mir gestattet der Dienst erst jetzt, den Wünschen meines Herzens zu genügen . . .

Er war so nahe getreten, daß er die Hand Adelen's, die sie ihm entgegenstreckte, erfassen konnte.

– Noch einmal: willkommen lieber Herr!

Der Förster neigte sich und drückte seine Lippen auf die Hand der Dame.

– Was thun Sie? fragte sie erschreckt.

– Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Hochachtung bezeige, die ich für Sie hege.

Sie zog zitternd die Hand zurück.

– Ich habe es vermuthet! dachte sie.

Eine Pause war eingetreten, die der Förster mit den Worten unterbrach:

– Sollte ich lästig fallen, so ziehe ich mich zurück . . .

– Nein, nein; ich bitte, setzen Sie sich zu mir!

Der Förster kam der Bitte nach.

– Ich stehe ja unter dem Schutze eines Mannes von Ehre, fügte Adele hinzu; Sie haben mir stets Beruhigung gebracht, wenn Sie mir ein Stündchen Ihrer Gesellschaft schenkten. Und Ihrer Fürsorge verdanke ich, daß das Plätzchen im Walde, das mir heilig war . . .

– O, ich habe es gern gethan, Madame Kron!

– Dieser Versicherung bedarf es nicht; ach, wie hoch stehe ich in Ihrer Schuld! Sie haben sich der Fremden so großmüthig angenommen . . . nehmen Sie meinen innigsten Dank, Herr Förster.

– Wie seltsam sprechen sie diesen Abend! murmelte der Förster bewegt. Scheint es doch, als ob Sie wünschten, daß mit dem heutigen Tage meine Fürsorge ihr Ende erreiche, als ob es Ihnen unangenehm wäre . . .

– Sie irren, lieber Herr!

– Zu meinem Bedauern haben Wilddiebe das Kreuz zerstört . . .

– Wilddiebe?

– Ich habe bereits ein anderes aufgerichtet. Da ich fürchte, daß Ihnen die Veränderung nicht entgehe, setze ich Sie davon in Kenntniß . . .

– Ach, Ihre Güte ist unerschöpflich!

– Deuten Sie es nicht so, Madame; ich preise mich glücklich, daß es mir gestattet ist, Ihnen kleine Anmerkungen zu erweisen . . . Wäre es mir vergönnt, mehr für Sie zu thun . . .

Wiederum trat eine Pause ein. Der Förster nahm den Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank. Ein schöner männlicher Kopf ward sichtbar. Der volle Bart, der sich nun deutlich erkennen ließ, schloß ein kräftiges ovales Gesicht ein. Das Glühen der großen Augen ließ sich im Mondlicht gewahren. Wangen und Stirn waren von der Sonne braun gefärbt. Ein grüner Rock mit Schnüren, die sich auf der breiten Brust kreuzten, zeigten den stattlichen Wuchs des Waidmanns. Der Hirschfänger, den er in einem glänzenden Gürtel trug, lag vor ihm auf den Knien.

Adele wollte das Gespräch auf das Kreuz lenken, wollte eine Erklärung wegen der Vernichtung desselben geben, aber der Förster kam ihr zuvor.

– Es ist nun fast ein Jahr, begann er, daß ich mich Ihrer Bekanntschaft rühmen darf . . . Fräulein Sabine Roland empfahl Sie meinem Schutze . . .

– Und Sie haben großmüthig Wort gehalten! Ich habe so sicher hier gewohnt, habe selbst meinem Schmerze nachhangen können, der Ihnen wohl wunderlich erschienen sein mag . . .

– O nein, ich habe Ihren Schmerz mit empfunden und lebhaft bedauert, daß ich ihn nicht mildern konnte.

– Er ist gemildert.

– Gott sei Dank!

– Sie müssen mein Leben für sehr romantisch gehalten haben!

– Nein, ich habe Sie für unglücklich gehalten und, lassen Sie es mich gestehen, ich habe mit Ihnen gelitten . . .

– Wie hoch verpflichten Sie mich zu Danke, Herr Förster! rief Adele gerührt. Ohne Sie und Fräulein Roland wäre ich eine Beute des Elends und der Verzweiflung geworden; ich wiederhole es . . .

Der Förster ergriff sanft die Hand der Dame.

– Nicht wahr, fragte er, Sie sind von meiner Hingebung für Sie überzeugt?

– Gewiß, o gewiß!

Er küßt ihr respektvoll die Hand.

– Dies gibt mir den Muth, Ihnen zu gestehen, daß ich Ihre Zukunft an die meinige knüpfen möchte.

– Wie, Herr Förster?

– Mit schlichten Worten, wie mein ganzes Wesen schlicht ist, trage ich Ihnen meine Hand für das ganze Leben an . . .

– Herr Förster! rief die Dame in einem Tone, der mehr Schrecken als Ueberraschung verrieth.

– Vielleicht gehe ich über den Kreis hinaus, den meine Stellung als Förster mir anweist; aber ich bin nicht ohne Vermögen und kann gewissenhaft die Verpflichtung übernehmen, Ihnen ein sorgenfreies und anständiges Leben zu sichern. Ich spreche nicht wie ein leichtsinniger Knabe, denn ich habe zuvor reiflich überlegt, bin auch ernst und streng mit meinem Herzen zu Rathe gegangen, das Sie ehrt und . . . liebt!

Adele bedeckte rasch das Gesicht mit dem Batisttuche, das sie aus der Tasche ihres Kleides gezogen hatte. Ihr ganzer Körper zitterte; sie mußte heftig weinen.

– Habe ich Sie beleidigt? fragte traurig der Förster.

Sie schwieg.

– Finden Sie irgend eine Verletzung in meinen Worten?

...

– Nein, o nein!

– Ich nehme sie zurück.

– Ihr Antrag ehrt mich hoch, Herr Förster, zu hoch, als daß ich Ihnen nicht dankbar dafür sein sollte. Um meine Dankbarkeit zu bethätigen und um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie schätze, daß mir Ihr Glück am Herzen liegt, bitte ich Sie flehentlich, geben Sie mich auf! Ich würde perfid an Ihnen handeln, wollte ich anders reden . . . Es ist mir die heiligste Pflicht, meinen Wohlthäter vor später Reue zu bewahren. Sie kennen nur das Stück meines Lebens, das unter Ihrer Obsorge verflossen ist . . .

– Aber es genügt, um mich mit Bewunderung zu erfüllen!

Adele hatte sich gewaltsam gefaßt.

– Sie kennen meine Vergangenheit nicht, entgegnete sie seufzend.

– Habe ich danach gefragt? rief der Förster eifrig.

– Nein.

– Will ich mehr wissen, als ich weiß?

– O, wie großmüthig!

– Ich ehre Ihr Unglück, wie ich Sie liebe.

– Im Namen Gottes beschwöre ich Sie, Herr Förster . . .

– Reichen Sie mir Ihre Hand, Adele! bat er, sich zu ihr neigend.

– Ach, ich kann nicht, ich kann nicht!

– Vorurtheile sind mir fremd.

– Dringen Sie nicht weiter in mich, Herr Förster!

– Die Weigerung, die Sie meinen Bitten entgegenstellen, erhöht Ihren Werth, läßt Sie mir als ein braves Weib erscheinen, das für die kummervolle Vergangenheit eine glückliche Zukunft verdient. Adele, ich nehme Sie wie Sie sind, wie Sie sich mir geben . . . bei dem allmächtigen Gotte schwöre ich, daß nie ein Vorwurf, nie eine leise Andeutung dessen über meine Lippen kommen soll, was Sie selbst nicht verschuldet haben. Ich habe Ihren Schmerz, Ihre Resignation gesehen . . . Adele, weisen Sie mich nicht zurück! Wohl müssen Sie den Männern mißtrauen, Sie müssen sie selbst verachten; aber zählen Sie mich nicht zu denen, die mit den heiligsten Schwüren spielen . . . das Wort, das ich gebe, ist unverbrüchlich und meine Liebe zu Ihnen wurzelt in der Ueberzeugung, daß ich durch Ihren Besitz eines grenzenlosen Glückes theilhaftig werde. Ich habe bis jetzt nie geliebt; Sie haben den

ersten Keim zu einer Neigung gelegt, die zur stillen, verheerenden Leidenschaft geworden ist . . .

– Ich muß, ich muß! flüsterte Adele vor sich hin.

– Mein Leben liegt in Ihrer Hand! fügte der Förster dumpf hinzu.

Die junge Frau hatte ihr Haupt hoch emporgerichtet. Das Licht des Mondes beschien ihr bleiches, aber schönes Gesicht, dessen Ausdruck einen tiefen Schmerz verrieth.

– Es ist wahr, begann sie ruhig, ich habe unbeschreiblich gelitten und trage die Schuld an meinem bejammerswerthen Schicksale wahrlich nicht . . . Offen und ehrlich bekenne ich, daß ich das Opfer einer Treulosigkeit bin. Ich währte den Mann meiner Liebe todt; ich währte auch, daß ihn der Tod verhindert habe, sein mir gegebenes Versprechen zu erfüllen . . . Aber heute habe ich entdeckt, daß er lebt, und daß er selbst betrogen worden ist. Er war hier, er hat sein Kind gesehen; er hat mich beklagt und wird unsere Feinde zur Rechenschaft ziehen. Wir Beide halten uns an unser Versprechen gebunden . . . Entscheiden Sie nun, Herr Förster, ob ich Ihren großmüthigen Antrag annehmen kann. Das Glück, das sich mir noch einmal zugewendet, wird durch den Gedanken getrübt: dein Wohlthäter leidet. Sie sind der einzige Mensch auf dieser Erdenrunde, der die letzte geheimnißvolle Wandlung meines Lebens kennt . . . ich habe sie Ihnen mitgetheilt, um Ihnen nicht nur mein Vertrauen zu beweisen, sondern auch die Dankbarkeit, die ich tief im Herzen für Sie trage. Geben Sie mich auf, Herr Förster; Sie finden schon ein edles und schönes Mädchen,

das sich würdig an Ihrer Seite zeigen kann, und nicht mit Schmerz und Bedauern auf die Vergangenheit zurückzublicken braucht. Ich aber werde für Sie beten und in steter Dankbarkeit Ihrer gedenken.

Adele war aufgestanden.

– Die Bitte, mein Geheimniß zu ehren, fügte sie hinzu, spreche ich nicht aus; Sie sind ein braver Mann und müßten sich gekränkt fühlen, wollte ich an Ihrer Discretion zweifeln. Leben Sie wohl, Herr Förster, und überlassen Sie mich meinem Schicksale, das, so hoffe ich zu Gott, sich nun günstig gestalten wird. Bedürfen Sie meiner in irgend einer Lage des Lebens, so rufen Sie mich, ich bin helfend und tröstend zu Ihren Diensten.

Sie reichte ihm die Hand.

In der Berührung fühlte sie, daß der starke Mann heftig zitterte.

– Wollen Sie dieses Haus verlassen? fragte er kaum hörbar.

– Noch weiß ich es nicht.

– Gehen Sie nicht, ohne mir ein sichtbares Andenken zu hinterlassen . . .

– Nehmen Sie, nehmen Sie, mein lieber Freund!

Sie riß die Schnur entzwei, an der eine kleine Goldkapsel hing.

Der Förster nahm mit bebender Hand die Kapsel.

– Ich habe nichts weiter, flüsterte sie.

– O, es genügt!

– Nun besitzen Sie mein Porträt . . .

– Dank, tausend Dank!

– Doch, was wird mir von Ihnen? fragte weich die Dame.

– Ich besitze nur diesen Ring, den ich als ein würdiges Erinnerungszeichen betrachten kann . . .

Er legte den Reif in die Hand Adelen's.

– Leben Sie wohl! rief er mit erstickter Stimme.

– Gott sei mit Ihnen, braver Mann!

– Meine Gesinnungen für Sie bleiben ewig dieselben.

– Sie werden auch ohne mich glücklich sein!

– Wenn ich kann!

Noch einmal sah er ihr in das Antlitz, dann verließ er rasch den Garten. Adele folgte ihm bis an das Haus; sie sah ihn nicht mehr, er hatte schon den Giebelplatz überschritten und war jenseits der Hecke verschwunden.

– Mein Gott, dachte die arme Frau, wie beklage ich ihn! Ich kenne ja die Leiden, die nicht erhörte Liebe schafft . . . und er liebt mich rein und wahr, ich habe es längst aus seinem Wesen erkannt. Den braven Mann wird der Himmel in seinen Schutz nehmen, der jede gute That belohnt.

Sie ging in das Haus, schloß die Thür und stieg die Treppe hinan.

In dem Schlafzimmer herrschte tiefe Stille. Das Mondlicht verbreitete einen matten Schein in dem kleinen, freundlich eingerichteten Gemache, dessen Fenster durch keinen Vorhang verhüllt wurden, da neugierige Blicke nicht zu fürchten waren. Eine Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür angebracht, bewegte ihren langen Pendel

in gleichmäßigen, monotonen Schwingungen. Den Fußboden bedeckte ein weicher Teppich, und an den lichtblau tapezirten Wänden hingen Bilder in schwarzen Rahmen. Kommode, Tisch und Stühle, aus dunklem Holze gefertigt, waren neu und elegant. Sabine hatte nichts gespart, um der trauernden Freundin ein bequemes und standesgemäßes Asyl zu schaffen. Die Einrichtung ließ darauf schließen, daß die Bewohnerin für lange Zeit hier zu bleiben gedachte.

Adele zog die Vorhänge ihres Betts zurück. An der Wand über demselben ward ein Kruzifix sichtbar, und unter demselben ein Miniaturgemälde in schwarzem Rahmen, das den Grafen von Ravenstein darstellte. Ein schwarzer Flor, sorgfältig in Falten gelegt, umgab das Bild.

– Otto! flüsterte Adele, die Züge liebend betrachtend. Du lebst, Du bist nicht unter den Todten! Ach, das ist ein nie geahntes Glück, eine Freude, die ich in das Reich der Träume verweisen würde, wenn ich Deine Lippen nicht geküßt, Dein schönes Haar nicht berührt hätte. Nun soll auch die Trauer schwinden, wie die schwarze Gewitterwolke vor dem siegreichen Strahle der lustbringenden Sonne ... hell wie in meinem Gemüthe soll es auch in meiner Umgebung sein.

Sie entfernte den Trauerflor.

Das Bild zeigte sich in einem Goldrahmen.

– Nun bist Du wieder Otto in der Frische des Lebens, der schöne kräftige Mann! fuhr Adele im Selbstgespräche fort. Ach, für mich warst Du lange todt ... Sei mir gegrüßt, Wiedererstandener!

Sie drückte das Porträt an die Lippen.

– Wirst Du künftig auch für mich leben? fragte sie träumerisch. Wirst Du den Schwur halten, den Du tausendmal wiederholt hast? Wenn nicht, wäre es mir besser gewesen, der glückliche Zufall hätte meinen traurigen Wahn nicht zerstört. Ich will lieber den Todten beweinen, als den Treulosen beklagen.

Sie brachte das Porträt an den gewohnten Platz zurück.

Nun trat sie an das kleine Bett und betrachtete das schlafende Kind.

– Ottilie, flüsterte sie, Du wirst nun den Namen Deines Vaters tragen und Gräfin werden; die Schmach ist von Dir genommen, eine schöne Zukunft steht Dir bevor. Du kennst weder die Schmerzen noch die Freuden dieses Lebens ... glückliches Kind! Du sollst, kommst Du zur Erkenntniß Deines Daseins, die Eltern segnen. Jetzt wachse und gedeihe, Du bist ein ehrliches Wesen!

Sie berührte leise die Wange des Kindes, dessen Schlaf dadurch nicht gestört ward. Dann begann sie die Nachttoilette. Zehn Minuten später lag die reizende Frau in den weißen Kissen des Betts; als der Schlaf sie übermannte, war ihr Blick noch auf das Bild gerichtet, dessen Rahmen bei dem Scheine des Lämpchens hell erglänzte.

Draußen stand der Förster neben der großen Eiche, die ihre schweren Aeste über das Dach des Häuschens ausbreitete. Die Büchse hing auf seinem Rücken, der Hirschfänger glänzte an seiner Seite. Mit glühenden Augen betrachtete er die beiden Fenster, aus denen Licht schimmerte.

– Verloren, verloren! murmelte er. Hätte sie ihn nicht gefunden, so wäre sie die Meine gewesen! Ach, ich bin stets ein Unglückskind gewesen und werde es auch wohl bleiben, so lange ich lebe. Zum erstenmale habe ich rein und heiß geliebt, ich habe alle Vorurtheile bei Seite gesetzt und bin nur der Neigung gefolgt, die mein ganzes Sein beherrschte . . . trotzdem kann ich die Geliebte nicht erlangen . . . Wer ist der, der mir zuvorgekommen? Ich hasse ihn, ohne ihn zu kennen! Doch ich will nicht fragen und forschen, da mich ein Versprechen bindet. Sei glücklich, Adele, sei recht glücklich, ich wünsche es Dir aus der Fülle meines redlichen Herzens. So lange Du hier wohnst, stehst Du unter meinem Schutze . . . Gute Nacht, gute Nacht!

Er ging über die Wiese und erreichte den Saum des Waldes; hier stand die Hütte eines Waldwächters zwischen den ersten Bäumen. Der Förster ging in den Stall, dessen Thür er leicht öffnete. Mit der Sicherheit eines Mannes, der die Oertlichkeit kennt, zog er ein Pferd in das Freie, nachdem er dessen Zügel von der Krippe gelöst hatte. Leicht schwang er sich in den Sattel und ritt davon. Den Weg, den er wählte, führte tiefer in den Forst. Anfangs ritt er langsam, sich seinen Gedanken überlassend;

plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, trieb er das schlanke Roß zur Eile an. Die flüchtigen Hufschläge hallten weithin durch den nächtlichen stillen Wald. Oft flog der Reiter durch tiefe Schatten, dann wieder sah man ihn im hellen Mondenscheine . . . er hatte keinen Sinn für die Schönheiten der Sommernacht, weiter und immer weiter trieb es ihn fort, als ob er das einsame Haus fliehen wollte, in welchem die Frau wohnte, an der sein ganzes Herz hing. Wie anders waren die Gefühle, mit denen er vor wenigen Stunden sich dem heiß ersehnten Ziele zu bewegte; ein Scheitern seiner Hoffnungen hatte er für unmöglich gehalten, da die verlassene Adele, so wähnte er, sich ohne Zögern einem Manne anschließen würde, der ihr eine ehrenhafte und gesicherte Stellung im Leben zu gründen im Stande war. Jetzt hatte sie ihn, von der Nothwendigkeit gezwungen, zurückgewiesen, und eine Aussicht auf Aenderung ihres Entschlusses war nicht vorhanden.

– Kann ich den Mann hassen, den sie geliebt, ehe sie mich gekannt? fragte sich der Förster. Ich muß ihn achten, daß er seine Pflicht erfüllt und die arme Dame wieder zu Ehren bringt, die sich ihm aus Liebe geopfert hat. Aus Liebe . . . ach ja, sie liebt einen Andern. Und wie groß muß ihr Glück sein nach der schrecklichen Zeit, die sie erduldet hat. Ich will es ihr gönnen, ich muß es ihr gönnen, da ich sie glücklich sehen möchte. O, mein Gott; warum hast Du es zugelassen, daß ich mich mit dem Gedanken an eine Verbindung mit ihr so vertraut gemacht habe! Mir blutet das Herz und meine Energie ist wie gelähmt. Leuchtete nur ein Hoffnungsstrahl durch die schwarze

Nacht, in der zu leben das Schicksal mich verdammt hat. Adele verbindet sich mit dem Manne ihrer Liebe und wird glücklich; ich aber . . . ich werde sie als eine Todte beweinen, denn sie ist für mich gestorben!

Das Pferd ging langsam, da es eine schmale Brücke betreten mußte. Dumpf erklangen die schweren Tritte des Thieres auf den hohl liegenden Brettern. Der Reiter erschrak.

– Ich bin schon auf der Brücke? murmelte er.

Nun sprengte er über den vorüberziehenden Weg und erreichte den kleinen freien Platz, auf dem das Kreuz stand. Der Mond goß ein klares Silberlicht auf den schweigenden Wald herab, so daß der Grabhügel und das Kreuz deutlich sich unterscheiden ließen.

Der Förster stieg ab und zog das Pferd mit sich fort. Sinnend betrachtete er die bedeutungsvollen Gegenstände.

– Ich habe das Kreuz, murmelte er, das man vernichtet hatte, wieder aufgerichtet, weil ich die Pietät Adelen's ehrte, weil ich ihr schmerzliche Erregungen ersparen wollte . . . da steht es nun, aber es hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren . . . dafür hat es eine andere gewonnen . . . hier liegt mein Glück, mein ganzes Lebensglück begraben! Adele wird nicht mehr kommen, um hier zu trauern, es hat sich ihr ja eine schöne Zukunft erschlossen; ich aber werde an diesem stillen Plätzchen meine vernichteten Hoffnungen betrauern. Man nenne es immerhin romantische Schwärmerei . . . das Herz des

ernsten Mannes liebt anders als das des flüchtigen Jünglings ... Fort, fort, in werde mein Geschick in Geduld ertragen!

Er schwang sich in den Sattel und ritt auf dem Hauptwege weiter, der ihn nach einer Viertelstunde zu einem stattlichen Gebäude brachte, dessen Fenster im Mondlichte hell erglänzten.

Ein Knecht trat ihm entgegen.

– Bist Du es, Daniel?

– Ja, Herr Förster.

– Hättest den Burschen machen lassen sollen.

– Warum denn?

– Ich bin heute sehr spät zurückgekommen.

– Das wohl; aber ich hätte bis an den hellen Morgen gewartet.

– Wo ist meine Mutter, Daniel?

– Zu Bett gegangen, Herr Förster; ich sagte ihr, daß Ihnen nichts geschehen sein könne, da es Wilddiebe nicht mehr gäbe. Sie haben ja keine Feinde, weil Sie gut und nachsichtig sind. Das sagte ich zu Ihrer Mutter und sie ging ruhig schlafen.

Daniel wollte das Pferd in den Stall führen.

– Herr Förster! rief er, sich noch einmal zurück wendend.

– Was hast Du noch?

– Es ist eine Dame hier gewesen.

– Wann?

– Gleich nachdem Sie in den Forst geritten waren.

– Hat sie mit der Mutter gesprochen?

– Ja, Herr Förster! Wohl eine halbe Stunde ist sie hier gewesen, dann stieg sie wieder in ihren schönen Wagen und fuhr nach der Stadt zurück.

Der Knecht verschwand mit dem Pferde hinter dem Hause, wo sich der Stall befand.

Der Förster ließ sich auf der hölzernen Bank neben der Thür nieder.

– Fräulein Roland ist hier gewesen! dachte er schmerzlich lächelnd. Die gute Dame würde sich wundern, wenn ich ihr meine letzte Unterredung mit Adelen erzählte. Seltsam, seltsam! Die Freundschaft zwischen den beiden Damen muß doch nicht so intim sein, als ich voraussetzte. Entweder traut Adele ihrer Wohlthäterin nicht, oder diese traut Adelen nicht. Wie es auch sei, ich werde als Mann Wort halten und schweigen. Mit Sabinen hätte ich gern gesprochen . . . Ach, es nützt ja nichts mehr, das Glück meines Lebens ist dahin.

Ein großer Jagdhund kam und leckte seinem Herrn die Hand. Der Förster streichelte das schlanke Thier, ohne recht zu wissen, was er that. Bald erhob er sich, öffnete die Thür mit einem Schlüssel und suchte geräuschlos sein Zimmer auf, das im Erdgeschosse des Hauses lag. Das nach dem Garten hinausgehende Fenster war geöffnet.

– Ach, dachte seufzend der Förster, so freundlich meine Wohnung auch ist, sie wird mir zu enge und zu einsam. Wie schön hatte ich mir das Leben mit Adelen ausgemalt . . . sie sollte hier als Hausfrau walten, sorglos und still; diese kleine Scholle Erde sollte unsere Welt sein . . . wie anders ist es nun geworden! Ich soll allein bleiben

mit meinem kummervollen Herzen . . . Nein, die Mutter lebt ja noch, die gute und treue Mutter; ihr will ich mich inniger anschließen, sie soll mir Alles, Alles sein!

Er zündete eine Kerze an.

Die Einrichtung des Zimmers, die sich nun erkennen ließ, verrieth Geschmack und einen soliden bürgerlichen Wohlstand. Die rothtapedirten Wände waren mit Bildern und ausgestopften Vögeln geschmückt. Ein großer Glaschrank enthielt eine ausgewählte Bibliothek, die Zeugniß ablegte von der Intelligenz ihres Besitzers. Sämmtliche Möbel, zwar schon gebraucht, erschienen wie neu. Schneeweiße Vorhänge, sorgfältig aufgesteckt, verhüllten die Fenster. Auch ein Piano war vorhanden, das dem schwellenden Sopha gegenüber stand. Ueberall waltete Reinlichkeit, Ordnung und Sauberkeit.

Der Förster warf einen Blick auf den Schreibtisch.

– Was ist das? rief er aus. Auf der Schreibmappe lag ein Brief.

– Vielleicht von Fräulein Roland!

Er öffnete den Brief.

»Ihre Angelegenheit, mein lieber Herr Förster, steht vortrefflich; Adele schätzt Sie nicht nur, weil sie Ihnen zu Dank verpflichtet zu sein wähnt, nein, Sie haben auf ihr Herz einen tiefen Eindruck gemacht. Das, was ich vermuthete, ist die schönste Wahrheit, die arme Adele, die vom Schicksal hart Verfolgte liebt Sie, und wird über dieser Liebe das Elend der Vergangenheit vergessen. Erklären Sie sich ihr unumwunden, Sie werden um so leichter Gehör finden, als ich der Freundin bereits Andeutungen

gegeben habe, die sie mit wehmüthiger Freude erfüllten. Adele ist ein Engel an Herzengüte und Liebenswürdigkeit, sie verdient die Achtung und Liebe eines braven Mannes wie Sie sind. Ihnen dies und zugleich die Freude darüber auszusprechen, daß Sie und Adele gemeinschaftlich glücklich werden, habe ich die Feder ergriffen, da Sie zu sehen mir nicht vergönnt war. Meiner Freundschaft und Protection dürfen Sie für alle Zeit gewiß sein. Sabine Roland.«

Der Förster hielt einige Augenblicke das Papier in der bebenden Hand.

– O, hätte Sabine doch Recht! murmelte er. Und sie würde Recht haben, ich zweifle nicht daran, wenn der Wiedererstandene nicht zwischen uns getreten wäre!

Er las die mit der Festigkeit eines Mannes geschriebenen Zeilen noch einmal, dann verbarg er den Brief in dem Kasten des Schreibtisches.

– Hier waltet ein seltsames Geheimniß ob! dachte er. Die Freundschaft zwischen den beiden Damen ist nicht so innig, als ich vorausgesetzt . . . Ich werde beobachten und Adelen in Schutz nehmen!

Der Förster Richard Hoche ging zur Ruhe. Am folgenden Morgen war er zuerst wach im Hause, er hatte sich nach dem jungen Tage gesehnt, nach dem Sonnenlicht, das die Sorgen in der Menschenbrust, wenn auch nicht verscheucht, doch lindert. Beim Frühstück traf er die Mutter, eine würdige alte Frau von mehr als sechzig Jahren. Liebend küßte er die Stirn der greisen Frau, die trotz

ihres Alters noch rüstig und lebhaft war; sie sprach sofort von dem Besuche des Fräulein Roland und fragte:

– Hast Du den Brief der Dame gefunden?

– Ja, Mutter.

– Er kann nur Angenehmes enthalten, da das Fräulein ein lebhaftes Interesse für Dich hegt. Es war ihr nicht recht, daß sie Dich verfehlte. Da ich ihr nicht angeben konnte, wann Du zurückkehrtest, schrieb sie den Brief, den ich auf Deine Mappe gelegt habe.

– Ach ja, murmelte der Förster, das Fräulein meint es gut mit mir.

Die Mutter betrachtete erstaunt den Sohn.

– Richard, fragte sie nach einer Pause, was ist Dir?

Der Sohn schüttelte schmerzlich das Haupt.

– Laß nur, liebe Mutter, wir wollen von etwas Anderem sprechen.

– Du bist bei Adelen gewesen ...

– Nun ja, Mutter!

– Richard, mein Sohn, sage mir doch Alles, daß ich ruhig werde! Dein bleiches Aussehen, Deine trüben Augen, und die Verstimmung ... Sohn. Du mußt mir Alles sagen. Wem in der Welt, wenn nicht mir, willst Du Dich anvertrauen? Ich kenne Adelen bis jetzt nicht, Du hast sie mir als eine schöne, geistreiche und gute Dame geschildert, die, vom Schicksale hart bedrängt, einsam in dem früheren Forsthäuschen lebt ... Du hast mir auch Deine Absicht zu erkennen gegeben, die ich billigte ... Gewiß, mein Sohn, ich gönne Dir von Herzen eine schöne und tugendhafte Frau ... Es ist auch Zeit, daß Du daran

denkst, Dich zu verheirathen . . . Sage mir, Sohn, was ist geschehen, das Dich so betrübt?

– Wohlan, Mutter, Du magst Alles erfahren, denn es ist mir Bedürfniß, mein Herz auszuschütten!

Der Förster schilderte genau sein Verhältniß zu Adelen, verschwieg auch nicht, daß Sabine Roland eine Freundin der Geliebten sei, und schloß mit der Entdeckung, die Adele selbst ihm gemacht. Frau Hoche war so erstaunt, daß sie nicht Worte finden konnte, um den betrübten Sohn zu trösten. Nach langer Pause fragte sie:

– Wer ist denn der Mann, der Adelen in's Elend gestürzt hat?

– Ich weiß es nicht.

– Freilich, Du hast auch keine Veranlassung danach zu forschen.

– Mutter, rief der Sohn schmerzlich, ich soll kein Glück haben auf dieser Erde!

– Und doch, Richard, und doch! Ich halte es für ein Glück, daß es so gekommen ist. Du kennst das Vorleben jener Adele nicht, mit der Du zugleich ein Kind in's Haus nehmen mußtest, wenn der erste Geliebte nicht gekommen wäre . . .

– Die Freundin des Fräulein Roland kann kein gewöhnliches Mädchen sein! Mutter, hättest Du Adelen nur ein einzigesmal gesehen, Du würdest sofort die beste Meinung von ihr hegen.

– Schlage Dir die Geschichte aus dem Sinne; Du findest schon ein Mädchen, daß für Dich paßt.

Richard machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

– Ich verrathe mich nun nicht, Mutter.

– Du wirst diesen Entschluß ändern, wenn die Zeit ihre wohlthätigen Folgen äußert. Richard, verzeihe mir den Ausdruck: Du hast unbedacht, ich möchte sagen leichtsinnig gehandelt.

– Nein, Mutter, nein!

– Außerdem traue ich dem Fräulein Roland nicht.

– Das Fräulein ist gut, Mutter.

– Auf mich macht sie einen üblen Eindruck, und der Umstand, daß sie die Vermittlerin spielt, kommt mir sehr verdächtig vor. Ah, es ist traurig, daß sie Deine Herrin ist . . . Ich würde ihr das Haus verbieten, wenn es anginge. Die verwachsene Person kommt mir wie ein Teufel vor . . . ihr Lächeln ist kalt und listig, und wenn sie Theilnahme äußert, möchte man glauben, sie spotte . . .

– Du siehst zu schwarz, liebe Mutter.

– Und Du bist zu gutmüthig.

– Wenn Du wüßtest, was das Fräulein an der armen Adele thut . . .

– Immerhin!

– Wäre Adele der Fürsorge unwürdig, Fräulein Roland würde sie ihr entziehen.

– Forschen wir nicht weiter, mein lieber Sohn, nehmen wir die Dinge wie sie sind, und wir werden wohl daran thun. Fräulein Roland ist die Besitzerin dieses ausgebreiteten Forstes, Du bist abhängig von ihr; aber gehe nicht zu weit in Deiner Nachgiebigkeit, es könnte schaden. Du

hältst die Waldungen in dem besten Zustande, thust nach jeder Richtung hin Deine Pflicht . . . kann die Dame mehr verlangen? Die Wahl Deiner Frau mag sie Dir überlassen.

– Mutter, rief der Förster erregt, ich liebe Adelen leidenschaftlich! Wie auch ihr Vorleben sein möge, sie trägt die Schuld an dem Unglück nicht, das sie betroffen. Ihre Gesinnungen sind rein und edel, sie kann weder Unrecht gewollt noch verübt haben. Verdamme sie einer Schwachheit wegen nicht. Ich bleibe dabei: Adelen's Besitz würde mich hoch beglückt haben.

Richard erhob sich, nahm die Büchse und ging in den Forst.

– Es ist recht traurig! flüsterte kopfschüttelnd die Mutter. Ach, daß der Zufall diese Person uns entgegenführen mußte! Richard ist brav und gut, ein anerkannt tüchtiger Forstmann, der seinem Dienste mit Eifer und Pünktlichkeit obliegt; aber er ist auch ein romantischer Schwärmer, ganz wie sein seliger Vater es war. Die Zeit wird ihn wohl auf andere Gedanken bringen, zumal wenn der Gegenstand seiner Schwärmerei ihm entrückt ist.

Sie ging ihrer häuslichen Beschäftigung nach.

Der Förster durchstreifte zu Fuß den Wald; er wollte sich zerstreuen und ermüden, damit er in der nächsten Nacht Schlaf fände. Als er Adelen's Haus erblickte, blieb er gedankenvoll stehen. Lange hatte er das Dach betrachtet, unter dem die Geliebte wohnte. Er sah die Wärterin mit dem Kinde, die auf der Bank unter der Eiche saß. Dann trat Adele in weißen Gewande aus dem Hause; sie eilte zu dem Kinde, um es zu herzen und zu küssen.

– Die Trauerzeit ist vorüber, dachte Richard, der hinter einem Strauche wilder Rosen sich verborgen hielt. Ich sehe sie heute zum erstenmale hell gekleidet . . . Gebe Gott, daß ihr Hoffen in Erfüllung gehe, daß der Schmerz sich ihrer nicht mit doppelter Gewalt bemächtige.

Nun sah er, wie die Mutter ihr Kind emporhob, an sich drückte und scherzend um den Stamm der Eiche lief. Die Wärterin blieb ruhig auf ihrem Platze, bis sie das Kind wieder empfing; Adele ging in das Haus zurück. Plötzlich hörte der Lauscher die Stimme der glücklichen Mutter, die ein heiteres Lied sang. Dazu ertönte das Piano, das meisterhaft gespielt ward. Welch' ein Jubel, Welch' ein Glück lag in dem Gesange! Und wie schön war die Stimme, die den überwallenden Gefühlen des Herzens Ausdruck gab. Der arme Förster hätte vergehen mögen vor Schmerz; die jubelnde Adele sang seiner Liebe das Grablied.

Da schlug der Jagdhund an, der neben ihm im ohne Grase kauerte.

– Zurück! befahl der Herr.

Das große Thier gehorchte; es kroch hinter den Förster, der an ein Geräusch lauschte, das aus dem Walde kam. Schon nach einigen Augenblicken unterschied er die Hufschläge eines trabenden Pferdes. Vorsichtig nahm er seine Stellung so, daß er beobachten konnte, ohne gesehen zu werden.

– Ruhig, ruhig! befahl er dem Hunde, der ihn anglotzte.

Zugleich griff er in das Halsband desselben und zog ihn zu sich.

– Jetzt ward der Reiter sichtbar, ein elegant gekleideter Herr auf einem prachtvollen Rappen, der leicht und graziös vorüber trabte. Auf seinem Rücken hing ein Jagdgewehr, an der Seite trug er eine elegante Jagdtasche.

– Wenn er zu dem Hause eilte! dachte bebend der Förster. Ein schöner, ein stattlicher Mann!

Der Reiter flog vorüber und hielt unter der Eiche, wo die Wärterin mit dem Kinde saß. Nachdem er einige Worte mit ihr gewechselt hatte, sprang er vom Pferde, dessen Zügel er nun an dem Weinstocke im Giebel befestigte. Der Gesang war indeß verstummt, Adele erschien am Fenster.

– Otto! rief sie mit gellender Stimme.

Drei Sekunden später stürzte sie aus dem Hause; sie flog an die Brust des Mannes, den sie umarmte und küßte.

Der arme Förster bebte wie im Fieberfroste

– Der Wiedererstandene! murmelte er vor sich hin. Ach, und wie selig ist Adele, die so lange getrauert hat!

Er mußte sich an dem Strauche halten.

Das Paar beschäftigte sich mit dem Kinde.

– Elternfreude! dachte Richard.

Er hätte gern seinen Platz verlassen, wenn es möglich gewesen wäre; er mußte demnach die Beobachtungen fortsetzen, obgleich sie ihm das Herz durchschnitten.

Arm in Arm gingen die Liebenden eine Zeit lang auf und ab, dann verschwanden sie in dem Hause.

– Ich muß fort, ich muß fort! rief der Förster

Er ließ den Hund los und eilte über die Wiese dem Walde zu, dessen Dämmerung dem armen Mann wohl that. In Schweiß gebadet erreichte er nach einer Viertelstunde ein Plätzchen, auf dem er ruhen konnte. Die Scene, die er beobachtet, hatte das letzte Hoffnungsfünkchen in ihm vernichtet. Lange saß er dumpf sinnend in dem Moose; der treue Hund lag ihm zu Füßen.

– Die Mutter hat Recht! dachte er. Hinweg mit den Gedanken, die mich peinigen; ich werde ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit vergessen. Dies bin ich mir, dies bin ich Adelen schuldig, – die in ihrer Liebe glücklich ist. Wohlan, ich werde zeigen, daß ich ein Mann bin, der dem Schicksale die eherne Stirn bietet. Ich kann Adele lieben, ohne sie zu besitzen ... O, wie viel Menschen theilen mein Loos; die Liebe muß den Verhältnissen weichen und das Herz muß sich den Außendingen unterordnen. Warum habe ich Adele nicht früher kennen gelernt? Warum mußte mir dieser Mann zuvorkommen! Ich will nicht forschen, ich will die Dinge nehmen wie sie sind und nur für meine alte Mutter leben. Es ist bald Mittag, ich will heimkehren.

Richard verließ das schattige Ruheplätzchen und betrat den Weg, der in kurzer Entfernung vorüberführte. Als er den Blick nach links wandte, sah er einen Reiter, der langsam den schnurgeraden Pfad herabkam.

Schon wieder dieser Mann! murmelte der Förster. Er wollte in das Dickicht zurücktreten.

– Nein! dachte er. Ich will die Gelegenheit benutzen, um zu erforschen, wer der vom Tode Erstandene ist.

Mit der Fassung, die sich anzueignen möglich war, blieb er in der Mitte des Weges stehen und erwartete den Reiter, der, als er den Forstmann erkannte, seinem Pferde die Sporen gab, um im Trabe vorüberzureiten.

– Halt, mein Herr! rief der Förster.

Otto von Ravenstein hielt sein Pferd an.

– Was wollen Sie?

– Sie werden die Güte haben, mir Ihr Gewehr zu überliefern.

– Ein seltsames Ansinnen.

– Und doch muß ich darauf bestehen.

– Warum? fragte stolz der Graf.

– Sie befinden sich in meinem Reviere ...

– Mag sein.

– Nach dem Gesetze ist die Schußwaffe mir verfallen

...

– Ich habe nicht geschossen.

– Aber Sie könnten schießen.

– Halten Sie mich für einen Wilddieb? fragte lächelnd der Graf.

– Verzeihung, mein Herr, ich bin Revierförster und habe als solcher Pflichten, die Sie als Jäger kennen müssen.

– Sie haben Recht, Ordnung muß in jedem Forste herrschen, wenn er gedeihen soll. Kennen Sie mich, Herr Förster?

– Nein, mein Herr.

– Nun, so wird mein Name genügen, um Ihnen darzuthun, daß ich nicht in verbrecherischer Absicht durch ihren Forst reite . . . Ich bin der Graf Otto von Ravenstein, dessen Forst an den Ihrigen grenzt.

Der arme Richard erstarrte zur Bildsäule; er wußte ja, daß der Graf die Tochter des reichen Bankiers geheiratet hatte und dadurch der Besitzer des angrenzenden Forstes geworden war. Mit starren Blicken sah er den Mann an, von dem Adele Ehre und Glück erwartete. Und er war derselbe, den sie umarmt und geküßt hatte; er ritt dasselbe schwarze Pferd, das er an das Gitter des Weinstocks gebunden . . . Nein, ein Zweifel war nicht möglich.

Der Graf hielt die Bestürzung des Försters für Ehrerbietung.

– Beruhigen Sie sich, Freund, sagte er im milden Tone, ich zürne Ihnen nicht, denn Sie haben nur Ihre Schuldigkeit gethan. Herr Roland, Ihr Dienstherr ist mein Schwiegervater . . . ich werde Ihren Eifer zu rühmen wissen.

– Verzeihen Sie mir, Herr Graf! stammelte Richard.

– Ich würde es übel vermerken, wenn Sie mich nicht angehalten hätten. Doch, warum starren Sie mich an, als ob ich eine ungewöhnte Erscheinung wäre? Glauben Sie nicht, daß ich der Graf von Ravenstein bin? Der Förster nahm den Hut ab.

– Gewiß, Herr Graf; ich habe keinen Grund, Ihre Angabe in Zweifel zu ziehen . . .

– Wie heißen Sie?

– Richard Hoche.

– Sie wohnen in dem Forsthause?

– Ja.

– So dürfen sie sich meines Besuchs gewärtigen, da Herr Roland mit der Idee umgeht, beide Forstreviere in Eins zu verschmelzen. Man hat Sie, mit als einen intelligenten Forstmann gerühmt ... Ich zähle auf Ihre Rathschläge und auf ihre Hülfe.

Der Graf sprengte davon und verschwand in der Biegung des Wegs, der nach ungefähr fünfhundert Schritten über die Grenze führte.

– Gott im Himmel, dachte Richard, sei der armen Adele gnädig! Dieser Graf ist mit einer reichen und reizenden Dame seit Kurzem verheirathet, und doch setzt er den Umgang mit der armen Adele fort; er täuscht sie sogar!

Wie ein Trunkener eilte er durch den Wald, bis er das Forsthaus erreichte.

– Mutter, Mutter, rief er, als er in das Stübchen trat.

Die alte Frau fuhr erschreckt auf.

– Was ist Dir, mein Sohn?

Er mußte sich einige Augenblicke erholen, ehe er die Worte über die Lippen bringen konnte:

– O Gott, ich würde es nicht glauben, wenn ich mich nicht davon überzeugt hätte!

Der arme Mann war tief erschüttert; er mußte weinen.

– Richard, Richard! klagte die Mutter. Du machst mir großes Herzeleid! Ach, wie ruhig könnten wir leben, wenn Du Dich mit männlichem Muthe wappnen wolltest.

– Die arme, unglückliche Adele!

– Dachte ich es doch, daß diese Frau wieder den Anlaß gegeben.

Die Mutter trat an das Fenster und weinte still vor sich hin; sie verwünschte den Zufall, der die Bekanntschaft des Sohnes mit jener Adele vermittelt hatte.

– Mutter, bat Richard, habe Nachsicht mit mir; ich weiß, daß ich Dir Kummer bereite, daß ich die Ruhe, in der wir bisher gelebt, zerstöre ... Aber rechne mir die Schuld nicht zu, es waltet ein mehr als grausames Geschick, das mich zu zerschmettern droht.

– So sage mir doch endlich, was Dich von Neuem betroffen hat.

Der Förster berichtete.

– Der Graf ist ein nichtswürdiger Mensch! schloß er.

– Denke nicht mehr daran.

– Er betrügt Adelen und stiehlt mir das Glück meines Lebens. Mutter, dieser vornehme Wüstling macht zwei Menschen elend, die so glücklich hätten werden können. Und Adele kennt den Abgrund nicht, der sich vor ihren Füßen öffnet ... ein leises Lüftchen kann den Schleier zerreißen, den die Perfidie über ihr Haupt geworfen. Wie schrecklich muß das Erwachen aus dem Traume sein, in den Adele sich selbst eingewiegt. Graf von Ravenstein ... der Name zerreißt mir das Herz! Ach, und wie Adelen betrügt er seine Gattin, die gute und schöne Tochter des reichen Roland!

– Nun fasse Dich, Sohn! Diese neueste Erfahrung muß Dich in dem Vorsatze bestärken, jene Frau, deren Abkunft Du nicht kennst, so rasch als möglich zu vergessen. Was kümmert sie Dich? Mag der Graf für sie sorgen; Du aber wirst Dir ein braves Mädchen suchen, auf das Du stolz

sein kannst. Glaube mir, dem Rausche der Leidenschaft folgt eine schreckliche Ernüchterung . . . Du muthest Dir zu viel zu, wenn Du wähnst, die Verirrung einer Frau, an die Du für die Zeit des Lebens gekettet bist, zu ignorieren. Es werden Stunden kommen, in denen Du bis zum Aeußersten getrieben wirst. Und dann, mein Sohn, bereuest Du die rasche That, dann begreifst Du Dich selbst nicht und verwünschest die unüberlegt vollzogene Verbindung.

– Mutter, Du kennst Adelen nicht.

– Ich weiß genug, um mir ein Urtheil über sie zu bilden.

– Sie ist gut und schön wie ein Engel.

– Aber sie ist auch die Geliebte des Grafen, sie, von bürgerlicher Abstammung.

– Die Nichtswürdigkeit des Grafen, der ihr ewige Treue geschworen, wirft keinen Schatten auf die Betrogene; sie erregt mein Mitleid, meine innigste Theilnahme, und erfüllt mich mit bitterem Grolle gegen den Schurken!

Die Mutter erschrak über den Ton, in welchem der Förster die letzten Worte gesprochen hatte.

– Richard, Richard, unternimm nichts gegen den Schwiegersohn Deines Brodherrn! Du kommst um den guten Posten, der Dir und mir den Lebensunterhalt liefert.

Der Förster hatte dumpf sinnend vor sich hingestarrt.

– Mutter, fuhr er plötzlich auf, mir kommt ein Gedanke!

– Was hast Du schon wieder?

– Die Familie Roland muß den Streich des Grafen kennen.

– Ich begreife nicht . . .

– Sabine Roland erimuthigt mich in der Bewerbung um Adelen.

– Das Fräulein?

– Ja, Mutter.

– Wohl möglich.

– Es ist so, es ist so, Mutter!

– Und wenn die Betrogene Deine Frau ist, kann Niemand mehr einen Stein auf den Grafen werfen. Du breitest den Mantel der Ehre über die Entehrte. Richard, fuhr eifrig die alte Frau fort, man wird Dich für diese That der Großmuth auch noch bezahlen. Jawohl, mit ihrem Gelde decken die reichen Leute Alles zu, sie kaufen Ansprüche ab und erwecken sogar Gefühle der Dankbarkeit. Mein Sohn, Dein seliger Vater hat Dich in den besten Grundsätzen erzogen, verunglimpfe sein Andenken nicht. So einträglich auch diese Försterstelle ist, ich mag sie nicht, wenn ich sie unter Bedingungen einnehmen soll, die der Ehre widerstreben.

Frau Hoche verließ erregt das Zimmer.

– Ruhig, ruhig! murmelte der Förster, indem er die Hand auf das Herz preßte. Ja wohl, in meiner Brust tobt ein schrecklicher Kampf, der Kampf zwischen Liebe und Ehre. Ich darf die Mahnungen der Mutter nicht überhören, die erfahrene Frau hat wohl Recht. Ach, hätte ich Adelen nie gesehen!

Er legte Hirschfänger, Tasche und Hut ab und ging in den Garten, um frische Luft einzuathmen; das Stübchen war ihm zu eng, die Luft darin zu schwül. Er saß lange in der kühlen Laube und dachte über sein Schicksal nach. Das Gefühl des Hasses gegen den Grafen ward immer lebendiger und stärker.

Am folgenden Morgen früh mußte Richard zeitig in den Forst; ein Händler ließ Holz, das er gekauft hatte, abfahren. Der Förster ließ sein Pferd satteln.

– Wann kommst Du zurück? fragte die Mutter.

– Um Mittag.

– Bleibe nicht länger, Sohn.

– Ich werde mit dem Schlage zwölf Uhr bei Dir sein.

– Halte Wort!

– Gewiß, Mutter.

– Du weißt, daß ich besorgt bin . . .

– Und ich erspare Dir gern die kleinste Sorge.

Frau Hoche begleitete den Sohn in den Hof, wo der Knecht mit dem Pferde wartete. Richard streichelte das glänzende Thier und schwang sich leicht und gewandt in den Sattel. Wahrlich, der junge Förster hatte ein aristokratisches Ansehen, er war ein kräftiger und schöner Mann. Der dunkle Bart stand dem leicht gebräunten Gesichte vortrefflich.

– Adieu, Mutter!

Er reichte ihr vom Pferde herab die Hand,

– Richard, in welchen Theil des Forstes führt Dich heute der Dienst?

– Dorthin Mutter . . . ich komme heute nicht in die Nähe des Dorfs! fügte er schmerzlich lächelnd hinzu.

– Gott erhalte Dich, mein Sohn.

Der Förster setzte dem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon.

– Ach, daß es so kommen mußte! dachte Frau Hoche, dem Reiter nachblickend. Diese Adele muß von besonderer Schönheit und Liebenswürdigkeit sein, daß sie meinem armen Richard so den Kopf verdrehen konnte. Ich begreife ihn nicht; er war sonst so ruhig, kaum zugänglich für Frauen; und jetzt schwärmt er wie ein unbesonnener Jüngling, der zum erstenmal ein reizendes Mädchen erblickt . . . Ich hoffe, daß die Liebschaft des Grafen von Ravenstein ihn zur Vernunft bringen wird.

Die gute Alte, eine in der Schule des Lebens gereifte Frau, ging in das Haus zurück und besorgte die Wirthschaft, die sie mit Hülfe einer Magd in musterhafter Ordnung hielt. Wie ruhig und glücklich hatten die beiden Menschen hier gelebt, ehe Adele in die Gegend gekommen war. Richard, ein tüchtiger Forstmann, hatte nicht nur die Besetzung seines Herrn emporgebracht, er hatte auch den wenigen Morgen Aecker und Wiesen, die ihm zur Benutzung angewiesen, und vorzüglich dem weiten Garten wahre Schätze abgerungen. Zu jedem Herbste füllten sich die Speicher, und Händler aller Art wandten sich an Hoche, wenn sie guten Samen oder besonders gute Früchte erlangen wollten . . . die Mutter hatte ein zwar nicht großes, aber vorzügliches Molkenwesen; sie lieferte Butter und Käse für die Tafeln der reichen Leute in der

Stadt. Durch Fleiß und Ordnung war die kleine Familie zu einem gewissen Wohlstande gekommen, der sich mit jedem Jahre mehr befestigte, und hierauf bauend, hatte sich Richard entschlossen, Adele als Gattin heimzuführen, die ihm von Fräulein Sabine Roland als eine brave, aber unglückliche Dame empfohlen war. So streng der Förster im Dienste, so gutmüthig war er auch, und während er Waldfrevler dem Gesetze überlieferte, unterstützte er reichlich die Familien der Eingekerkerten. Der Bankier Roland wußte, was er in seinem Förster besaß, und darum hatte er ihm auch unbeschränkte Machtvollkommenheit verliehen, die Richard nur zum Vortheile seines Herrn verwendete. Richard war nicht mehr ganz jung, er stand in dem kräftigsten Mannesalter. Die Abgeschiedenheit von der großen Welt und der Umgang mit einfachen Menschen hatte seinem Charakter eine Art Derbheit verliehen, die, gepaart mit Biedersinn und festen Rechtsanschauungen, ihn zu einem vortrefflichen Menschen machte. Der Hang zur Schwärmerei, ihm angeboren, beeinträchtigte die Festigkeit des Mannes nicht; Richard haßte Schlechtigkeit und Tücke, und richtete das redliche Streben seiner Mitmenschen, das er, wenn nöthig, nach Kräften unterstützte. Adelen's Erscheinen hatte seinem einfachen Leben eine andere Richtung gegeben; er lernte zum erstenmal eine schöne, gebildete und feinfühlende Frau kennen, die unter der Ungunst des Schicksals schwer zu leiden hatte. Anfangs zog ihn das Mitleid zu ihr hin, später trieb ihn die Liebe, der Unglücklichen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bald

gewann er die Ansicht, daß das eheliche Leben mit einer solchen Frau in der Einsamkeit des Waldes einen wunderbaren Reiz haben und das Glück eines braven Mannes gründen müsse. Wenn er einsam durch den stillen Forst schritt, hatte seine lebhaftere Einbildungskraft ihm Bilder vorgezaubert, die ihn mit Entzücken erfüllten. Wie oft hatte er im Geiste Adele als waltende Hausfrau gesehen, kosend mit den Kindern und sorgend für die alte Mutter . . . Dann wieder saß sie Abends, wenn der Wintersturm das Haus umtobte, am Klavier und sang heitere Lieder. Ein anderer Geist war eingezogen in das stille Forsthaus, ein Geist der Freude und des Glücks. Und, so träumte Richard weiter, wenn die alte Mutter einmal das Irdische segnet, dann hast Du eine treuliebende Gattin zur Seite, welche die durch den Tod gerissene Lücke weniger fühlbar erscheinen läßt. Dieser schöne Traum hatte nun keine Aussicht auf Erfüllung; Richard glaubte aus dem selbstgeschaffenen Himmel in seine trostlose Oede herabgesunken zu sein, die ihn für jedes fernere Wirken untauglich machte. Es war dies ein Kleinmuth, der oft den stärksten Charakter beschleicht und ihn für kurze Zeit völlig niederdrückt. Wir wiederholen es, daß der Förster jetzt die Verbindung mit Adelen für unmöglich hielt; er wollte annähernde Schritte weiter nicht versuchen, es verbot ihm dies die Ehre, die er nicht einen Augenblick vergaß; aber sein rechtschaffenes Herz war mit Haß gegen den Grafen erfüllt, der sich in seinem Uebermuthe eines doppelten Verbrechens schuldig gemacht. Und wie freundlich war er gegen ihn, den Förster, gewesen; wie hatte er

den tüchtigen Geschäftsmann gelobt und ihm eine schöne Aussicht eröffnet.

– Man will mich kirren! dachte Richard, höhnisch auf lachend. Die Mutter hat Recht, ich soll meine Ehre als Deckmantel hergeben für die betrogene Adele, die man unterbringen will, um sie der jungen Gräfin gegenüber unschädlich zu machen. Fräulein Sabine hat ein schlaues Auskunftsmittel ersonnen . . . freilich, ich bin ja ein armer Teufel, eine Kreatur der Vornehmen, die mit ihrem Gelde Alles vermögen zu können glauben . . .

Er jagte durch den Wald.

Bald erreichte er den Ort, der seine Thätigkeit in Anspruch nahm.

Das Holz wurde verkauft und auf bereit gehaltene Wagen geladen.

Gegen elf Uhr trat der Förster den Rückweg an; er hatte wiederum ein gutes Geschäft für seinen Herrn abgeschlossen und die Kasse desselben um eine beträchtliche Summe bereichert.

– Wem kommt das Geld zu Gute? fragte er sich. Vielleicht dem Schwiegersohn des Bankiers, dem abscheulichen Grafen, der Unglück anrichtet, wo er sich zeigt.

Mißmuthig ritt er weiter.

Der Weg zog sich die Grenze entlang und führte den Reiter an dem Plätzchen vorüber, an dem das Kreuz stand. Er sah einen Mann, der mit der Büchse nach dem Grabhügel zielte. Jetzt krachte der Schuß, das Kreuz stürzte zusammen. Der Schütze lachte laut auf.

– Getroffen! rief er.

Dann blieb er sinnend stehen.

– Seltsam! dachte der Förster. Der Graf von Ravenstein vernichtet das Kreuz . . .

Richard hatte den Grafen erkannt, der heute demselben eleganten Jagdanzug trug, in welchem er ihn bei dem ersten Begegnen gesehen.

– Ich will ihm ausweichen, murmelte er vor sich hin; meine Stimmung ist nicht danach, den unterwürfigen Diener zu spielen.

Er ließ das Pferd ausschreiten.

– Halt! rief der Graf mit gellender Stimme.

Richard stellte sich, als, ob er den Befehl nicht hörte.

– Halt! schrie noch einmal der Schütze.

Der Förster ritt weiter; die Stimme des verhaßten Grafen trieb ihn fort.

– Wenn Sie nicht hören, so schieße ich! Ein Lauf meiner Büchse ist noch geladen!

– Nun wird's bedenklich! flüsterte Richard.

Er wandte das Pferd und sah den Grafen an.

– Sie wollen auf mich schießen? fragte er streng.

– Jedenfalls.

– Warum?

– Weil Sie meinen Befehl nicht achten.

– Ich wüßte nicht, daß auf diesem Revier ein Fremder Befehle zu ertheilen hätte.

Der Graf trat rasch an den Graben, der die Straße von dem lichten Platze trennte.

– Kennt mich der Herr Förster nicht?

– Ich habe neulich die Ehre gehabt, den Herrn Grafen von Ravenstein, kennen zu lernen.

– Ah, Ihr Gedächtniß ist also gut. Und doch ritten Sie gleichgültig vorüber. Ich werde meinem Schwiegervater den Uebermuth seiner Beamten melden.

Richard trieb sein Pferd an, daß es den Rand des Grabens erreichte.

– Sie wollen, Herr Graf, auf mich schießen? fragte er kalt.

– Gewiß, mein Bester.

– Bin ich Ihnen im Wege?

– Tolle Frage!

– Vor Kurzem noch waren Sie herablassend gegen mich . . .

– War ich das?

– Mein Gedächtniß ist gut, Herr Graf.

– Ich kann auch heute herablassend mit Ihnen verkehren, wenn Sie sich meiner Milde würdig zeigen.

Der Graf lud den abgeschossenen Lauf seines eleganten Jagdgewehrs.

Richard fragte mit einem Anfluge von Hohn.

– Was kann ich thun, um Ihre Güte zu verdienen?

– O, ich fordere nur wenig, Herr Förster, sagte der Graf in einem völlig veränderten Tone. Ich bedauere, daß es zu einem Konflikte zwischen uns kommen mußte . . . Sie sind doch Förster Hoche?

– Ja, gnädiger Herr!

– Ganz recht, jetzt erkenne ich Ihre Züge! Die Sonne blendet mein Auge. Steigen Sie ab, Herr Förster, ich möchte Ihnen einige Fragen vorlegen.

Der Förster kam dem Wunsche nach.

Während dieser Zeit hatte der Graf den Graben überschritten.

– Wer hat jenes Kreuz errichtet? fragte er hastig.

– Herr Graf, diese Frage.

– Bitte, antworten Sie mir.

Richard drückte noch einmal seine Verwunderung aus.

– Sie müssen es doch wissen, Herr Förster. Ohne Ihre Genehmigung darf in dem Forste doch nichts vorgenommen werden, zumal wenn es so auffallend ist ... Was bedeutet das Kreuz auf dem Grabhügel?

– O, dachte Richard, diese Frage hat ihren guten Grund; man will mich ausforschen oder sonst einen Zweck erreichen. Vielleicht wird mir Aufklärung über gewisse Punkte ... ich werde auf das Examen eingehen.

Widerstrebte es auch der Offenheit seines Charakters, unter den obwaltenden Umständen hielt er es für seine Pflicht, Verstellung zu üben; er hatte ja den Grafen als einen gefährlichen Menschen erkannt.

– Herr Graf, fragte er lächelnd, sollten sie wirklich die geheimnißvolle Bedeutung jenes Kreuzes nicht kennen?

Der Edelmann stützte sich auf das Gewehr.

– Wie sollte ich sie kennen, der ich erst seit Kurzem hierher gekommen und den Forst meines Schwiegervaters nach und nach rekognoszire. Man kann nicht Alles an Einem Tage sehen.

– Warum, fragte Richard, haben Sie das Kreuz erschossen?

– Warum? Warum?

– Es bildete doch eine schöne Zierde jenes romantischen Plätzchens . . .

– Das wohl! rief der Graf wie zerstreut.

– Und deßhalb habe ich es mitunter gepflegt; ich hatte mir selbst vorgenommen, eine Bank dort zu errichten . . .

Der Graf nahm den Strohhut ab und strich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn.

– Nein, rief er, lassen Sie das!

– Wie Sie befehlen.

– Ich habe es nicht gern, daß Zeichen profanirt werden; die ihre wahre Weihe auf dem Gottesacker erhalten.

Ja, es ist eine Profanation, die mich so entrüstete, daß ich das Holz durch die Kugel zersplitterte. Mag immerhin ein Wilddieb dort begraben sein . . . oder sonst ein Mensch . . . das Kreuz, Herr Förster, findet den gebührenden Platz auf dem Gottesacker, auf geweihtem Boden. Halten Sie mich nicht für allzu skrupulös oder wohl gar für einen Frömmler . . .

– Nein, wahrhaftig nicht! versicherte Richard.

– Aber ich hege stets eine besondere Pietät für die Toten. Wollen Sie mir einen Dienst erzeigen, so beseitigen Sie die Holztrümmer und machen Sie den Hügel der Erde gleich. Im frischen, freien Walde soll nichts an den Tod erinnern; ist doch überall, wohin das Auge blickt, ein Werden, Blühen und Gedeihen, das die Brust mit Freudigkeit erfüllt. Der lustige Jäger will nur durch das verendende

Wild an den Tod erinnert sein. Ah, dort springt ein Eichhörnchen!

Der Graf legte an, zielte einige Augenblicke und drückte ab. Das lustige Thier stürzte von dem höchsten Zweige der Eiche, der sich über den Platz ausstreckte, auf den Rand des Grabhügels nieder.

– Das war ein Meisterschuß, Herr Graf!

Der Schütze starrte das regungslose Thier an.

– Ich glaube, ich habe den Kopf getroffen, wie ich gewollt ...

– Der Kopf ist zerschmettert!

– Und zwar durch eine Kugel; bah, ich schieße nur mit Kugeln.

Der Graf füllte sofort den abgeschossenen Lauf wieder.

– Noble Passionen! dachte Richard. Vornehme Leute sind launenhaft; dieser macht keine Ausnahme.

Er mußte sich im Stillen gestehen, daß diese vornehme Blasirtheit einen gewissen Reiz hatte, der für Frauen gefährlich werden konnte. Ihm, dem Förster, kam sie lächerlich vor.

– Sind Sie allein im Walde, Herr Graf?

– Bis jetzt, ja!

– Wen erwarten Sie?

– Einen Freund, einen Jagdgenossen.

– Mir ist Niemand begegnet.

– Man kennt das; Freunde lassen oft lange auf sich warten.

Der Graf warf die geladene Büchse über die Schulter.

– Herr Förster!

– Sie befehlen?

– Begleiten Sie mich eine Strecke Wegs.

Richard sah nach der Uhr.

– Ein Viertel nach elf Uhr! murmelte er.

– Noch nicht später! fuhr der Graf aus.

– Nein!

– Mein Gott, will dieser Vormittag kein Ende nehmen?

– Mir vergeht die Zeit zu rasch. Ich werde Sie ein Viertelstündchen begleiten . . .

– Gut.

– Welche Richtung wählen Sie?

– Führen Sie mich auf dem Fußwege an die Grenze des Forstes, der zu meiner Villa gehört . . . Auf dem kürzesten Wege, denn das Gehen strengt an . . . Ich werde es Ihnen später danken, Herr Förster.

Beide gingen weiter.

Richard, der sein Pferd am Zügel führte, beobachtete verstohlen den schönen, eleganten Mann, der offenbar mehr als Eine Sünde auf dem Gewissen hatte. Das seltsame Benehmen hielt er für Maske, den Besuch im Wald für einen Vorwand . . .

– Herr Förster, begann plötzlich der Graf, Sie wollen mir von dem Kreuze erzählen.

– Es ist wahr.

– So beginnen.

– Sie Ich kann Ihnen nur Beobachtungen mitteilen.

– Mir ist Alles willkommen, wenn es nur unterhält.

– Das Kreuz stand eines Morgens da wie hingezaubert.

– Ahi, rief der Graf, die Geschichte beginnt romantisch!

– An einen Frevel oder eine böse Absicht konnte ich um so weniger glauben, als das Symbol des Glaubens und Hoffens die fromme Denkart dessen verrieth, der es errichtet. Ich kam oft an dem Kreuze vorüber, ohne eine Spur von dem Gründer desselben zu entdecken. Einst gegen Abend führte mich der Weg an jener Stelle vorüber ... da sah ich eine schwarz gekleidete Dame, die das Kreuz mit einem frischen Eichenkranze schmückte.

Der Graf blieb stehen.

– Eine Dame? fragte er verwundert.

– Ja, gnädiger Herr.

– Schwarz gekleidet?

– Es war ersichtlich, daß sie trauerte.

– Ah, um den im Grabe Ruhenden.

– Ich weiß es nicht; aber hätte nicht die durchaus tief-schwarze Toilette auf Trauer schließen lassen, so würden die Thränen und das unter Schluchzen gesprochene Gebet mir Gewißheit gegeben haben. Gerührt betrachtete ich die Scene, die mild von der Abendsonne beleuchtet wurde.

– Bei dieser Beleuchtung mußten Sie die Züge der Betenden bemerken können.

– Genau, sehr genau.

– Und waren sie schön?

– Wie die eines Engels.

– Herr Förster, ich beneide Sie um diesen Anblick.

Richard bemerkte lächelnd:

– Sie, gnädiger Herr, beneiden mich, der Sie das Glück haben, eine junge reizende Gattin zu besitzen!

Der Graf lachte.

– Es ist wahr, meine Gabriele ist eine Perle an Schönheit und Liebreiz, sie macht mich unendlich glücklich; aber dieses Glück verschließt mir das Auge für romantische Szenen nicht.

– Elender! dachte der Förster.

– Schöne Frauen sind mir interessant, zumal wenn ich sie einsam im Walde antreffe. Das liegt mir im Blute, und mein Schönheitssinn ist klassisch bekannt. Haben Sie die trauernde Schöne angeredet?

– O, wie konnte ich das wagen!

– Warum nicht? Warum nicht?

– Die Trauer legte mir hohe Achtung auf.

– Sie müssen doch von Allem unterrichtet sein, was in Ihrem Reviere vorgeht.

– Ohne Zweifel.

– Und hinter dieser Romantik konnte ein Verbrechen verborgen liegen.

– Befürchtungen dieser Art stiegen in mir nicht auf; ich sah in der schwarzen Dame eine Dulderin, eine vom Schicksal schwer heimgesuchte Frau, die ich des innigsten Mitleids werth erachtete. Ihre Andacht zu unterbrechen hielt ich für Frevel; ich zitterte selbst, daß ein Zufall die Weinende aufschrecken würde, die im Uebermaße des Schmerzes das Kreuz umschlang und die Blumen auf dem Grabhügel küßte. Nach kurzer Zeit erhob sie sich und verschwand im Walde.

– Wie eine Geistererscheinung.

– Herr Graf, ich gestehe, daß mir seltsam um's Herz war.

– Läßt sich denken, Freund. Sie sind der Dame doch nachgeeilt?

– Als ich zu diesem Entschlusse gekommen war, um ihr meine Dienste anzubieten, war sie verschwunden. Ich fand keine Spur, die mich zu ihr leiten oder auch nur schwach den Weg andeuten konnte, den die unglückliche Schöne genommen.

– Mein Bester, Sie hätten nicht so lange warten müssen; der Mann, der bei den Frauen Erfolge haben will, darf nicht zagen und harren, er muß energisch auf sein Ziel lossteuern und alle Hindernisse wegräumen. Die Frauen lieben bei den Männern weibische Charaktere nicht, sie fordern Entschlossenheit, Keckheit, selbst Verwegenheit. Doch weiter . . . haben Sie die Leidtragende wiedergesehen?

– Jawohl. Ich habe sie sogar auch gesprochen.

– Das söhnt mich mit Ihnen wieder aus, bemerkte lachend der Graf.

– Die arme Frau beweinte den Vater ihres Kindes, der dort, wo sich das Grab befindet, in einem Duelle gefallen sein sollte.

– Oh! Oh!

– An dem Jahrestage des schrecklichen Ereignisses hing sie einen Eichenkranz an das Kreuz, das die Arme selbst errichtet hatte. Sie können wohl ermessen, gnädiger Herr, daß ich das Erinnerungsmal nicht nur duldete,

daß ich es auch aus Rücksicht auf die Leidtragende pflegte. Adele Kron wußte es mir Dank ... sie hat mir offen ihre Leidensgeschichte erzählt.

Der Graf blieb stehen und starrte den Erzähler an.

– Adele Kron? wiederholte er.

– So heißt die Betrogene, der man vorgespiegelt, daß ihr Verführer gestorben sei, während er doch lebte und sich mit einer reichen Dame verheirathet hatte.

Der Ernst des Edelmanns verwandelte sich plötzlich in die heiterste Laune.

– Und wo wohnt die betrogene Schöne? fragte er.

Richard beschrieb das Haus so harmlos, als ob er durchaus keinen Verdacht hegte.

– Sie haben mir, Herr Förster, einen reizenden Roman erzählt! rief der Graf. Ja, die Romane spielen eine große Rolle in aristokratischen Kreisen, und es ist dies auch nöthig, um die Langeweile zu vertreiben.

Der Förster konnte die Worte nicht unterdrücken:

– Vernichtet man das Glück einer Dame aus Langeweile?

– Werden Sie nicht sentimental, mein Bester die Sentimentalität ist eine abscheuliche Krankheit, die das männliche Geschlecht decimirt. Ah, ich sehe, daß sie mich begreifen ... Es ist dies für den Förster meines Schwiegervaters gut ... Sie verstehen mich doch? Sie verstehen mich doch? Ich werde dankbar sein, wenn Sie mich unterstützen ... Jeder Mensch hat in seinem Leben kleine Geheimnisse, die nie an das Tageslicht zu kommen brauchen ... Also dort am Walde wohnt die verlassene

Geliebte des Grafen von Ravenstein? Und der Graf ist verheirathet ... Beruhigen Sie Adelen, Herr Förster ... Die Gräfin darf nicht erfahren, daß der Gemahl in einen Liebesroman verwickelt ist ... Wäre Gabriele nicht so sentimental, flössen nur einige Tropfen aristokratischen Blutes in ihren Adern, sie würde lächeln anstatt zu weinen. Darum muß man sie schonen. Verbinden Sie sich mit ihr zur Beseitigung der unangenehmen Sache ... Adele ist schön und geistreich, das Muster einer Frau ... jetzt ist sie Wittwe des Grafen von Ravenstein ... sie hat ein schönes Vermögen geerbt ... zwanzig- oder dreißigtausend Thaler ... Ordnen Sie die Angelegenheit als kluger Mann ... Sie verstehen mich doch? Ich mache Sie zum Oberförster, sobald Sie verheirathet sind ... O, wie freue ich mich, daß ich Sie kennen gelernt habe! Sie kennen meine Absicht, handeln Sie danach ... Dort kommt mein Jagdgenosse ... wir ziehen uns auf mein Revier zurück!

Der Graf eilte einem Manne entgegen, der in kurzer Entfernung aus dem Gebüsch getreten war. Richard zitterte am ganzen Körper.

– Dieser Mensch, dachte er, verdient, daß ich ihm eine Kugel nachschicke! Ist es denn möglich, daß ein Mann Gesinnungen so niederer Art hegen kann? Geld und immer Geld ... Nun darf ich nicht mehr zweifeln: man hat mich zum Deckmantel ausersehen! Wie anders war der Graf heute, wie unumwunden rückte er mit der Sprache heraus! Und ich habe die entehrenden Zumuthungen ruhig angehört, bin nicht vor Scham in die Erde gesunken ... Nein, es ist gut, daß ich meine Fassung bewahrt habe!

Roué, elender Roué, Du wirst mich weder durch Schmeichelworte verlocken, noch durch Drohungen einschüchtern ... Sehen wir zu, wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Lieber will ich mit Ehren arm sein, als mit Schanden in Ueberfluß schwelgen.

Er schwang sich in den Sattel und ritt den Weg zurück. Gleich darauf hörte er einen Schuß in dem Nachbar-Revier.

– Der biedere Graf vergnügt sich am Jagen! rief mit Bitterkeit lachend der Förster. Er denkt weder an den Jammer Adelen's noch fürchtet er die schreckliche Aufklärung, die seiner Gattin werden kann. Das ist aristokratischer Leichtsinn, edelmännische Nonchalance ... bei dem bürgerlichen Manne würde es die Welt Verworfenheit nennen.

Ein zweiter und dritter Schuß folgte. Es ließ sich unterscheiden, daß die Jäger tiefer in den Forst eindringen. Richard dachte an die Mutter, die seiner mit Ungeduld warten mußte, da die bestimmte Zeit der Rückkehr schon vorüber war. Er trieb das Pferd zum raschen Trabe an, so daß er bald den Hauptweg erreichte. Vor ihm fuhr eine elegante Equipage, der er in kurzer Entfernung folgte, denn eine Ahnung sagte ihm, daß Fräulein Sabine Roland sich nach dem Forsthouse begeben könne. Er hatte sich indeß getäuscht. Der Wagen hielt plötzlich. Eine weißgekleidete junge Dame stieg aus, die, nachdem sie dem Kutscher einen Befehl ertheilt, rasch weiter ging.

Der Förster ritt langsam an dem Wagen vor über.

– Mein Herr! rief die Dame.

Es war Gabriele.

Richard war wie geblendet von der Schönheit der jungen Frau.

– Ich stehe Ihnen zu Diensten! rief er.

Gewandt sprang er vom Pferde.

– Sie sind Forstbeamter, mein Herr?

– Ich bin der Revierförster des Herrn Roland.

– Meines Vaters.

Richard zog ehrerbietig den Hut.

– Befehlen Sie über mich, gnädige Frau.

– Wo ist das Kreuz im Walde?

– Dort!

– Wo? Wo?

– Wir erblicken es, wenn wir noch fünfzig Schritte weiter gehen.

– So führen Sie mich, ich bitte!

Der Förster erfüllte die Bitte; respektvoll ließ er die Dame zu seiner Rechten gehen. Gabriele war ängstlich erregt, sie seufzte von Zeit zu Zeit und spähetete durch die Büsche, die bis jetzt noch den kleinen Platz bedeckten.

– Entsetzlich, unerhört! dachte Richard, der das reizende Wesen verstohlen betrachtete. Wie glücklich könnte ein edeldenkender Mann in dem Besitze dieser Frau sein . . . sie ist jung, schön und reich! Es läßt sich nicht verkennen, daß sie leidet, daß sie besorgt den Gemahl sucht, der lustig dem Wilde nachspürt. Vielleicht hat sie schon eine Ahnung von der Treulosigkeit des elenden Grafen.

Beide waren bei der Lichtung angekommen.

Gabriele starrte athemlos nach dem Grabe.

– Das Kreuz ist vernichtet! flüsterte sie.

– Der Herr Graf von Ravenstein selbst hat den morschen Stamm durch einen Schuß zersplittert.

– Mein Gemahl?

– War vor Kurzem selbst hier.

– Und Sie haben ihn gesehen?

– Auch gesprochen, gnädige Frau.

Man hörte aus weiter Entfernung einen Schuß.

– Dort jagt der Herr Graf, dem ich den kürzesten Weg nach seinem Reviere zeigen mußte.

Gabriele betrachtete sinnend das zerstörte Kreuz; sie schien ruhiger geworden zu sein.

– Herr Förster, Sie müssen die Bedeutung dieses seltsamen Denkmals kennen.

Richard verbarg die Verlegenheit, die ihm diese Frage bereitete; er hatte sie gefürchtet und war daran vorbereitet.

– Nicht so ganz, gnädige Frau!

– Das nimmt mich Wunder. Ist es denn ein Geheimniß?

– Zum Theil wenigstens.

– Sagen Sie mir, ich bitte, was Sie davon wissen.

– Vor Zeiten wurde hier ein Duell ausgefochten zwischen zwei jungen Männern . . .

– Ah, ein Duell! rief Gabriele aufathmend.

– Es soll für den einen der Duellanten übel ausgegangen sein; wie man erzählt, ist er hier gestorben.

– Auch begraben?

– Davon habe ich nichts gehört.

– Wer aber hat das Kreuz errichtet?

– Wahrscheinlich doch der Duellant, der seinen Gegner getödtet hat. Ich habe ihn nie gesehen, obgleich er von Zeit zu Zeit hier gewesen sein muß, da der Hügel und das Kreuz gepflegt wurden.

Gabriele ließ sich noch einmal wiederholen, daß der Graf das Kreuz vernichtet habe.

– Jeden Andern, versicherte Richard, würde ich als Forstfrevler behandelt und zur Rechenschaft gezogen haben. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau; der Herr Graf, den ein Freund begleitet, jagt wohlgemuth in seinem Forste. Sie treffen ihn vielleicht, wenn Sie zur Rückfahrt jenen Weg wählen, der den ganzen Wald durchschneidet.

Der Wagen war indeß langsam nachgekommen. Richard war der Dame beim Einsteigen behülflich, da ein Diener sie nicht begleitete. Nachdem er dem Kutscher den Weg bezeichnet hatte, schwang er sich in den Sattel und jagte dem Forsthause zu, das er eine Viertelstunde später erreichte. Der Knecht, der wartete, führte das schweißbedeckte Pferd in den Stall. Bei Tische erzählte Richard Alles, was ihm im Laufe des Vormittags begegnet.

– Ich muß meiner Brust Luft machen, Mutter! rief er. Hättest Du die junge Gräfin gesehen, wie ängstlich sie suchte, Du müßtest mit mir die Ansicht theilen, daß sie schon Verdacht schöpft. Ich habe ihr die Bedeutung des Kreuzes in unverfänglicher Weise erzählt . . . Nein, Mutter, zum Verräther hätte ich nicht werden können, obgleich der Groll gegen den schlechten Grafen mir fast

das Herz abdrückt. Mutter, wie reizend schön ist die junge Frau, wie gut scheint sie zu sein ... Und jetzt schon, nach einem kurzen Ehestande, wird sie so unglücklich!

Frau Hoche entgegnete eifrig:

– Da hast Du den Beweis für meine Behauptung: man lasse sich von einer schönen Larve und von schmachtenden Augen nicht verblenden, sondern prüfe, wähle und forsche zuvor, ehe man die Hand zum Bunde für das ganze Leben reicht. Der Grafentitel, die schöne Gestalt und die glatte Zunge des Bewerbers mögen die Tochter Rolands wohl berückt haben ... Vielleicht auch hat Fräulein Sabine die Heirath mit fertig machen helfen, da sie jetzt sich abmüht, die betrogene Adele unter die Haube zu bringen. Richard, folge meinem Rathe: gib die Fremde auf und lebe wie Du sonst gelebt hast ... Deinem Dienste und Deiner Erholung. Ich möchte nicht, daß Du Dich irgend wie an dieser Geschichte betheiligtest, die voraussichtlich ein schlechtes Ende nehmen muß. Ueber den Charakter des Grafen können wir nicht mehr im Unklaren sein, er ist ein leichtsinniger, wohl gar ein boshafter Patron. Meide also das Haus jenseits des Waldes und denke an Dich und Deine alte Mutter.

Der Sohn pflichtete ihr aus voller Ueberzeugung bei.

– Das soll geschehen, Mutter! rief er aus. Die Anträge, die der Graf mir gestellt, will ich vergessen und bedenken, mit wem ich zu thun habe.

Richard hielt Wort; er kam jeden Abend zeitig heim und mied das Haus Adelen's, um sich die Ausführung des gefaßten Entschlusses zu erleichtern.

Eines Morgens hielt eine Equipage in dem Hofe.

– Richard! rief die Mutter, die am Fenster stand.

Der Förster saß am Schreibtische.

– Was gibt es, Mutter?

– Fräulein Roland ist angekommen.

– Empfange sie und führe sie in die große Stube; wir wollen sie behandeln, als ob nichts vorgefallen sei.

Frau Hoche ging, nachdem sie vor dem Spiegel ihre Haube geordnet hatte.

Der Förster legte die Feder nieder.

– Soll ich denn nicht Ruhe finden? rief er mit Bitterkeit.

Er trat an das Fenster und sah, wie die auffallend geputzte Sabine der alten Frau die Hand reichte.

– Wo ist Ihr Sohn, Mutter Hoche?

– Er ordnet die Bücher und die Kasse. Heute treffen Sie ihn an, Fräulein.

– Das ist mir seinetwegen lieb.

– Mein Gott, es ist doch nichts vorgefallen?

– Nichts, das auch nur unangenehm wäre. Ich komme vielleicht als eine Botin des Glücks.

– So seien Sie mir doppelt willkommen, Fräulein!

Beide verschwanden in dem Hause. Der Kutscher begann langsam eine Fahrt um die Försterei, da die schlanken, muthigen Rosse nicht still stehen wollten.

Richard rieb sich die Stirn, indem er murmelte:

– Ich bin zwar nicht in der Stimmung, über Heiraths geschichten zu verhandeln, aber ich werde doch die Dame anhören.

Fünf Minuten später trat die Mutter ein; sie berichtete, was Sabine ihr gesagt hatte.

– Geh', mein Sohn, höre die alte Jungfer ruhig an und gib ihr ohne Umstände Deine Absicht zu erkennen. Du wirst schon eine passende Form finden, um sie nicht zu beleidigen. Die Person ist glatt und geschmeidig wie ein Aal; laß Dich durch ihre Freundlichkeit nicht verblenden.

Der Förster trat ruhig grüßend in das helle freundliche Gemach. Sabine, die auf dem grünen Sopha saß, erhob sich nicht; sie streckte dem Eintretenden die weiß gantirte Hand entgegen.

– Guten Morgen, lieber Herr Förster.

– Danke, Fräulein.

Er drückte leicht ihre kleine, niedliche Hand.

– Habe ich Sie in der Arbeit gestört?

– Fräulein Roland stört mich nie; sie ist stets in dem Hause ihres Dienstmanns willkommen.

Sabine schwang den lichtblauen mit weißen Federn besetzten Fächer.

– Müssen Sie denn immer des Verhältnisses erwähnen, in dem Sie zu mir stehen?

– Ich weiß meine Stellung zu würdigen, Fräulein!

– Eine Stellung, die ich Ihnen so angenehm als möglich machen möchte.

– Sie haben schon so viel für mich gethan . . .

– Setzen Sie sich zu mir, wir wollen wie befreundete Personen plaudern . . . Apropos, Sie haben doch meinen Brief empfangen?

– Ja, Fräulein.

Sabine sah den Förster lächelnd an.

– Ich erkläre mir Ihre Verstimmung, armer Mann! Verlieren Sie den Muth nicht, die Sache ist nicht so gefährlich, als sie aussieht. Sie sehen, daß ich mich mit Ihnen beschäftigt habe, daß ich Alles weiß und stets zur Hülfe bereit bin, wenn sich eine Gefahr zeigt. Es mag Ihnen wohl mein fortgesetztes Bemühen, Ihnen in einer zarten Angelegenheit nützlich zu sein, seltsam erscheinen . . . Ich gebe Ihnen zur Erklärung einige Notizen, die ich längst hätte geben sollen. Mir fehlte Zeit und Gelegenheit dazu. Nun, es liegt noch keine Gefahr im Verzuge, so weit ich nämlich den Stand der Dinge übersehen kann. Adele, meine Freundin und Schutzbefohlene, ist ein Wesen ganz eigener Art, und darum will sie eigen behandelt sein. Wer ihr Schicksal kennt, wundert sich darüber nicht; sie ist mißtrauisch geworden, selbst gegen mich, die ich doch ihre einzige wahre Freundin bin. Dies Alles beeinträchtigt jedoch ihre Liebenswürdigkeit nicht, die sich dann in dem hellsten Lichte zeigen wird, wenn meine arme Freundin sich davon überzeugt hat, daß es noch Herzen gibt, die sie mit aufrichtiger Liebe umfassen. Sie gehören zu diesen Herzen, Herr Förster; ich habe es längst bemerkt. Es war demnach nichts natürlicher, als daß ich mich mit Ihnen zum Glücke Adelen's verband, zumal da ich erkannte, daß auch die Freundin Sie hoch schätzte.

– Verzeihung, wandte der Förster ein, Ihre Freundin hegte einfach das Gefühl der Dankbarkeit für mich, da ich ihr, nach ihrer Meinung, wichtige Dienste leistete.

Ein feines Lächeln umspielte den Mund Sabinen's.

– Die Dankbarkeit, mein bester Freund, ist schon der erste Grad von Liebe.

– Nicht immer!

– Wenigstens bei Personen, die überhaupt für Liebe empfänglich sind.

Sabine hob drohend den Zeigefinger der rechten Hand empor, indem sie hinzufügte:

– Mein Scharfblick läßt sich nicht täuschen!

– Ich will gern bekennen, daß Adele mein höchstes Interesse erregt hat.

– Darum ermuthigte ich Sie.

Der Förster verneigte sich dankend.

– Adele, fuhr Sabine fort, würde Ihren Schutz nicht angenommen haben, wenn Sie ihr ein gleichgültiger Mann gewesen wäre. Wie ich der Mißtrauischen auf die Frage über ihre Person geantwortet habe, brauche ich wohl nicht zu erörtern.

– O, ich bin von Ihrem Wohlwollen überzeugt!

Sabine fächelte nachlässig ihr zartes bleicher Gesicht.

– Ich mußte das Schicksal der Freundin zum Abschlusse bringen, und dies konnte nur durch die Liebe geschehen, durch dieselbe Macht die sie so tief daniedergeschmettert hatte. Dann erst findet das arme Herz Ruhe, dann erst sagt sich die schwache Frau: Du hast eine Stütze an dem starken Manne gefunden, Du hast eine Heimath, eine Stätte, auf der Dir Segen und Glück erblühen kann. Ich spreche die Freundin nicht frei von Sentimentalität; aber gerade diese Sentimentalität vollendet die Liebenswürdigkeit, die alle Welt an ihr schätzt. Wäre ich

ein Mann, ich müßte mir, und sollte es das Leben kosten, die Gunst Adelen's erringen!

Richard suchte gewaltsam den Seufzer zu unterdrücken, der sich seiner Brust entwinden wollte.

– Die feine Bildung Adelen's, fuhr die schlaue Sabine fort, die körperliche Schönheit und die Herzensgüte stempeln sie zu einem Muster von Weibe. Ich wage nicht zu viel, wenn ich behaupte: die Schwächen Adelen's gleichen nur kaum vernehmbaren Schatten gegenüber der Sonne ihrer Vorzüge. In der Tiefe ihres Gemüths liegen Schätze, die sorgfältig gehoben werden müssen, wenn sie nicht zerschellen sollen ... ihre zarte Natur würde vergehen, wollte man Gewalt anwenden. Ich sage nichts mehr über das sympatische Band, das mich an die Freundin fesselt, denn will ich nicht ihre Lobrednerin sein, will den Schein meiden, als ob ich zu überreden suchte. Ach ja, ich fühle es wohl, daß ich eine eigenthümliche Stellung einnehme ... entschuldigen Sie meinen Feuereifer mit der Freundschaft, die ich für Adelen hege. Gehe ich zu weit, nun so mag es mir der Himmel verzeihen und die Freundschaft selbst. Ich muß die Arme vor Schwermuth bewahren, vor jener schrecklichen Krankheit, die den Geist umflort und den Körper zerstört. Sie allein, Herr Förster, können der Arzt sein, der mir hülfreich zur Seite steht. Diese Erklärung war ich Ihnen schuldig.

Die verwachsene Dame hielt das feine, duftende Battisttuch, das werthvolle Spitzen schmückten, einige Augenblicke an den Mund; sie schien eine schmerzliche Erregung vorübergehen lassen zu wollen.

Nicht aus Schlaueit, sondern weil es sein gerader Charakter erforderte, schwieg der Förster; er wollte Alles hören, um endgültig entscheiden zu können. Sabine mochte dies Schweigen zu ihren Gunsten deuten.

– Sie haben, meiner Anweisung gemäß, sich um Adelen's Hand beworben . . .

– Wie, fragte erstaunt der Förster, Sie wissen es?

– Wundern Sie sich nicht; ich erfahre Alles, ich weiß Alles.

– In diesem Falle will ich nicht leugnen.

– Und Adele hat Sie auf zarte Weise abgewiesen.

– Zu meiner höchsten Verwunderung.

– Wundern Sie sich nicht, lieber Freund!

– Auch muß ich gestehen, daß mich ein schmerzliches Gefühl übermannte, als ich die obwaltenden Verhältnisse in's Auge faßte.

Sabine stutzte.

– Das ist ein harter Vorwurf für meine Freundin.

– Fassen Sie meine Aeußerung nicht so auf.

– Es ist wahr, es ist auch ein Vorwurf für mich, die ich die Rolle der Vermittlerin übernommen habe.

Sie warf einen stechenden Blick auf den Förster, der sinnend zu Boden sah. Hätte er diesen Blick bemerkt, er würde zurückgeschreckt sein. Sabinen's Gesichtsausdruck änderte sich sofort wieder, als sie mild sagte:

– Ich verzeihe ihnen gern, mein bester Freund, denn ich begreife, ruhig überlegend, wohl, daß Ihr Stolz

als Mann verletzt sein muß. Wer immer auch die Dame sein möge, die einen gutgemeinten ehrenvollen Antrag zurückweist . . . den Betroffenen muß es ungemein schmerzlich berühren. Bin ich selbst auch nie in der Lage gewesen, so sagt es mir doch der Verstand, das Gefühl . . . Ich beklage nicht Sie, Herr Förster; ich beklage Adelen, die sich von einem neuen Wahne hat umstricken lassen. Sehen Sie, da muß ich wiederum als Vermittlerin auftreten, und gut machen, was die Sentimentalität Böses angerichtet hat.

Als der Förster aufblickte, sah er in ein ruhig lächelndes Gesicht.

– Vertrauen Sie mir, bat sie schmeichelnd; ich weiß die Freundin zu behandeln, wie ich sie zu schätzen weiß. Nicht wahr, Sie vertrauen mir?

– Gewiß, Fräulein!

– Gut, recht gut. Sie werden Vortheil davon haben.

– Hätte ich es andernfalls gewagt, mich an Adelen zu wenden?

– Reichen Sie mir die Hand.

Richard streckte seine Hand zögernd aus.

– Fräulein Roland ist eine gütige Herrin! rief er.

– Ich werde zeigen, daß ich auch Ihre Freundin bin.

– Sie, haben viel für die Verbesserung meiner Lage gethan, und meine gute Mutter . . .

– Still, still!

– Sie ist Ihnen mit mir dankbar!

– Beweisen Sie jetzt Ihre Dankbarkeit.

– Was kann ich thun?

– Daß Sie mein Vertrauen annehmen.

– Ich begreife nicht, wie es möglich ist . . .

Sabine begann zu weinen.

– Ach, ich bin sehr unglücklich!

Sie bedeckte das Gesicht mit dem Tuche.

Der Förster fühlte eine Anwandlung von Mitleid.

– Gott im Himmel, rief er, was ist denn geschehen!

– Gönnen Sie mir einige Augenblicke Ruhe! bat sie mit zitternder Stimme. Die Erinnerung an unser Familien-Unglück . . .

Sabine brach in leises Schluchzen aus.

– Auch Ihre Familie ist betroffen, die Familie meines Herrn?

Sie nickte weinend mit dem Kopfe.

– Ich stehe auf Ihrer Seite, Fräulein; ich werde thun, was ich vermag! O, ich errathe schon, wohinaus Sie wollen, und das Familien-Unglück, von Dem Sie sprechen, ist mir nicht unbekannt . . .

Der Zorn erstickte die Worte des braven Försters, der annahm, daß das Fräulein die Perfidie des Grafen kannte.

Sabine sah ängstlich um sich.

– Hört uns Jemand?

– Nein; die Mutter ist in der Küche beschäftigt.

– Da ich die Theilnahme der guten Frau kenne, möchte ich ihr den Schmerz über unsern Familienjammer ersparen.

Richard zögerte nun nicht, um die vertraulichen Mittheilungen zu bitten; er gelobte, ohne daß er dazu aufgefordert, Verschwiegenheit. Sabine hatte sich gefaßt.

– Hören Sie mich an! bat sie leise. Die Tochter meines Bruders ist mit dem Grafen von Ravenstein verheirathet.

– Ich weiß es.

– Man glaubte, daß wahre Liebe die Verbindung geschlossen habe; da machten wir zu spät die Entdeckung, daß Gabriele das Opfer einer Spekulation geworden. Der Graf hat nur das Vermögen im Auge gehabt, die junge liebenswürdige Frau, die er jetzt schon vernachlässigt, ist ihm von jeher Nebensache gewesen. Aber Gabriele ist nicht das einzige Opfer dieses Roué . . . er hat auch die arme Adele betrogen, die sich als seine Wittwe betrachtet. Wir haben über diesen Punkt schon gesprochen . . . Gabriele hängt in unbegrenzter Leidenschaft an ihrem Gemahl . . . Das Unglück wäre gräßlich, wenn sie erführe . . .

Sabine schauderte zusammen.

– Der Leichtsinn des Grafen geht so weit, fuhr sie fort, daß er Adelen seine Verheirathung verschweigt und in ihr Hoffnungen nährt, die niemals in Erfüllung gehen können. So betrügt er zwei arme Geschöpfe . . . seine Frau und Adelen.

Die Schwester des reichen Bankiers Roland weinte.

– Was kann ich nun thun? fragte Richard nach einer Pause.

– Geben Sie Adelen Winke, denen später volle Aufklärung folgen mag.

Der Förster stutzte.

– Ich, mein Fräulein?

– Sie erzeigen mir und Adelen einen großen Dienst.

– Würde es der Freundin nicht besser anstehen, wenn sie einen so delicaten Punkt berührt ... Ich, der Mann, kann doch unmöglich darüber sprechen ...

– Nein, mir würde Adele nicht glauben; sie würde mich der Täuschung beschuldigen, wie damals, als ich ihr den Tod des Grafen mittheilte, der mir von zuverlässiger Seite verbürgt wurde. Der Graf aber lebte, er machte die Bekanntschaft meiner Nichte und betrieb die Heirath mit ihr so rasch, daß meine Intervention, als ich sie erfuhr, zu spät kam. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Ich allein bin nun im Besitze des schrecklichen Geheimnisses; daheim muß ich sorgen, daß die Meinigen in Unkenntniß bleiben, und hier macht mir Adele schwere Sorgen ... Unterziehen Sie sich, Herr Förster, dieser Mission ... ich kann im Voraus versichern, daß Ihnen ein schöner Lohn dafür wird. Adele wird bestürzt sein; Sie aber können sie aufrichten. Sie sind der verständig denkende Mann, der Vorurtheile nicht kennt ... Adele bleibt dieselbe, die sie vor vierzehn Tagen war; nur ihre Gesinnung dem Grafen gegenüber wird sich ändern ... die Arme konnte sich Ihnen noch nicht rückhaltslos erschließen, sie litt noch unter der Macht der ersten Liebe und jetzt schwelgt sie in den Freuden des Wiedersehens ... Ich bin erschöpft, ich kann Ihnen nichts mehr sagen ... Aber die Situation wird Ihnen klar sein. Mein Gott, kann ich denn den Gemahl meiner Nichte anklagen, anklagen bei der Freundin, deren Glück mir eben so theuer ist als das Gabrielen's? Sie, Herr Förster, zerstören zwar durch Ihr Dazwischentreten; Sie können aber

auch sofort wieder aufbauen und Adelen zu einem ruhigen Glücke führen. Sie wird dann den treulosen Grafen vergessen, sie wird ihm verzeihen und ihn meiden ... Auf diese Weise gründen Sie das Glück Gabrielen's, die dem Tode verfällt, wenn sie die Perfidie des Gemahls erfährt. An uns wird es dann sein, den Grafen auf den Weg der Pflichten zurückzuführen ... Es wird dies gelingen, wenn der Leichtsinrige Adelen nicht mehr sieht, die er vor seiner Verheirathung lieben gelernt hatte. Glauben Sie es nur, Adele hat ihn ganz gefesselt ... Seit er sie wieder gesehen, ist er völlig umgewandelt ... Ich habe Ihnen nun unser Familien-Elend geschildert ... handeln Sie als Freund vom Hause und verpflichten Sie sich Herrn Roland und mich zum höchsten Danke.

Sabine sank in die Kissen des Sopha's zurück und stützte das Haupt auf die Hand; sie athmete kurz und schwer, als ob der Schmerz sich ihrer völlig bemeistert habe.

Die Dame konnte doch wohl nicht so schuldig sein, als es früher den Anschein hatte. Richard fing an, sie zu bemitleiden. Die Schilderung der Verhältnisse war so klar, so überzeugend, sie war selbst so einfach, daß sie Zweifel kaum noch zuließ. Mehr aber als dies wirkte das Vertrauen auf den Förster, das die vornehme Dame in ihn setzte. Er sollte der Familie seines Dienstherrn ein Vermittler in der traurigsten Angelegenheit sein, die über das Haupt der einzigen Tochter hereingebrochen. Und Sabine hatte Recht: auf die angegebene Weise konnte ein Ausgleich stattfinden, der beide Theile befriedigte.

– Ich werde den Auftrag vollziehen! sagte Richard entschlossen.

– Das lohne Ihnen Gott! rief Sabine.

– Der Graf handelt nicht gut.

– Darum muß Adele ihn meiden, daß sie ruhig werde und über ihr ferneres Leben disponiren könne.

Die Dame reichte dem Förster bewegt ihre Hand.

Die Unterhaltung war zu Ende.

Frau Hoche kam und kündigte an, daß ein Frühstück, so gut es sich in der Eile habe beschaffen lassen, servirt sei.

– Wo, Mutter?

– In der Laube.

Sabine ließ sich dorthin führen.

Ein schneeweißes Damasttuch bedeckte den Tisch in der schattigen Laube. Das Frühstück bestand aus Kaffee, Honig und Weißbrod. Alles war frisch und duftig.

– Entzückend! rief die kleine Dame. Ich beneide Sie um das Landleben!

Frau Hoche, die bediente, meinte lächelnd:

– Ihre Villa ist dem schlichten Forsthause doch vorzuziehen.

– Wir haben diese Villa räumen müssen. Mein Bruder hat sie der Tochter geschenkt, die dort mit ihrem Gatten die Flitterwochen verlebt. Sie haben ohne Zweifel von der Heirath gehört ...

– Gewiß, Fräulein Roland; man beneidet allgemein den Herrn Grafen um die lebenswürdige Frau. Bitte,

nehmen Sie von dem frischen Honig. Mein Sohn selbst hat ihn gewonnen.

Sabine hatte davon gekostet.

– Sie sind beneidenswerth! flüsterte sie melancholisch. Unter dem Dache jenes schlichten Hauses wohnt das wahre Glück . . . der Schimmer, der die reichen Leute umgibt, muß theuer erkaufte werden, oft mit Thränen und Jammer.

– Dann, Fräulein, verzeihen Sie, wenn ich es zu sagen mir erlaube, dann tragen die reichen Leute selbst die Schuld daran.

– In den meisten Fällen, Sie haben Recht.

– Ich will nicht geradezu von dem Herrn Grafen sprechen . . .

– Warum nicht?

– Er wird das Glück zu würdigen wissen, das ihm seine junge Frau bereitet.

Sabine seufzte.

– O, wäre es doch so!

– Dann beklage ich die Frau Gräfin.

– Wir hoffen, daß sich Alles noch gut gestalten werde.

Ah, Herr Förster, Sie speisen nicht mit mir?

Sie selbst füllte eine der Tassen.

– Wenn ich kredenze, sagte sie lächelnd, werden Sie doch nicht verschmähen.

Richard nahm die Tasse und murmelte einige verbindliche Worte.

– Sie könnten einen reizenden Familienkreis hier bilden, meinte die Dame; das Landleben hat doppelten

Reiz, wenn eine schöne und gute Gattin es theilt. Das schönste Idyll spielt sich in einer Laube ab wie diese ist ... und die Mutter, die sorgende und liebende, hat ihre Freude an der aufblühenden Familie. Nein, nein, ihr guten Leute, beneidet die Reichen und Vornehmen nicht, das glänzende Kleid bedeckt oft eine kummerbeladene Brust und in den vergoldeten Sälen fließen heiße Thränen, die keine Theilnahme trocknet.

Richard's Ansicht über Sabinen hatte sich völlig geändert.

– Sie finden, bemerkte er, in allen Kreisen bedrängte Menschen ...

– Wohl wahr; aber Theilnahme und Offenheit muß man nur in dem mittleren Bürgerstande suchen. Sobald der Reichthum einzieht, weicht die Einfachheit der Sitten und mit ihr die Ruhe des Herzens, die zum wahren Glücke unbedingt nöthig ist.

Sabine moralisirte und philosophirte vortrefflich. Auch Frau Hoche ward von den Ansichten und Grundsätzen beeinflusst, die sie mit Erstaunen hörte.

Nach dem Frühstück nahm Sabine Abschied.

Richard führte sie durch den Garten.

– Sie leben in einem wahren Paradiese, Herr Förster! Ich hätte nicht geglaubt, eine solche Kultur hier anzutreffen. Dort gedeiht das Gemüse, hier prangen reizende Blumen ... und überall, selbst in dem kleinsten Winkel, herrschen Ordnung und Reinlichkeit. Ach, und das köstliche Bienenhaus, das von dem riesigen Birnbaum beschattet wird ... daneben der Brunnen unter Akazien ...

Ach, wenn Adele die Herrlichkeiten sähe, sie würde den Schöpfer derselben achten und lieben! Adele ist eine gute Hausfrau und eine vorzügliche Köchin; sie besitzt alle Tugenden und Fertigkeiten, die das Familienleben bedingen. Mein Gott, ich male Ihnen Bilder, die meine Freundschaft für Adelen verwirklicht wünscht! Dort müßte ein Lusthäuschen stehen, dort auf jenem Hügel, von wo aus sich das Feld und der Wald überblicken lassen ... Was kostet ein solches Häuschen, wenn es im eleganten Style erbaut und mit allem erforderlichen Komfort ausgestattet ist?

Richard zuckte lächelnd die Achseln.

– Ich bin in der Baukunst nicht bewandert.

– So lassen Sie nach Gefallen bauen.

– Sie haben nicht überlegt ...

– Bitte, befriedigen Sie meine kleine Laune.

– Das Häuschen würde sich nicht rentiren, liebes Fräulein!

– Gleichviel!

– Und die bedeutenden Kosten ...

– Ich bewillige jede Summe! Machen Sie keine Einwände mehr, ich sende Ihnen den Architekten meines Bruders, denselben, der die viel bewunderte Villa erbaut hat. Da habe ich endlich einmal eine Laune, durch deren Befriedigung ich lieben Menschen Freude bereite. Stören Sie mich nicht, ich dulde keinen Widerspruch, zumal wenn es gilt, mir eine frohe Stunde zu bereiten. Sie werden mich bald in dem reizenden Schweizerhäuschen

empfangen und die Idee loben, die mir eine gütige Fee eingegeben hat

Sabine war so lebhaft geworden, daß Richard nicht weiter zu widersprechen wagte.

Beide kamen an den hohen Zaun, der den Garten von dem Felde trennte.

Der Förster öffnete die Pforte.

– Mein Gott! rief Sabine erschreckt.

Ein alter Mann saß auf dem Feldsteine, der am Wege lag. Es mußte ein Bettler sein, denn seine Kleidung bestand aus Lumpen. Unter seinem grauen Hute herab, dessen Rand durchlöchert war, quoll ein dünnes weißes Haar, das auf dem beschmutzten Kragen des zerrissenen und verschossenen Rockes sich träufelte. Seine Füße stakten in plumpen, weißbestaubten Schuhen. Die hageren Beine, die er nachlässig ausgestreckt, wurden von weiten grauen Drillhosen eingehüllt. Neben ihm lag ein alter Leder-Ranzen, aus dem er Brodstücke hervorholte, davon er frühstückte. Der Hals einer Korbflasche ragte aus dem Ranzen hervor, mit dessen Inhalt, Brod und Lumpen, der Alte sich beschäftigte. Sein braunes, tief durchfurchtes Gesicht mit trüben Augen und buschigen weißen Brauen, hatte einen struppigen grauen Bart, der hier und dort noch schwarze Stellen zeigte. Neben dem Bettler, ein solcher mußte es sein, lag ein starker Wanderstab oder vielmehr ein Knittel von Weißdorn, dessen dünnes Ende von einem starken Riemen umschlungen war. Dem Unbefangenen bot der Bettler ein romantisches Bild. Er stellte die Thätigkeit seines Mundes ein und starrte die Dame an,

die neben dem Förster auf der Schwelle der Thür stand. Sabine war sichtlich erschreckt. Der Förster redete den Bettler an.

– Sie haben, Freund, eine schlechte Wahl getroffen.

– Wie so? fragte die heisere Stimme des Alten.

– Dort unter dem Baume hätten Sie ein passenderes Ruheplätzchen gefunden.

Indem der Mann lächelte, zeigte sich sein fast zahnloser Mund.

– Das meinen Sie!

– Die Sonne brennt Ihnen auf das Haupt.

– O, das ist angenehm, denn ich bin alt, mich friert.

Er nahm die Korbflasche und machte einen Zug daraus.

– Außerdem ist hier weicher Moosboden, auf dem meine steifen Glieder weich ruhen können.

Nach diesen Worten schüttelte sich der Alte, wie von Frost durchbebt.

Der Förster sagte gutmüthig:

– Sie versperren der Dame den Weg.

– Das glaube ich nicht!

Er sah wahnwitzig lächelnd die Dame an.

– Nicht wahr, fuhr er fort, Sie scheuen einige Schritte nicht, um einen alten Wanderburschen in Ruhe zu lassen. Sie sind jung, haben nicht die Nacht im Walde geschlafen nach einem mühseligen Tagesmarsche ... das Aufstehen fällt mir recht schwer ... Aber ich werde aufstehen, wenn Sie es befehlen ... Sie sind gewiß die Herrin dieses Bodens.

Jetzt nahm Sabine das Wort.

– Ich bin die Herrin, lieber Alter!

– Konnte es mir wohl denken.

– Bleiben Sie ruhig sitzen, ich will sie nicht stören.

– Danke, danke!

Der Alte holte ein Stück trocknes Brod aus seinem Ranzen, den er mühsam hervorgezogen hatte; er schien unbekümmert sein Frühstück fortsetzen zu wollen.

– Der Mann erregt mein Interesse flüsterte Sabine.

– Es gibt der Landstreicher viele in unserer Gegend.

– Haben Sie diesen schon einmal gesehen?

– Nein.

– Er scheint nicht gewöhnlicher Art zu sein.

– Möglich; solche Leute sind gewandt, sie wissen das Mitleid zu erregen. Ich bin wahrlich nicht hartherzig; aber als Forstbeamter darf ich mich nicht nachgiebig zeigen.

– Was halten Sie von diesem?

– Es wird wohl ein Bettler sein, der sich aus dem angrenzenden Kirchensprengel hierher verirrt hat; vielleicht auch ist er der Insasse irgend eines Versorgungshauses . . . Darum ist es meine Pflicht, ihn zu inquiren, daß ich ihn seinem Bestimmungsorte kann zurückführen lassen.

– Das ist interessant!

– Ich erspare Ihnen, Fräulein, die unerquickliche Verhandlung; später werde ich meiner Pflicht genügen . . .

– Nein, nein! rief Sabine. Ich möchte das Schicksal des Alten kennen lernen.

– Wünschen Sie das nicht!

– Warum?

– Ein Blick in das tiefste Elend, in die völlige Verkommenheit ist erschreckend.

– Bitte, inquiren Sie den Mann! Ich werde ihm, wenn er es verdient, ein Geschenk machen.

Der Alte hatte ruhig sein karges Mahl fortgesetzt; der Genuß des trockenen Bettelbrodes fiel ihm nicht leicht; er zerschnitt die Rinde in kleine Stücke, die er bedächtig in den Mund schob. Dann feuchtete er durch einen Schluck aus der Flasche den trockenen Bissen an.

Das Messer, dessen er sich bediente, war insofern auffallend, als es eine lange glänzende Klinge und einen feinen grauen Horngriff hatte.

– Alter Freund! rief der Förster.

Der Bettler sah auf.

– Wie, fragte er lächelnd, Sie nennen mich einen alten Freund?

– Nun ja!

– Ist doch wohl nur Redensart.

– Warum?

– Freund, Freund! das schöne Wort wird so oft mißbraucht . . . Ich kenne das, ich kenne das!

– Sie haben wohl traurige Erfahrungen gemacht?

Der Alte wiegte das Haupt.

– Traurige Erfahrungen, mehr als traurig . . . durch die Freundschaft. Nennen Sie mich nicht wieder Freund . . . Nein, um des Himmels willen nicht . . .

– Wer sind Sie denn? fragte der Förster.

Der Alte sah zu dem blauen Himmel empor.

– Ja, wer ich bin! murmelte er wie träumend. Das ist eine seltsame Frage, eine Frage, die ich mir oft selbst vorgelegt habe, ohne sie beantworten zu können. Da ziehe ich schon lange durch die Welt, von Ort zu Ort, ohne Ruhe und Rast, ohne Heimath ... Die Menschen sind hartherzig und grausam ... sie erblicken in Jedem, der ankommt, einen Konkurrenten oder einen lästigen Bettler. Gehe weiter! rufen sie. Da mußte ich weiter gehen, obgleich meine Glieder alt wurden. Ja, so ist das Leben unter den Menschen auf dieser Erde. O, bin ich denn noch nicht klug geworden, daß ich mich darüber wundere? Ich will über dieses Thema nicht mehr nachdenken! Es ist Alles eitel, sagt der weise Prediger Salomo ... Auch das Leben, das bald vergehen wird.

Er nahm die Flasche und trank. Dann murmelte er lächelnd vor sich hin:

– Ich werde schon weiter kommen, denn ich fühle Kraft in den Gliedern und Feuer in den Adern! Das Ziel kann ja nicht mehr weit sein. Da glänzt die Erde im hellen Sonnenlicht und die Vögel singen prächtig in den grünen Bäumen ... Das ist eine Lust und ein Jubel in der Schöpfung ...

Der Greis sang mit zitternder Stimme ein Lied, dessen Worte sich nicht verstehen ließen.

– Er ist wahnsinnig! flüsterte Sabine.

– Oder berauscht! meinte der Förster.

Der Alte schob das Brod in den Ranzen, dessen Deckel er sorgfältig zusammenschnürte. Die beiden Personen in

der Gartenthür schien er vergessen zu haben, er bemerkte sie nicht mehr. Man errieth deutlich, daß er sich zu der Weiterreise anschickte.

– He, Alter! rief Richard.

Und der Alte sah erstaunt zur Seite.

– Was gibt es denn?

– Sie sind mir die Antwort auf meine Frage noch schuldig.

– Ja, ja! Was haben Sie doch gefragt.

– Ich möchte wissen, wer Sie sind.

Jetzt zeigte sich das seltsame Lächeln in dem Antlitz des Greises wieder.

– Wer ich bin ... Weiß ich es doch selbst nicht. Da hat schon Mancher gefragt, ohne eine Antwort zu erhalten.

– Sie müssen doch eine Legitimation besitzen, da Sie stets auf Reisen sind.

Er nahm den Hut ab. Ein völlig kahler Schädel zeigte sich, der von einem Kranze weißer Locken eingerahmt ward. Es war ein schönes, ehrwürdiges Greisenhaupt, das dem Förster imponirte.

– Ich bin kein Verbrecher, murmelte der Bettler, deß' ist Gott mein Zeuge! Das Mitleid guter Menschen nehme ich nur dann in Anspruch, wenn es die Selbsterhaltung fordert ... Ist das strafbar? Ich glaube nicht! Und leben muß ich doch, nur eine kurze Zeit noch ... Ich habe eine ernste Mission zu erfüllen ... darum stärke ich meine Glieder, darum trinke ich aus der Flasche, darum nage ich an dem trockenen Brod ...

Nach einem tiefen Seufzer bedeckte er das Haupt wieder. Dann verblieb er regungslos, als ob er den angeregten Gedanken folgte . . .

Sabine flüsterte:

– Ein seltsamer Mensch!

– Ich glaube er ist schlauer als wir wähnen.

– Ich halte ihn für altersschwach.

– Er weiß sich geschickt meinen Fragen zu entwinden.

– Forschen Sie weiter.

Der Greis hatte sich mühsam mit Hülfe des Stocks emporgehoben. Da stand er nun, eine große stattliche Gestalt, deren Rücken das Alter zu beugen begann. Wie imposant mußte er im kräftigen Mannesalter gewesen sein, wie schön auch vielleicht. Seine Züge waren nicht die eines gewöhnlichen Bettlers, sie zeigten bei näherer Betrachtung ein Gemisch von Noblesse und Verkommenheit; es sprach sich selbst eine Art Sarkasmus darin aus, der mit dem Elende scharf kontrastierte.

– Warten Sie! befahl Richard, indem er ihm näher trat.

Zugleich hob er den Ranzen auf, den der Greis erfassen wollte.

– Danke, mein Herr!

– Sagen Sie mir endlich, wer Sie sind?

– Muß ich das?

– Wenn Sie ungehindert weiter ziehen wollen.

Des Alten Augen bewegten sich lebhaft.

– Niemand hat das Recht, mich aufzuhalten, denn ich bin ein freier Mann! rief er mit Stolz.

– Ich bin der Förster dieses Reviers und übe als solcher Polizeigewalt.

– Gewalt gegen alte, ohnmächtige Leute ... ein schönes Verdienst unserer Gesetzgebung! Vigiliren Sie auf große Verbrecher, mein Herr ... dann leisten Sie der menschlichen Gesellschaft einen wichtigen Dienst! Wohl kann ich nicht mehr nützen, aber ich schade auch nicht! Falle ich Ihnen, falle ich sonst einer Person lästig? Ich ziehe ruhig meine Straße, und wenn man mir das für die Nacht erbetene Obdach verweigert, so schlafe ich auf dem Moosboden des Waldes! Wer ich bin? Ich will und kann es nicht sagen. Aber wollen Sie wissen, wer ich war? Ein Mann von Distinction und großem Vermögen ... Ich hielt mir Karossen, Pferde und Lakaien, und hatte auch viel gute Freunde, die mir Hände und Füße leckten, weil ich reich war ... Da fragte kein Polizei-Agent, wer ich sei ... Die uniformirten Menschen wichen aus vor den raschen Hufschlägen meiner Pferde und grüßten mit tiefem Respekte ... Nicht in den Lumpen, mein Herr, suchen Sie die Verbrecher ... knüpfen Sie die feinen, modernen Röcke auf, die mit Ordensbändchen geschmückt sind, unter diesen finden Sie die Schurkenherzen ... Durchwühlen Sie die parkettirten und vergoldeten Säle, in denen man tanzt und schwelgt, dort finden Sie was Sie suchen: die großen Verbrecher, die Millionen stehlen und Tausende in die Armenkasse zahlen, aus denen Tagediebe ernährt werden ... Mich aber fragen sie nicht, mich lassen Sie ruhig ziehen; ich bin weder ein Dieb noch ein Betrüger.

Er warf zitternd den Ranzen über die Schulter.

Dann wollte er gehen.

– Warten Sie noch einen Augenblick! rief der Förster.

– Was soll ich noch?

– Fügen Sie sich der gesetzlichen Ordnung und zeigen Sie mir Ihren Paß.

Auch Sabine trat näher.

– Legitimieren Sie sich, guter Mann! bat sie erregt. Sie wissen nicht, wie nöthig eine scharfe Kontrolle ist ... Sie erhalten von mir ein gutes Reisegeld, wenn Sie dem Herrn Förster die Erfüllung seiner Pflicht erleichtern.

Der Greis sah auf die schön geputzte kleine Dame stolz hernieder.

– Ich bitte Sie! fügte sie hinzu.

– Sie bitten mich?

– Weil ich das Alter und das unverschuldete Elend ehre.

Der Wanderer wiegte langsam das Haupt.

– Das Alter und das unverschuldete Elend! murmelte er dumpf.

Nun blickte er zum Himmel auf.

– Ach ja, ich bin alt, ich lebe schon lange auf dieser Erde, und das Elend, das mich heimgesucht, habe ich wahrlich nicht verschuldet! Ich bin das Opfer jener Schurken, die in Karossen sich wiegen und in vergoldeten Sälen schwelgen; jener Freunde, die mir den Staub von den Stiefeln leckten ... Hier ist mein guter amerikanischer Paß ...

Er holte eine Briefftasche von altem Leder aus dem Rock. Es dauerte lange, ehe er das beschmutzte Band von derselben abwickelte ... dann suchte er unter den vergilbten Papieren.

– Hier ist der Paß!

Der Förster nahm ihn.

– Georg Hagenwald heißen Sie?

– Ja, mein Herr.

– Sie sind Bürger in New-York?

– Wäre ich es nicht, die Behörde würde es nicht bescheinigt haben.

– Ihrer Sprache und dem Namen nach sind Sie ein geborener Deutscher?

– Ja, ich bin, Gott sei's geklagt, ein Deutscher!

– Und nun kehren Sie zurück?

– Wie Sie sehen, mein Herr! antwortete ironisch der Wanderer.

In dem Passe war als Zweck der Reise ›Geschäfte in Deutschland‹ angegeben. Richard verstand so viel von der englischen Sprache, daß er die Richtigkeit des Passes zu erkennen vermochte. Das gut ausgeprägte Siegel der nordamerikanischen Union ließ keinen Zweifel zu.

– Sie sind legitimirt! sagte der Förster. Nehmen Sie Ihren Paß zurück.

Georg Hagenwald nahm ihn.

Ruhig legte er das Papier in das Portefeuille zurück, dann schob er dies in die Brusttasche seines Rocks, den er sorgfältig bis an den Hals zuknöpfte.

Sabine hielt eine feine Perlenbörse in der Hand.

– Gestatten Sie, daß ich meinem Versprechen nachkomme!

Der Greis, der sich anschickte, weiter zu gehen, fragte verwundert:

– Was haben Sie mir versprochen?

– Ein Reisegeld.

Aus der geöffneten Börse blitzten eine Anzahl Goldstücke. Sabine reichte eines davon dem Alten.

– Hier!

– Mein Gott! murmelte Hagenwald.

– So nehmen Sie doch.

– Gold, lauter Gold ist in Ihrer Börse!

Er schien das Geld mit den Blicken verschlingen zu wollen. Die Muskeln seines Gesichts zuckten und die Lippen öffneten sich, wie die eines Menschen, der vor Erstaunen sprachlos geworden. Der beobachtende Förster währte, Hagenwald würde der Dame das Geld entreißen. Doch nein, er wandte sich plötzlich ab, seufzte tief und schwer und machte eine abwehrende Bewegung mit der knöchigen Hand.

– Es blendet mich nicht! murmelte er dabei. Was ist denn im Grunde genommen das Gold, der Reichtum überhaupt? Ein schimmernder Firniß, der das Elend des Lebens überzieht. Behalten Sie Ihre Goldstücke, ich will kein Almosen . . .

Hagenwald setzte seinen Stab in Bewegung.

Sabine flüsterte:

– Der arme Mann ist geistesschwach

Der Förster rief:

– Warten Sie, Alter!

Nun stand er in der Mitte des Wegs und wartete.

– Warum, fragte Richard, starren Sie die Börse so an?

– Ach, ich hatte lange kein Gold gesehen, das schreckliche Metall, das die besten Freunde entzweit und gute Menschen zu Verbrechern macht.

Sabine ermahnte noch einmal, das Goldstück anzunehmen.

– Unter einer Bedingung! rief der Seltsame.

– Nennen Sie mir diese Bedingung.

– Nicht als ein Almosen, sondern als ein Darlehen will ich Ihr Gold empfangen.

Die Dame mußte lächeln.

– Wie Sie wollen, armer Mann!

– Warten Sie nur, ich bin ein pünktlicher Bezahler, wie eigentlich jeder Geschäftsmann es sein sollte. Wollen Sie mir auf mein Ehrenwort und auf mein ehrliches Gesicht leihen, so schließe ich ab.

– Nehmen Sie drei Goldstücke, damit das Geschäft an Bedeutung gewinne.

Sie legte drei blinkende Friedrichsd'or in die Hand des Greises.

– Danke, liebe Dame! O, das demüthigt nicht, das erhebt! Sie leihen mir auf mein Wort eine für mich große Summe . . . Wo soll ich sie zurückzahlen?

Sabine deutete auf Richard.

– Hier steht mein Bevollmächtigter.

– Wie heißen Sie?

– Ich bin der Förster Richard Hoche.

Der Greis, der sein Taschentuch gezogen hatte, horchte.

– Wie, wie? fragte er erstaunt.

Richard wiederholte die Antwort.

– O, rief Hagenwald, diesen Namen brauche ich nicht zu notiren, ich kenne ihn, ich kenne ihn zu genau.

Er schob das Buch in die Tasche zurück.

– Wie lange, Madame, wollen sie mir leihen? fragte er, seine Erregung bekämpfend.

Richard deutete auf Sabinen.

– Ist Ihnen ein Jahr zu wenig?

– Nein, nein!

– Gut, so zahlen Sie in einem Jahre an Herrn Hoche zurück!

– Das werde ich, so wahr mir Gott helfe! Die Försterei kann ich schon finden und den Namen vergesse ich nicht ... Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!

In diesem Augenblicke fuhr die Equipage heran. Der Kutscher hatte seine Herrin bemerkt und glaubte, daß sie einsteigen wolle.

– Auch ich, flüsterte Sabine, sage auf Wiedersehen!

Sie reichte dem Förster freundlich die Hand.

Als Richard sich schweigend verbeugte, fragte sie:

– Werden Sie meine Bitte erfüllen?

– Soviel an mir ist, Fräulein ...

– Dann bin ich zufrieden.

– Für den Erfolg freilich kann ich nicht einstehen.

Sie vermögen viel über Adelen, ich weiß es; vergessen Sie aber auch Ihr eigenes Glück nicht.

Die Dame stieg in den Wagen, dessen Tritt bequem eingerichtet war . . .

– Grüßen Sie Frau Hoche! Den Baumeister sende ich Ihnen . . .

– Fräulein, Sie gehen in ihrer Güte zu weit.

– Ehe der Herbst kommt, muß der Pavillon fertig sein. Von dem Hügel aus läßt sich der Weg nach der Stadt übersehen . . . Führen Sie Geschäfte zu meinem Bruder, so besuchen Sie mich . . .

Sabine neigte sich noch einmal aus dem Wagen.

– Adelen's Briefe werden mir verrathen, was Sie ausgerichtet haben. Damit Sie es wissen . . . ich fahre an ihrem Häuschen vorüber, um die Gute einige Augenblicke zu sehen. Wann gedenken Sie zu ihr zu gehen?

– Morgen.

– Ich werde Ihre Ankunft vorbereiten. Fort!

Der Kutscher trieb die Pferde an, die im raschen Trabe davonflogen.

– Wunderbar, wunderbar! dachte Richard. Wie verschieden die Dinge sind, die von außen her auf mich einströmen! Was soll ich beschließen? Was soll ich thun? Ich fühle, daß die Mission an Adelen nicht für mich paßt, für den Mann, der sich um ihre Hand beworben hat und abgewiesen ist . . . Leider bin ich von der Wahrheit dessen, was ich berichten soll, zu fest überzeugt, als daß ich die Verantwortung nicht auf mich nehmen sollte . . . Schweigen darf ich nicht, Adelen's wegen, zumal da auch das Fräulein von mir Vermittlung fordert.

Er unterbrach sich plötzlich.

– Wo ist der arme Wandersmann?

Der Greis war nirgends zu erblicken. In dem Hauptwege, der nach dem Walde führte, wirbelte der Staub auf, den Sabinen's Wagen verursachte. Dorthin konnte Hagenwald nicht gegangen sein, er mußte einen der kleinen Fußpfade gewählt haben, die zwischen dem hohen Korn hindurch in den Forst führten. Es war demnach unmöglich, ihn zu verfolgen. Richard schloß die Gartentür, wähnend, der Alte sei ein Landläufer, der auf eigene Weise Geschäfte machte. Er ging zu der Mutter, die in der Laube den Tisch abräumte. Er erzählte die Scene mit dem Bettler, der erstaunt aufgehört, als er den Namen ›Hoche‹ gehört.

– Das ist allerdings seltsam, meinte die Mutter. Unser Name kommt nicht so häufig vor.

– Der Bettler wollte ihn so genau kennen, daß er es für überflüssig hielt, ihn zu notiren.

– Hast Du den Namen des Mannes erfahren?

– Nach dem Passe hieß er Georg Hagenwald; er kommt übrigens aus Amerika zurück, dem Lande der Abenteurer und Schwindler . . . er wird wohl das Erstaunen affectirt haben . . . so kam es mir vor.

Frau Hoche sann nach.

– Ich erinnere mich nicht, je den Namen Hagenwald gehört zu haben; von allen Männern, die mit Deinem seligen Vater befreundet waren, oder mit ihm in Geschäftsverbindung standen, hieß Keiner Hagenwald. Nein, ich habe den Namen nie gehört. Frage ihn, wenn er das Geld zurückbringt.

Richard mußte lächeln.

– In diesem Falle werde ich nie etwas erfahren!

Somit war das Gespräch über diesen Punkt geschlossen.

Richard saß sinnend in der Laube, als die Mutter aus dem Hause zurückkam.

– Was hast Du, Sohn? fragte sie besorgt.

– Vor Dir, Mutter, will ich kein Geheimniß haben . . .

– Du weißt, wie mir Dein Glück am Herzen liegt.

– Darum sollst Du Alles erfahren.

Der Förster hatte die Unterredung mit Sabinen erzählt.

– Nun rathe mir, Mutter! Frau Hoche saß stumm vor Erstaunen auf der Bank.

– Mein Gott, rief sie nach langer Pause, so offenerzig ist das Fräulein Dir gegenüber gewesen? Das ist viel, sehr viel! Nun, sie weiß auch, daß sie sich auf uns verlassen kann. Die Geschichte ist allerdings von der größten Bedeutung . . . der Herr Graf handelt schlecht, sehr schlecht, und die arme Gabriele, diese bildschöne und engelsgute Dame, ist zu beklagen. Ach, wie oft habe ich sie als Kind hier gesehen, ehe sie nach England reiste . . . Später war sie ein einzigesmal bei uns . . . Du hast sie ja ebenfalls gesehen . . . Und diese Frau mit dem großen Vermögen, das man fürstlich nennen kann, hat man an einen so liederlichen Grafen verheirathet, der nicht werth ist, daß er einen vertrockneten Baum aus unserem Forste erhält . . . Stirbt der alte Roland, so erbt er auch Dein Revier und Du bist der Dienstmann des Abscheulichen.

– Nein, Mutter, so ist es nicht.

– Wie anders?

– Fräulein Sabine ist die Besitzerin des mir anvertrauten Reviere, und es kommt noch darauf an, ob sie das herrliche Besitzthum ihrer Nichte vermacht; sie ist eine Feindin des Herrn Grafen. Jetzt freilich muß sie die Dinge nach Möglichkeit zum Besten wenden, denn der Skandal wäre doch zu groß, wenn die gräfliche Ehe gelöst werden müßte.

– Die besondere Freundschaft des Fräulein zu jener Adele, die doch eigentlich das Elend angerichtet hat, bleibt mir unerklärlich. Statt die Person zu entfernen, sorgt man für sie in der liberalsten Weise; man läßt für sie ein hübsches Landhaus errichten und zahlt ihr reichlich Geld ... Für eine gewöhnliche Badebekanntschaft thut man so viel nicht ... außerdem ist das Fräulein älter als die Geliebte des Grafen ...

– Mutter, sprich nicht in diesem Tone über Adelen, er verletzt mich; Du kennst die arme Frau nicht, die entsetzliche Qualen erlitten hat ... Du weißt nicht, wie schön und gut sie ist. Sollen wir sie verdammen, weil der Graf sie betrogen hat? Was auch Sabinens Freundschaft für einen Grund haben möge, ich behaupte, daß sie dieser Freundschaft würdig ist. Die Zeit wird ja wohl Aufklärung bringen!

– Ja, sie wird es! seufzte die Mutter. Dann aber ist es zu spät.

Richard ließ das Pferd satteln und ritt in den Forst; die Hoffnung, Georg Hagenwald zu finden, ging nicht in Erfüllung; der Greis, der doch unmöglich rasch wandern

konnte, blieb verschwunden; er mußte sich in irgend einem Dickicht verborgen halten, da die Häuser zu entfernt lagen, die ihm hätten Zuflucht gewähren können. Vielleicht hatte er sich mit Fleiß einer Annäherung des Försters entzogen.

Am folgenden Tage, es war gegen Abend, hielt Richard vor dem Hause des Waldhüters. Nachdem er abgestiegen, übergab er das Pferd dem Manne, der es in eine Art Schuppen führte.

– Hat sich Neues ereignet?

– Nein, Herr Förster! antwortete der zurückkehrende Hüter.

– Mir ist ein alter Mann aufgefallen, der den Forst durchstrich . . .

– Hatte er weißes Haar?

– Ja.

– Und einen Leder-Ranzen, den er auf der Schulter trug?

– Ganz recht.

– Diesen Mann habe ich vorgestern Abend gesehen.

– Wo? fragte Richard.

– Er bettelte bei Madame Kron, die ihm ein Brod reichte und die Flasche mit Wein füllte. Ich kam gerade an dem Hause vorüber und hörte das Gespräch.

– Später habt Ihr ihn nicht gesehen, Kunze?

– Nein, Herr Förster. Der Mensch ist mir übrigens nicht verdächtig vorgekommen, er war gutmüthig und dankbar für das, was man ihm reichte.

– Sollte Euch der Mann wieder aufstoßen, Kunze, so führt ihn nach der Försterei, denn ich möchte ihn sprechen; aber ich schärfe Euch ein, ihn mild zu behandeln, will er sich nicht fügen, so bringt ihn durch List zu mir oder sorgt, daß ich ihn irgendwo treffe . . .

– Ich verstehe, Herr Förster, werde es schon besorgen.

Richard, der sich schon einige Schritte entfernt hatte, kehrte wieder zurück.

– Kunze, Ihr habt die Runde durch den Forst gemacht

. . .

– Alle Tage, wie es meine Pflicht und Schuldigkeit ist.

– Daran zweifle ich nicht, Alter; Eure Frau aber ist zu Hause gewesen?

– Ja.

– Hat sie irgend eine Bemerkung gemacht . . . ich meine da drüben das Haus . . .

Richard deutete auf die Wohnung Adelen's.

Der Waldhüter antwortete verlegen:

– Nun ja, Herr Förster . . . Meine Frau hat gesehen, daß gestern früh ein Wagen vor der Thür hielt, in welchem die vornehme Dame saß, die mitunter schon hier gewesen . . .

– Es war Fräulein Roland.

– Eine kleine bucklichte Person.

– Hat sie ihren Wagen verlassen?

– Nein, sie blieb sitzen, sprach mit Madame Kron einige Minuten und fuhr weiter.

– Ist das Alles, Kunze?

– Gestern, um diese Zeit, kam ein Reiter an, ein noch junger Mann, der mir schon im Walde begegnet war. Meine Frau erzählte mir, als ich spät heimkam, daß dieser Reiter wohl eine Stunde bei Madame Kron gewesen sei ... Dann wäre er im Galopp zurückgeritten, ohne zu hören und zu sehen ... Unsere Ziegen wären gerade über den Weg gekommen ... der Reiter hätte sie fast todt geritten ...

Richard wollte nicht weiter über diesen Punkt reden; er ging über die Wiese dem Hause zu.

– Der Graf ist wieder bei ihr gewesen! murmelte er vor sich hin. Jetzt ist es mehr als je meine Pflicht, dem Unwesen zu steuern und der armen Adele die Augen zu öffnen. Wie schamlos der vornehme Herr verfährt ... er setzt die Täuschung fort, unbekümmert um den Jammer, der früher oder später die beiden Frauen treffen muß. Was habe ich zu verlieren? Ich vollziehe den Auftrag Sabinen's, die nur das Wohl ihrer Familie im Auge hat.

Der Waldhüter sah seinem Herrn traurig nach. Dann sagte er zu der Frau, die aus der Hütte trat:

– Unser Förster dauert mich; er hat ein Auge auf die Frau geworfen, die sich von dem vornehmen Herrn umarmen und küssen läßt ... Du hast es doch gesehen?

– Freilich! antwortete eifrig die Frau. Es war noch hell genug, ich konnte Alles unterscheiden. Der Mann wollte schon auf das Pferd steigen, da brachte sie ihm das Kind noch einmal ...

– Was that dann der Mann?

– Er nahm das Kind und herzte und küßte es.

Kunze schüttelte den Kopf.

– Das ist eine wunderliche Geschichte, die noch schlecht ausgehen wird! Unser Förster ist gar nicht mehr wie sonst, er muß viel Bekümmerniß haben.

– Mann, sagte das Weib, uns geht der Handel nichts an, daß Du kein Wort d'rein redest! Wir haben manchen Vorteil von Madame Kron . . . Da hat sie mir diesen Morgen wieder ein Kleid geschenkt, das mir gerade recht kommt . . . Und für unsere Ziegenmilch bezahlt sie mehr als sie werth ist . . . Der Förster wird schon wissen, was er thun muß . . . Gehe hinein, das Abendessen steht auf dem Tische; dann mache Deine Runde, daß Du nicht so spät heimkommst. Ich werde indeß die Ziegen melken.

Richard hatte das Landhaus erreicht.

Else, die Wärterin, saß auf der Bank unter der Eiche; sie trug das Kind, das sie durch Singen und Spielen zu beruhigen suchte.

– Wollen Sie Madame Kron sprechen? rief sie dem Förster entgegen.

– Ja!

– So gehen Sie in den Garten.

– Ist Madame dort?

– Nein; aber sie wird gleich zur Laube kommen; sie wird bald fertig sein mit Ankleiden.

– Gut, Else.

– Ich werde ihr sagen, daß sie warten.

Else schickte sich an, in das Haus zu gehen.

Richard ging über den Giebelplatz, dann durch den kleinen Hof in den Garten. Wie friedlich war es hier, wie

dufteten die Blumen, die Adele pflegte, und wie lieblich sangen noch einige Vögel ihr Abendlied in den Zweigen der Obstbäume. Dort am Zaune stand die kleine Laube, die von blühenden Feuerbohnen und Geisblatt gebildet ward. Die Sonne stand schon sehr tief; das Licht, das die Erde erfüllte, färbte sich schon röthlich. Ein heiliger Friede herrschte rings, eine Sabathruhe, die das Gemüth mild stimmt und Andacht erweckt. Richard ging durch die mit Sand bestreuten Wege und trat in die blätterumrankte Thür der Laube. Auf dem Tische, den ein dunkelblaues Tuch bedeckte, lag die schneeweiße Näharbeit Adelen's. Daneben stand der gestickte Sessel mit schön gebogener Lehne. Auf dem Sessel lag ein zierlich gebundenes Buch mit Goldschnitt. Die Laube bildete ein trauliches, reizendes Plätzchen. Richard wagte es kaum, den saubern Teppich zu betreten, der den Boden bedeckte. Neben dem Sessel stand ein aus Rohr geflochtener Stuhl ... Durch diese Möbel ward der ganze Raum ausgefüllt, in dem ein grünliches Dämmerlicht webte.

– Ach, es ist Schein, nur Schein! murmelte der Förster. In dieser Einsamkeit wüthen die Leidenschaften und die Intrigue spannt ihr schreckliches Netz aus! Hier hat Adele, eingewiegt von frohen Hoffnungen, den Nachmittag verbracht ... jetzt schmückt sie sich wohl zum Empfange des geliebten Mannes ... der Sessel, der Stuhl sind besetzt ...

– Er wagte nicht das Bild zu vollenden, das die erregte Phantasie auszumalen begann.

– Ich will nichts, gar nichts denken! unterbrach er sich. Komme ich doch als ein Bote, der den Zauber dieser Einsamkeit zerstören will.

Richard nahm das Buch.

Es enthielt Matthison's Gedichte. Er blätterte in dem sauber gehaltenen Büchlein. Plötzlich warf er es zurück.

– Nein, ich darf mich nicht poetisch stimmen, das, was ich hier zu sagen habe, ist Prosa, furchtbare Prosa! Das reale Leben streckt die kalte Hand aus, den warmen Hauch der Poesie zu verscheuchen!

Er lehnte sich an die Laube und kreuzte die Arme.

So verflossen fünf, es verflossen zehn Minuten.

– Sie schmückt sich lange! flüsterte der Harrende. Vielleicht läßt sie mich abweisen!

Richard hatte sich jedoch getäuscht.

Bald hörte er das Rauschen eines Kleides. Ein kalter Schauer durchbebte seinen ganzen Körper. Als er sich wandte, stand Adele vor ihm; sie war völlig in braune Seide gekleidet. Wie elegant und geschmeidig war ihre Taille; wie voll und weiß quollen die Schultern, die ein durchsichtiger Flor bedeckte, aus dem reichen Kleide. Den schlanken, runden Hals schmückte eine feine Goldkette, deren Schloß auf dem reizenden Busen lag. Den halb entblößten Arm, dessen Schönheit sich ahnen ließ, umgaben seine weiße Spitzen. Man hätte glauben mögen, die Dame habe sich zum Empfange einer Gesellschaft geschmückt. Ihre sonst bleichen Wangen, waren heute sanft geröthet, und ihr schönes blaues Auge strahlte hell und munter wie das einer Gazelle. Das üppige

schwarze Haar lag im glatten Scheitel über der mattweißen Stirn, während es auf dem Hinterkopfe einen schweren Flechtenkranz bildete, den eine dunkelrothe Sammschleife zusammenhielt. So hatte Richard sie nie gesehen! Die Farbe der Trauer hatte sie reizend erscheinen lassen; in den lebhaften Farben der wiedergekehrten Freude war sie wunderbar schön. Eine vollendete Frauengestalt stand vor dem geblendeten Richard.

– Willkommen, Herr Förster! rief sie freundlich.

Auch ihre Stimme klang heller und lieblicher als sonst. Ihre Verbeugung, graziös ungezwungen, verrieth die gewandte Salondame. Die Veränderung, die mit Adelen vorgegangen, war eine so vollständige, daß Richard sich versucht fühlte, an der Identität der Person zu zweifeln. Wie himmelweit verschieden war diese Adele von jener, die er weinend und betend am Kreuz im Wald gesehen hatte!

Der Förster zog grüßend den Hut; er schien linkisch und unbeholfen geworden zu sein. Kaum konnte er einen Gegengruß stammeln.

– Else hat Sie mir angemeldet, Herr Förster!

– Komme ich ungelegen?

– Nein, o nein! Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen; ich habe mich beeilt, die Toilette zu vollenden, die ich leider immer noch gezwungen bin ohne Hülfe zu machen.

Sie hatte diese Entschuldigung so verbindlich gesprochen, daß Richard wieder Muth faßte; aber immer noch kam er sich wie ein Mann vor, der nicht wußte, wie er

sich einer solchen Dame gegenüber benehmen sollte. Indem er der Bewerbung um ihre Hand gedachte, fühlte er eine brennende Hitze auf seinen Wangen; er schämte sich dieses Beginnens, das er jetzt ein unbedachtes nennen mußte. Die schöne und fein gebildete Adele war nicht die Frau, die ein schlichter Revierförster heimführen konnte.

Adele bot artig dem Gaste den Sessel von Rohrgeflecht an; sie selbst ließ sich erst dann auf dem gestickten Polsterstuhle nieder, als Richard Platz genommen hatte.

– Ich wage es, dachte er; unverrichteter Sache kann ich nicht abziehen.

Die Dame hatte die Näharbeit ergriffen. Wie schön und weiß waren ihre Händchen und wie strahlten die beiden werthvollen Ringe an den zarten Fingern mit rosigen Nägeln. Alle diese Vorzüge bemerkte er erst heute, und sie machten einen doppelt schmerzlichen Eindruck auf ihn, da er erst jetzt recht begriff, daß er Adele hoffnungslos liebe. Es bemächtigte sich seiner eine Bitterkeit, die den gesunkenen Muth wieder anfachte.

Die Dame vom Hause begann taktvoll das Gespräch.

– In mir ist mächtig die Reiselust erwacht! sagte sie arbeitend. Das anhaltend herrliche Wetter in diesem Sommer, die zurückgekehrte Ruhe meines Gemüths und die Nothwendigkeit einer Luftveränderung ... Alles treibt mich fort. Ich würde nicht verfehlt haben, Ihnen, Herr Förster, einen Abschiedsbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit mir der Vorzug geworden wäre, die Mutter meines großmüthigen Beschützers kennen zu lernen.

Richard fragte ruhig:

– Sie wollen fort?

– Ja! antwortete sie ohne aufzublicken.

– Und werden nie zurückkehren?

Die Dame seufzte.

– Ich glaube! So lange der Schmerz das vorherrschende Gefühl in meiner Brust war, that mir die Einsamkeit in diesem Forste wohl . . . nicht ohne Zagen und Bangen sehe ich jetzt dem langen Winter entgegen.

– Sie haben recht, der Winter ist schrecklich in unserer Gegend. Wer nicht ein besonderes Interesse hat, hier zu wohnen . . . Ihnen, Madame, wünsche ich Glück zu dem gefaßten Entschlusse . . .

Sie zuckte leicht zusammen.

Dann sah sie mild lächelnd auf.

– Sie werden eine Last weniger haben, Herr Förster.

– Deuten Sie meine Worte nicht in diesem Sinn.

– Ich weiß das Opfer wohl zu schätzen, das Sie mir gebracht. Der unermüdliche Wächter, der Sie mir waren, nimmt eine bleibende Stelle in meinem dankbaren Herzen ein.

Die schöne Frau seufzte und fügte dann hinzu:

– Das Schicksal geht oft wunderlich um mit uns armen Menschenkindern, es schleudert uns in Situationen, die zur Verzweiflung treiben könnten. Sie haben mich gesehen und beobachtet . . . Ich war kaum noch zurechnungsfähig. Da brach plötzlich die Sonne durch das schwarze Gewölk meines Lebenshorizonts, und die Nacht des Schmerzes verwandelte sich in den hellen Tag der Freude. Sie meinen es zu gut mit mir, Herr Förster, als daß ich

daran zweifeln könnte, daß Sie mir die Freude gönnen. Darum nehme ich heute für immer Abschied von Ihnen und versichere zugleich . . .

– Sprechen Sie keine Versicherung aus! rief Richard. Auch bedarf es keiner Erklärung der obwaltenden Verhältnisse, die nur in so weit mein Interesse erregen, als sie Madame Kron berühren. Reisen Sie, reisen Sie so bald als möglich . . .

– Dieser dringend ausgesprochene Rath, Herr Förster . . .

– Kommt von einem Manne, dem Ihr Glück am Herzen liegt.

– Mein Gott, was hätte ich hier zu fürchten?

– Der kaum angebrochene lichte Tag könnte sich bald wieder in Nacht verwandeln.

Adele sah ihren Gast ernst an.

– Herr Förster, Sie sind ein biederer Mann!

– Es war stets mein Bestreben . . .

– Sprechen Sie sich offen aus, ich bitte sie flehentlich!

Eine schmerzliche Angst zeichnete sich in Adelen's schönem Gesichte ab.

– Sie bauen Hoffnung auf einen Mann, begann Richard mit bebender Stimme, der Ihres Vertrauens nicht würdig ist. Es muß diese Behauptung aus meinem Munde ihren Verdacht erwecken; aber ich spreche sie kühn aus, da ich Sie vor einer zweiten Täuschung bewahren möchte. Reiß Sie sich los von dem Grafen von Ravenstein . . .

Adele erblaßte.

– Sie retten durch diese That, so schwer sie Ihnen auch werden möge, sich selbst und die Nichte Ihrer Freundin, des Fräulein Sabine Roland.

– Gott im Himmel!

Sie faltete die zarten Hände.

– Ich muß, ich muß Ihnen Alles sagen! murmelte bewegt der Förster. Gabriele Roland, die Tochter des reichen Bankiers, ist seit Kurzem die Gattin des Grafen Otto von Ravenstein.

Adele brach fast zusammen; sie stützte den Arm auf die Lehne des Sessels und senkte das Haupt auf den rasch wogenden Busen.

– Sabine, Sabine! flüsterte sie in unbeschreiblichen Tönen, in Tönen, die dem armen Richard das Herz durchschnitten.

Aber schon nach wenigen Augenblicken raffte Adele sich empor.

– Sie bestätigen, Herr Förster, was mir ein banges Ahnen sagte, seit ich ruhig über die günstige Veränderung meiner Lage nachdenken konnte; darum glaube ich Ihnen, ohne zu prüfen und zu forschen, so schrecklich Ihre Nachricht auch klingt. Ach, ich habe oft um mein Glück gezittert, habe oft mit Zagen der Zukunft gedacht, in deren Schooße mein Wohl und Wehe liegt. Jetzt erkläre ich mir gewisse dunkle Andeutungen . . . Es ist entschieden, daß man mein Elend systematisch vorbereitet hat!

Ihr Schmerz machte sich durch Thränen Luft.

Das alte Mitleid erwachte wieder in der Brust des Försters; er war so ergriffen von dem Jammer Adelen's, das er in die Worte ausbrach:

– Der perfide Mann ist ihrer Thränen unwürdig!

Sie neigte langsam das schöne Haupt, flüsternd:

– Nicht nur in der Liebe, auch in der Freundschaft bin ich betrogen!

– Fassen Sie sich, nehmen Sie an, der Graf wäre gestorben.

– Ja, rief sie in einem plötzlich veränderten Tone, er ist für mich todt! Das Kreuz im Walde bezeichnet die ewige Ruhestätte meines Glücks. O, wäre auch ich todt!

Adele verhüllte das Gesicht mit beiden Händen, ihr ganzer Körper zuckte wie im Krampfe; es stand ein jäher, schrecklicher Ausbruch ihres Schmerzes zu fürchten.

Es dauerte lange, ehe sie die Worte stammeln konnte:

– Sabine hat recht: Otto ist für mich gestorben! O, wäre er nie wiedererstanden, ich hätte dann keinen Grund gehabt, ihn zu verachten.

Sie trocknete die Thränen.

– Herr Förster, fuhr sie fort, ich danke Ihnen jetzt einen zweiten Dienst, der an Wichtigkeit den ersten übersteigt. Sie allein stehen auf meiner Seite, während Alle, die ich kenne, mir feindlich gesinnt sind, Das ist ein Wagstück ... Treten auch Sie zurück, überlassen Sie mich meinem Schicksal, das ich vielleicht verdient habe. Sie geben Ihre Stellung preis, indem Sie mich vertheidigen und vor Schaden zu bewahren suchen ... Sabine ist die Besitzerin dieser Ländereien ... Fliehen Sie mich, denn nun

liegt Gefahr in der Großmuth, die Sie an mir üben. Sie kennen Alles, Sie wissen, daß meine Ehre compromittirt ist ... Denken Sie an Ihre Mutter, denken Sie an sich selbst ...

Adele war aufgestanden.

– Ich weiß noch nicht, fuhr sie fort, wozu ich mich entschließen werde; aber Gott wird mich ja wohl erleuchten, daß ich den rechten Weg wähle, der mich aus diesem Labyrinth führt.

Richard stand an dem Eingange der Laube.

– Ich ziehe mich zurück, sagte er traurig; bedürfen Sie meiner Hülfe, so verfügen Sie, denn ich fürchte mich nicht, denen mit offener Stirn entgegenzutreten, die eine Infamie begehen wollen. Verzeihen Sie mir, Madame ... ich mußte den Schleier zerreißen, den die Hand eines Frevlers über Ihr Haupt gezogen. O, wie sind Sie zu beklagen!

Sie reichte ihm dankbar die Hand.

– Ihre Worte sind Balsam auf die Wunde meines Herzens, denn sie beweisen, daß Sie mich nicht verachten.

– Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit, rief Richard.

– Fordern Sie, fordern Sie!

– Reisen Sie nicht, ohne Abschied von mir zu nehmen.

Adele erröthete leicht.

– Ich werde Sie sehen, Herr Förster.

– Und meine Mutter, die sehnlichst wünscht, Sie kennen zu lernen ...

– Sie haben mein Wort, ich komme, wenn ich Abschied nehmen will; ja, ich komme, und müßte ich der Last des Schmerzes und der Scham erliegen.

Der Förster verließ in raschen Schritten den Garten; er mußte fort, wenn er dem Ausbruche seines Gefühls vorbeugen wollte.

Adele sank auf den Sessel zurück, da saß sie lange, starr zu Boden blickend. Ihre Hände lagen, wie zum Gebete verschränkt, in dem Schooße, und das Haupt hing kraftlos auf den Busen herab. Die schöne stattliche Dame war ein Bild tiefen Schmerzes, stiller Verzweiflung.

– Otto ist verheirathet! flüsterte sie ganz leise. Er war es schon, als ich ihn am Kreuze im Walde wiederfand . . . Und doch meidet er mich nicht, doch erweckt er Hoffnungen in mir, die mich ihm abermals zu eigen machen sollen. O Gott, und dieser Mann spricht noch von Liebe, von Sehnsucht und ewiger Treue . . . Und was flüsterte mir Sabine aus dem Wagen zu: »Heute werde ich Dein Glück vollständig machen, ich sende Dir den Mann, der Dich in das Leben zurückführt!«

Sie erhob sich und schwankte durch den Garten.

– Für ihn, dachte sie, habe ich mich geschmückt, für den Verräther . . . er wollte mich heute in den Farben der Freude sehen, daß die Erinnerung an die Zeit der Trauer völlig verwischt werde . . . Da bin ich nun geschmückt zu seinem Empfange . . . ein Opfer der Infamie?

Sie starrte nach Westen, wo die Sonne majestätisch unterging; die Hälfte der glühenden Scheibe, leicht in Nebel

eingehüllt, war noch sichtbar. Die Spitzen der entfernten Hügelkette glüheten, während in den Thälern schon Dämmerung herrschte.

– Mit ihr, flüsterte die arme Frau, geht der letzte Schimmer meines Glücks unter! Ach, und meine Ehre, das köstlichste Gut einer Frau, sie ist unrettbar verloren! Heiliger Gott, schütze mich vor Wahnsinn! Den Todten konnte ich beweinen, da ihm die Erfüllung seiner Pflicht unmöglich gemacht; den Lebenden, der mich schmäählich betrügt . . . Ich wage nicht, es auszusprechen . . . Der Frevel ist zu groß, zu furchtbar!

Adele schwankte wie gebrochen nach dem Hause.

– Ich werde die Toilette ändern, werde Trauerkleider anlegen.

Auf der Hausflur trat ihr Else entgegen.

– Ich habe das Kind zu Bett gebracht, Madame; es schläft fest, da es sehr müde war.

– Gut, recht gut.

– Nun werde ich einmal zu dem Waldhüter Kunze gehen, wenn Sie es mir erlauben.

– Gehe, Else, aber kehre bald zurück.

– Ich werde nicht lange bleiben, Madame.

Die Wärterin verließ das Haus.

– Mag sie gehen, dachte Adele; mir ist es lieb, wenn ich allein bin.

Sie betrat ein Zimmer des Erdgeschosses.

Noch ehe sie das Auskleiden begann, ließen sich Hufschläge vor der Thür hören.

– Er kommt! flüsterte Adele.

Sie preßte beide Hände auf den wogenden Busen.

So stand sie zwischen der Gardine am Fenster

– Stärke mich, mein Gott, bat sie leise, daß ich nicht erliege!

Der Graf schwang sich leicht aus dem Sattel zur Erde und band den Zügel des schlanken Pferdes an das Gitter des Weinstocks. Er trug heute elegante Sommerkleider, die dem Roué vortrefflich standen. Adele glaubte zu bemerken, daß der Graf heute bleicher aussah als sonst, und daß sich ein bitteres Lächeln in seinen Zügen ausdrückte. Es lag etwas in seinem Wesen, das sich nicht beschreiben, sondern nur herausfühlen ließ. Vielleicht bewirkte dies die schlichte Toilette, oder die eben nicht heitere Gemüthsstimmung, die eine Folge der mißlichen Familienverhältnisse sein konnte. Adele stand in der Mitte des Zimmers, als leise an die Thür geklopft ward.

Der Graf trat ein, ohne Antwort auf das Klopfen zu erwarten.

6. EIN ROUÉ.

Adele vermochte kaum zu athmen; sie befand sich allein mit dem Manne, der ihr Lebensglück völlig zerstört hatte. Die Helle des Sommerabends gestattete, daß sie das schöne Gesicht des Grafen erkennen konnte.

– Guten Abend, meine Liebe! flüsterte er vertraulich.

Er legte Hut und Reitpeitsche auf den nächsten Stuhl.

Adele sah ihn ernst und würdevoll an.

– Was ist das? fragte er verwundert. Verschmähst Du es, meinen freundlichen Gruß zu erwidern?

Er trat näher, um ihre Hand zu ergreifen; sie zog die Hand zurück.

– Geduld, Graf! rief sie mit tonloser Stimme.

– Du bist geschmückt, mich zu erfreuen, und doch . . .

Adele konnte nicht sofort antworten, ein furchtbares Weh durchschnitt ihr das Herz.

– Ja, das Opfer ist geschmückt! flüsterte sie mit Anstrengung.

Der Graf betrachtete sie,

– Wie schön Du bist, Adele . . .

– Auch Schmeicheleien muß ich hören.

– Ganz wie sonst, als Du mir zärtlich entgegnetest.

– Wie sonst, wie sonst! rief sie schmerzlich.

– Ich eile, von Sehnsucht und Liebe getrieben, nach Deinem Häuschen, will Dich an die Brust drücken und den Schwur ewiger Treue wiederholen . . . Du aber empfängst mich kalt wie einen fremden Menschen, der sich unberufen in Dein Stübchen drängt. Was habe ich verbrochen? Ueber die kleinen Differenzen, die noch heute über uns obschweben, kann ich Dir heute Aufklärung geben und mich rechtfertigen . . . Wir wollen auch den Plan unserer Reise besprechen . . . Adele, ich schwärme noch für Dich wie in den ersten Wochen unserer Liebe . . . Wirf die Maske ab, denn bedarf eines Reizmittels nicht mehr . . . Du bist schön wie Juno und hältst mich mit unzerreißbaren Banden umstrickt. Hast Du einen Wunsch, er ist erfüllt, so wie Du ihn aussprichst; Du hast nicht zu wünschen, Du hast zu befehlen und ich . . . gehorche!

Er wollte die schöne Frau umarmen.

Sie trat rasch zurück.

– Berühren Sie mich nicht!

– Adele!

– Denken Sie an die Frau, die Ihnen gesetzmäßig angehört, denken Sie an die Gattin und treten Sie meine Ehre ferner nicht mit Füßen.

Das überwallende Gefühl erstickte ihre Stimme.

Der Graf schien bestürzt zu sein.

– Das ist es? murmelte er. O, ich errathe, meine Feinde rasten nicht, sie treten von Neuem auf, mein kaum wieder erblühtes Glück zu zerstören.

– Sie leugnen noch, Herr Graf?

– Auf Verleumdungen dieser Art antworte ich nicht.

– Auch wenn es zu meiner Beruhigung nöthig wäre?

– Schlage den kalten Ton nicht an, Adele; er berührt mein Herz zu unangenehm. Forderst Du eine Verständigung, so werden wir sie ohne Zwist herbeiführen. Vergiß nicht, daß wir in einer Beziehung gemeinsame Interessen verfolgen . . . des Kindes Stütze sind die Eltern . . .

Die arme Frau bedeckte mit dem weißen Battisttuch, das sie in der Hand trug, die Augen.

– Großer Gott! Großer Gott! schluchzte sie.

Ihr ganzer Körper bebte.

Der Graf hatte vornehm nachlässig die rechte Hand in die Brustöffnung der Weste gelegt und sah malitiös lächelnd die weinende Dame an.

– Wir stehen auf der Höhe der Kultur, Adele; wir sind gebildete, vorurtheilsfreie Menschen, die alle Dinge und Verhältnisse mit dem Maßstabe des Verstandes

messen, zumal wenn es gilt, dem Herzen Befriedigung zu verschaffen. Die conventionellen Gebräuche der Gesellschaft zerfallen vor dem Gedanken in Nichts: Das Leben ist kurz, sehr kurz! Ich bin kein Genußmensch, bin nur bis zu einem gewissen Grade Egoist ... Darum glaube mir wenn ich versichere: Dir und unserem Kinde möchte ich das beste Loos von der Welt bereiten. In dieser wahrlich nicht zu unterschätzenden Absicht habe ich Dir die Vorschläge gemacht, deren Ausführung Du selbst zu hintertreiben scheinst. Ich weiß, Du bist abhängig von Sabine Roland ... Diese Dame ist meine ärgste Feindin ... Ich bitte Dich, tritt von heute an unter den Schutz des Mannes, der Dich zu schützen die Verpflichtung hat ... Eine Kette von Widerwärtigkeiten trennte mich von Dir ...

– Und meine Ehre, meine Ehre? rief Adele.

Der Graf zuckte mit den Achseln.

– Ehre ist ein relativer Begriff ...

– O Mann, Mann, wie hast Du Dich verändert!

– Ich bin derselbe, der ich immer gewesen ... Ich bin nicht dem Ehrgeföhle, sondern dem Herzen gefolgt, als ich zu Deinen Füßen Dir Liebe schwor.

– Gott im Himmel!

– Und habe ich falsch geschworen! Ich liebe Dich heute noch wie sonst, und würde elend sein, wenn ich zu der Erkenntniß gelangte, daß Du mir ein Deiner Brust unbekanntes Gefühl geheuchelt hättest. Nein, Adele ich achte Dich zu hoch, ich vertraue Dir zu rückhaltslos, als daß

ich Deine Betheuerungen anzweifeln sollte. Folge Deiner Liebe, laß Dich umarmen und küssen.

Die Dame hielt ihn zurück.

– Nein, nein!

– Dann hast Du mich nie geliebt!

Sie schüttelte schmerzlich das schöne Haupt.

– Habe ich Dir Nicht Alles geopfert, was ich besaß?

– Adele, sei klug!

– Otto, weiche nicht aus, beantworte mir die eine Frage ...

– So frage doch ...

– Bist Du verheirathet?

Der Graf stieß ein kurzes »Ja!« aus.

Adele trat erbleichend zurück.

Dies Wort, flüsterte sie, hat entschieden.

Sie schwankte zu dem nächsten Stuhle, auf dem sie sich niederließ.

– Du siehst, Adele, daß ich Deine Frage offen beantworte; da Du fragst, will ich Dich nicht täuschen ... Ich habe mich in der Zeit unserer Trennung verheirathet, da ich die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben hatte ... Gabriele Roland liebte mich ... sie war schön, jung und reich, Eigenschaften, die einem Grafen imponiren, der sein Vermögen verloren hat. Wer trug die Schuld an diesem Verluste? Meine Liebe zu einer bürgerlichen Dame ... Der Vater enterbte mich, weil ich seiner unwürdig sei. Das Lächerliche dieser Ansicht brauche ich Dir nicht darzuthun ... Nun bewarb ich mich um das Vermögen Gabrielen's ... Du verstehst mich doch? Ich konnte eine

Schönheit ohne Geist und Witz nicht lieben, einen frischen Körper ohne Gemüth, eine schöne Larve ohne Seele. Da traf ich Dich am Kreuze im Walde ... Ah, die alte Flamme loderte wieder auf und bei dem Scheine derselben stellte ich Vergleiche zwischen Dir und meiner Frau an ... Adele blieb Siegerin! Das Glück, das mir in jener stolzen Villa fehlte, fand ich in diesem Häuschen ... Ich hatte den Muth nicht, Dir mein Mißgeschick zu bekennen, ich wollte Dich nach und nach vorbereiten ... Da ist mir eine andere Person zuvorgekommen ... Weine nicht, Adele, ich konnte Gabriele wohl heirathen, weil der stolze Bankier seine Tochter zur Gräfin erheben wollte; meine Liebe werde ich ihr nie zuwenden können, denn sie gehört Dir, Dir, Du reizendes, gutes Weib!

Der Graf wollte wiederum ihre Hand erfassen.

– Jetzt, mein Herr, rief Adele entrüstet, zeigen Sie sich in Ihrer wahren Gestalt! O, daß ich Ihren Versicherungen von Neuem glaubte und mich nicht sofort von Ihnen abwendete, als Sie zum zweitenmale sich mir näherten. Ist es denn möglich, daß Sie mir zumuthen, die Liebe eines Mannes anzunehmen, der heilige Verpflichtungen gegen eine tugendhafte und liebende Gattin hat? Ist das möglich? Sie sind ein Ungeheuer, Herr Graf!

Das verletzte Ehrgefühl Adelen's war stärker als der Schmerz über getäuschte Liebe. Stolz blickte die schöne Frau auf den Roué herab, der wie ein Satyr lächelte.

– Ihre Entrüstung, Madame, entgegnete er kalt, ist unbegründet und völlig nutzlos. Sie schaden Ihrer Gesundheit, ohne die Verhältnisse im geringsten zu alteriren.

Können wir gegen das Schicksal ankämpfen, das mit unerbittlicher Zähigkeit die Loose der Menschen schafft? Wir müssen uns fügen und können nur dadurch einigen Vortheil erringen, daß wir mit kalter Ruhe die Schläge des Schicksals zu pariren suchen. Arrangiren wir uns als vernünftige, vorurtheilsfreie Menschen, und wir werden eine leidliche Stellung einnehmen, eine Stellung, die uns das Leben nicht ganz verachten läßt.

– Wenn Sie auch mich mit Füßen treten, mein Herr, so schonen Sie Ihre Gattin!

Der Graf lächelte immer noch.

– Meine Gattin? wiederholte er. Gabriele ist eine kluge, eine sehr kluge Frau! Eine echte Gräfin, obgleich bürgerlich geboren! Ah, Gabriele erfaßt die Dinge richtig und sichert sich eine Lebensstellung, um die sie manche Dame beneidet. Ich wollte Sie, Madame, nach und nach auf die Kenntnißnahme der eingetretenen Verhältnisse vorbereiten und zugleich davon überzeugen, daß ich Ihnen gegenüber immer noch derselbe bin ... eine unberufene Person ist mir zuvorgekommen ... Verzeihung, der Ihnen bereitete jähe Schreck ist nicht meine Schuld ... Arrangiren wir uns doch, Adele ... Wahrhaftig, ich werde Ihnen so viel Confessionen ertheilen, als die Verhältnisse nur immer zulassen. Für die Erziehung des Kindes Sorge ich als Graf ... Du, mein Kind, magst Dich mit einem Anderen verheirathen.

– Heiliger Gott! flüsterte die bestürzte Frau.

Der Roué streckte ruhig die Hand hin.

– Adele, Du kannst mich noch nicht durchschauen! Unterbrich mich nicht, es ist Deine Pflicht, daß Du mich ganz anhörst. Um Dich von meinen liberalen Gesinnungen zu überzeugen, bemerke ich, daß ich Dir doch gewogen blieb, obgleich Du in meiner Abwesenheit eine Liaison mit dem Förster meines Schwiegervaters unterhieltst ...

– Elender! Elender! stammelte die Beschuldigte.

– Heirathe den Förster, ich werde Dir eine Aussteuer zahlen, die Deinem künftigen Gemahl Respekt einflößen soll. Und mir wirst Du, wenn auch nicht eine leidenschaftliche Liebe, so doch eine lebhaft Dankbarkeit bewahren ...

– Ungeheuer! rief Adele auffahrend.

– Bist Du mit diesem Vorschlage nicht einverstanden, so werde ich Dir einen anderen machen ...

– Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr!

Der Graf nahm Hut und Reitpeitsche.

– Wie Sie wollen, Madame!

– Ich darf nicht ein Wort mehr von Ihnen hören.

– Sie sind zu excentrisch.

– Wie Sie boshaft und nichtswürdig sind.

Ein Achselzucken des Grafen war die Entgegnung auf diese Worte, die Adele mit tonloser Stimme ausgestoßen hatte.

– Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale! rief schluchzend die Arme. Kümmern Sie sich ferner nicht um mich, reißen Sie Alles aus dem Gedächtnisse, was irgend Bezug auf mich hat ... Ich kann Jammer und Elend tragen, die

Schande aber weise ich mit aller Kraft zurück, die mir das Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit verleiht!

Der Roué verneigte sich.

– Guten Abend denn! flüsterte er zugleich. Ich habe gethan, was die Noblesse forderte . . . Doch, ich will noch ein Uebriges thun . . . Sollten Sie Ihre Ansichten ändern, denn guter Rath kommt zuweilen über Nacht . . . sollten Sie meine Hülfe in Anspruch nehmen wollen, so suchen Sie mich in meiner Villa auf, ich werde Ihnen stets veröhnlich die Hand bieten. Ihnen, schöne Frau, verdanke ich die glücklichste Zeit meines Lebens . . . ich werde mich erkenntlich zeigen, wenn Sie es wünschen!

Das Schreckliche war verschwunden.

Die betäubte Adele hörte wie aus weiter Ferne die Hufschläge des Pferdes, das der geschickte Reiter sich bäumen und dann im raschen Trabe davoneilen ließ. Nun herrschte tiefe Stille; der Abend, der völlig angebrochen, erfüllte die Landschaft mit einer feierlichen Ruhe, die auch nicht durch das leiseste Geräusch gestört wurde, als die Hufschläge verklungen waren. Nach Minuten erst hob Adele das von schmerzlicher Erregung brennende Haupt empor.

– Mir ist, als ob ich einen wüsten Traum gehabt hätte! flüsterte sie. Doch nein, die Ereignisse sind Wirklichkeit, ich war darauf vorbereitet . . . Der brave Förster hat mir die volle Wahrheit berichtet. Was habe ich hören müssen! Wie rasch und wie schrecklich ist die Sinnesänderung des Grafen eingetreten . . . Nein, nein, seine Gesinnung ist immer schlecht gewesen, er hat sie mir als ein gewandter

Roué zu verbergen gewußt. Das also ist der Lohn für meine treue Liebe; für den Jammer, den ich erlitten, für den Schmerz, den mir der vermeintliche Tod des geliebten Mannes bereitet ... Still, still, die Liebe darf sich nicht mehr regen ... Ich bin schwach gewesen in Stunden der Leidenschaft ... Jetzt werde ich die Würde der Frau zeigen, die Ausdauer der Mutter.

Nachdem sie eine Zeit lang stille vor sich hin geweint, begann sie die Nachttoilette. Bald befand sie sich in einem weißen Hausgewande; ein Nachthäubchen bedeckte ihren schönen Kopf. So stand sie lange sinnend an dem Fenster, das sie geöffnet hatte, um ihre heiße Stirn der kühlen Luft auszusetzen. Wie anders erschien ihr jetzt die Natur, wie traurig und öde, die sie am Morgen noch herrlich gefunden und mit Jubel begrüßt hatte. Der schweigende Wald, dessen Umrisse aus dem weißen Nebel der Wiesen deutlich hervortraten, kam ihr jetzt wie ein Grab vor, das alle Freude, alles Glück verschlungen hatte. Die Einsamkeit, die ihr sonst wohlgethan, erschreckte sie.

– Verlassen, verlassen, flüsterte Adele. O, wüßte ich nur, wie ich Sabinen's Benehmen deuten, wie ich mich ihr gegenüber verhalten sollte! Mich bedeckt ein grauvoller Schleier, den meine schwache Hand nicht zerreißen kann. Wer bin ich denn! O, mein Gott, ich darf nicht zurückdenken ... Die Gegenwart flößt mir Entsetzen ein, und wenn ich den Blick in die Zukunft schweifen lasse ... Guter Gott, erbarme Dich meiner, Du kennst jede Falte meines Herzens, Du weißt, daß ich ein Opfer

meines grenzenlosen Vertrauens bin ... erleuchte mich und schütze mich vor Verzweiflung!

Sie betete und weinte.

– Horch! rief sie plötzlich.

Adele lauschte aufmerksam.

– Mir war doch, als ob mein Kind weinte.

Sie lauschte wiederum.

– Nein, Ottilie schläft süß, sie hat noch keine Ahnung von dem Jammer des Lebens, Engel umstehen ihr Bettchen, der unschuldigen Schläferin zulächelnd. O, wäre auch ich noch ein Kind! O, wie schön war meine Jugend, wie harmlos tändelte ich durch die Welt, als die Fürsorge liebevoller Eltern mich umgab! Damals glaubte ich nicht an den Ernst des Lebens, ich war das fröhliche Mädchen ... Ach, wie werde ich für mein Kind sorgen, wie werde ich die Mutterpflichten erfüllen können? Meine Hände sind gebunden, ich bin ein schwaches Weib, das von den Verhältnissen hin- und hergeschleudert wird ... Soll ich von Almosen leben, die mir die Hand einer zweifelhaften Freundin spendet? Soll ich den Grafen ... Adele schauderte heftig zusammen.

– Nein, nein! Ich ziehe den Tod vor! Und der brave Förster ... er muß mich wahr und innig lieben, da er mir unter den schwierigen Verhältnissen, die er kennt, seine Hand bietet. O, es ist Frevel, seiner jetzt zu gedenken, überhaupt die Möglichkeit vorauszusetzen, durch ihn eine Versöhnung mit dem Leben zu erwirken. Der freie, schlichte Waidmann soll das Geschick seines Herzens nicht an ein Weib ketten, das seiner unwürdig ist!

Ich werde allein kämpfen und, wenn der Himmel mir nicht gnädig ist, allein untergehen. Gutherzige Menschen werden für mein Kind sorgen, das gewiß unter Gottes Obhut steht.

Sie schloß das Fenster.

Schwankend verließ sie das Zimmer.

– Ich will mich an dem Anblick meines Kindes stärken! flüsterte sie.

Die Arme bedurfte wahrlich der Stärkung, denn ihr Muth war gebrochen. Die wechselnden Erregungen, bald freudig, bald schmerzlich, hatten sie körperlich und geistig entkräftet.

Nachdem sie die Thür des Hauses geschlossen, stieg sie die Treppe hinan.

– Sabinen's Haus, flüsterte sie; o, könnte ich es verlassen. Wohin wende ich mich, wem klage ich meine Noth? Ich muß vor der Hand noch von Almosen leben! Nein, an Sabinen's Freundschaft glaube ich nicht.

Sie blieb auf der obersten Stufe stehen.

– Wenn, dachte sie, der Graf auch die Tante seiner Frau getäuscht hätte! Nein, der Gedanke ist nicht einleuchtend ... Sabine hat mich getäuscht, um Gabrielen zur Gräfin zu machen. Das ist es! Jetzt können mir die Augen geöffnet werden, da der Zweck erreicht ist ... Da habe ich die Lösung des Räthsels. Nun will man mich mit dem Förster abfinden ...

Mit diesem Gedanken, der sie ernst beschäftigte, trat sie in das Zimmer, dessen Fenster offen standen. Was Sabine nur schüchtern angedeutet, hatte der Graf sehr

verständlich ausgesprochen. Man wollte sie nicht untergehen lassen und zugleich die Ruhe der jungen Gräfin sichern. Aber war der Förster auch der Mann, der sich zu diesem schnöden Zwecke verwenden ließ? Konnte er nicht Liebe heucheln, nachdem man ihm eine Belohnung versprochen? Adele hatte ihn abgewiesen, bauend auf die Rechtlichkeit und die Treue des Grafen ... jetzt wollte man sie durch Noth zwingen, die Bewerbungen des Försters anzunehmen. O, gewiß, das scharfblickende Auge mußte ein System in der Entwicklung der Dinge erkennen, ein schlaues entworfenes und raffiniert ausgeführtes System. Dann aber war der Förster ein käuflicher Mensch, der die Achtung und Liebe einer Frau nicht verdiente. Das Wiedersehen am Kreuze im Walde, das ein tückischer Zufall gefügt, hatte Schwierigkeiten bereitet ...

– O, ich durchschaue jetzt die Intriguen! rief Adele. Sabine steht auf der Seite des Grafen und der Förster läßt sich von Beiden leiten. Man meint es gut mit mir! fügte sie bitter hinzu. O, die Menschen, die Menschen! Sie würden eine leichte Arbeit gehabt und viel Zeit erspart haben, wenn sie mir mit Offenheit entgegengekommen wären! Sabine zwingt mich durch Freundschaft und List, während der Graf eine traurige Rolle spielt, die, ob wahr oder erkünstelt, ihn mir verhaßt machen muß.

Sie konnte sich doch der Thränen nicht erwehren, die Schmerz und Groll hervorriefen.

Else blieb lange aus.

Adele sah scharf nach der Wiese, die jetzt vom Nebel frei geworden.

Der helle Fußpfad, der nach dem Waldhüter-Häuschen führte, ließ sich erkennen.

– Ach, dachte Adele, ich bin von treulosen gewinn-süchtigen Menschen umgeben und Else, so scheint mir, gehört dem Komplott an. Sie entfernt sich vor Ankunft des Grafen und bleibt ungewöhnlich lange aus, um diese Zeit zu gönnen, mit mir zu verhandeln.

Sie wartete noch zehn Minuten.

Else kam nicht.

Es ward nach und nach unheimlich in dem stillen Hause.

– Man wird doch nicht Gewalt anwenden! dachte Adele. Inmitten der Einsamkeit stehe ich als schwache Frau allein ...

Sie zündete rasch eine Kerze an.

Eine unerklärliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt.

Nie war ihr das Herz so schwer gewesen als heute, nie war in ihr die Furcht vor einem Gewaltstreiche aufgestiegen. Sie nahm sich vor, Fenster und Thüren fest zu schließen, wenn Else noch länger ausbleiben sollte.

– Warum entfernt sie sich auf so lange? Was hat sie gerade heute bei dem Waldhüter zu thun, welcher ein Untergebener des Försters ist?

Diese Frage gesellte sich zu mancher anderen, auf die Adele keine Antwort finden konnte.

– Ich muß nach meinem Kinde sehen! rief sie leise.

Mit bebender Hand nahm sie die Kerze.

Sie konnte, da die Thür nur angelehnt war, leicht in das Schlafgemach treten, das an das Zimmer grenzte.

Es befand sich Alles in der gewohnten Ordnung.

Dort stand das weiße Bett der Herrin, dessen Decke zurückgeschlagen war; daneben befand sich das Bettchen des Kindes.

– Das Licht, flüsterte die Mutter, könnte Ottilien blenden! Gutes Kind, es soll nichts Deinen Schlummer stören!

Sie setzte die Kerze auf den Tisch hinter einen Schirm.

Ach, die Mutterliebe, die sich vom tiefsten Seelenschmerze nicht beeinträchtigen ließ, ging mit ängstlicher Sorgfalt zu Werke.

Das Bettchen stand nun im Schatten.

Adele schlich auf den Zehen näher und neigte sich zu den Kissen hinab.

– Heiliger Gott! stöhnte sie.

Starren Blicks betrachtete sie das Bett; ihre Augen schienen aus dem Kopfe hervortreten zu wollen.

– Nein, es ist Täuschung! Ich bin nicht bei Verstande, mein Blick ist umflort!

Diese Worte stieß sie kurz und abgebrochen aus; ihre Brust war athemlos, das Bewußtsein drohete sie zu verlassen. Plötzlich raffte sie sich auf, griff hastig nach der kleinen Decke und warf sie zu Boden.

Das Bettchen war leer. Man sah die eingedrückten Formen noch, in denen, das zarte Kind gelegen.

– Es ist nicht möglich! stöhnte Adele. Ich bin wahnsinnig, ich kann die Außenwelt nicht mehr erfassen.

Sie betastete zitternd das Bett.

– Otilie! schrie sie auf.

Kein Laut, kein Geräusch antwortete.

Die arme Mutter warf ein zweites Kissen aus dem Bettchen, hoffend, das Kind sei fester als sonst zugedeckt.

– Leer, leer! hauchte sie.

Wie eine Wahnsinnige starrte sie auf das Bett; leise tastend bewegten sich ihre betenden Hände.

– Man hat mir mein Kind gestohlen! schrie sie auf.

Nun durchsuchte sie das große Bett und alle Winkel des Schlafgemachs; sie eilte in das Wohnzimmer und kam zurück, um noch einmal das Bett zu durchwühlen.

Ein Hoffnungsstrahl blitzte auf.

– Else hat das Kind mit sich genommen! Ja, sicher, denn sie liebt das kleine Wesen.

Die Arme dachte nicht daran, daß sie die Wärterin, als diese fortging, ohne Kind gesehen hatte.

Sie eilte, die brennende Kerze tragend, in das Erdgeschoß hinab. Auch hier durchsuchte sie alle Räume. Nirgends fand sich eine Spur von dem Kinde.

Mit dem Ausrufe »Else muß es wissen!« stürzte sie an den Platz vor dem Hause.

– Wohin, Madame?

So fragte die heimkehrende Wärterin.

– Else, bringst Du Otilien?

– Ich habe das Kind zu Bett gebracht.

– Unglückliche, Du lügst!

– Adele zerrte die Wärterin bei den Händen in das Haus.

– Madame, ich begreife Sie nicht! rief die ängstliche Bäuerin.

– Wo hast Du mein Kind?

– Es liegt längst in seinem Bettchen.

– Nein, nein!

– Ich habe es wie jeden Abend sorgfältig zugedeckt.

– Sieh' nach.

Else eilte die Treppe hinan.

Die weinende Mutter folgte.

– Sieh' nach! Sieh' nach! rief sie.

Else betrachtete die herumliegenden Kissen.

– O, Madame! rief sie schaudernd, was haben Sie gemacht!

– Was ich gemacht habe?

– In der Kammer sieht es gräßlich aus.

– Mein Kind, mein Kind! rief die Mutter durch das Haus. Man hat mir mein Kind geraubt!

Die Wärterin faltete bebend die Hände.

– Ich habe Ottilien zu Bett gebracht, so wahr mir Gott helfe! flüsterte sie.

– Und doch konntest Du Dich entfernen?

– Sie wissen ja, daß ich mit Frau Kunze abrechnen mußte.

Adele war zusammengebrochen; sie kauerte am Boden.

– Else, wimmerte sie, wenn Du weißt, wo mein Kind ist, so sage es mir; ich bin Dir stets eine gute Herrin gewesen, habe Dir Wohlthaten über Wohlthaten erwiesen

... Zeige Dich nun dankbar, treibe mich nicht zur Verzweiflung!

Die Wärterin wiederholte, daß sie das Kind zu Bett gebracht habe und versicherte durch einen kräftigen Schwur, daß ihr das Verschwinden unerklärlich sei.

Beide durchsuchten noch einmal das ganze Haus. Else ging sogar auf den Giebelplatz, wo die große Eiche stand, und von dort in den Garten. Sie kam mit leeren Händen zurück. Adele saß in dem Schlafzimmer neben ihrem Bette. Die arme Mutter bot einen bejammernswerthen Anblick. Ihr Haar hatte sich aufgelöst und floß in schwarzen Wellen über das weiße Hausgewand, das hier und dort zerrissen war. An ihren zarten Händen, die des Rückens der schweren Möbel und des Werfens der Bettstücke ungewohnt, zeigten sich Blutspuren. Und wie bleich war ihr schönes Angesicht, bleich wie der Tod. Ein Fieberfrost durchschüttelte sie, während ihr großes Auge wirr durch das Zimmer blickte. Die Wärterin schrak vor ihr zurück.

– Sie hat das Kind umgebracht! dachte sie. Das arme Geschöpf war ihr im Wege, so lieb sie es auch hatte.

Mit scheuem Blicke betrachtete sie die Mutter, die regungslos neben dem Bette saß.

– Legen Sie sich nieder, Madame! bat sie.

Sie schüttelte schmerzlich das Haupt.

– Glaubst Du, ich werde schlafen können?

– Sie sind krank.

– Ja, ich bin krank an Leib und Seele.

– Ruhe wird Ihnen wohl thun.

Adele weinte.

– Else, bat sie, wenn Du weißt, wer mein Kind geraubt hat, so sage es mir ... ich werde Dir nicht zürnen, ich werde dankbar sein und Dich segnen.

– Aber Madame!

– Habe Erbarmen, Else!

Auch die Wärterin weinte.

– Wenn ich es nur wüßte; ich würde es Ihnen ja gern sagen.

Sie beschrieb noch einmal, wie sie das Kind verlassen hatte.

– Ich habe, schloß sie, mit Frau Kunze am Gartenzaune gestanden; es ist Niemand des Wegs gekommen, als der Herr zu Pferde, und der hatte kein Kind vor sich auf dem Sattel. Der Herr Förster ist längst fort, ich habe gesehen, wie er nach dem Walde ging. Es bleibt mir ein Räthsel ...

– Was thue ich denn? Wohin wende ich mich? Großer Gott, nun kommt die Nacht, die schreckliche, endlose Nacht! Ich muß unthätig hier im Hause bleiben ... O, mein armes Kind, es wird vielleicht gemißhandelt!

Adele streckte bebend die Arme aus, als ob sie das Kind vor Gewaltthaten schützen wollte.

– Madame, rief die Wärterin, Sie haben ja Blut an den Händen.

Adele erschrak.

– Blut?

– Ja, ja!

– Wo?

– An den Spitzen Ihrer Finger.

– Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin.

Else trat schaudernd zurück.

– Madame, flüsterte sie, ich will lieber gehen.

Die unglückliche Mutter hatte diese Worte nicht gehört.

– Ach, flüsterte sie, Blut ist eine böse Vorbedeutung! Meine Ottilie wird wohl todt sein. Blut, Blut!

Jammernd verhüllte sie das Gesicht mit dem Battisttuche.

Die alte Bäuerin wollte leise das Zimmer verlassen; ihr ward unheimlich zu Muthe in der Nähe dieser Frau, die, wie sie wähnte, kein gutes Gewissen hatte.

– Wohin? fragte Adele auffahrend.

Mit wirren Blicken starrte sie die Wärterin an.

Else erschrak heftig.

– Ich will unten die Thür schließen, Madame!

– Sie ist bereits verschlossen.

– Es wäre doch gut, wenn ich noch einmal nachsähe

...

– Du starrst mich verlegen an; jetzt schlägst Du die Blicke zu Boden ... Else, warum zitterst Du? Wenn Du ein reines Gewissen hast, kannst Du mich offen anschauen. Oh, Du fühlst Dich schuldig ... Ich lese in Deinem Herzen ... Weib, bekenne, daß Du mein Kind fortgetragen hast! Du bist eine bezahlte Betrügerin ... Bekenne: wohin hast Du mein Kind gebracht?

Die arme, von Schmerz betäubte Frau stand drohend vor der Wärterin.

– Ich, ich? schrie Else auf.

– Entreiß die jammernde Mutter der Verzweiflung! Im Namen Gottes, Weib, habe Erbarmen!

Sie wollte Else's Hand ergreifen: eine Ohnmacht vereitelt ihr Bemühen . . . sie sank auf die Kissen nieder, die noch zerstreut am Boden lagen.

Else stand zitternd neben der Thür.

– Es ist nicht richtig mit ihr! flüsterte sie vor sich hin. Die Wirthschaft konnte nicht lange dauern, sie mußte so ausgehen. Das arme Kind mag wohl irgend wo hingscharrt sein . . . Der Gerichtsamtman findet es schon . . . Ich werde nicht anklagen, aber wenn man mich fragt . . . Möchte doch wohl wissen, wer das Kind stehlen sollte, das überall zur Last ist.

Adele stieß einen schmerzlichen Seufzer aus.

– Blut! Blut! delerirte sie. Ich habe das Blut an meinen Händen gesehen!

Noch einmal strengte sie sich an, den Kopf emporzuheben; sie brach wimmernd wieder zusammen, dann blieb sie ruhig liegen.

Die Bäuerin ergriff die Flucht; sie eilte aus dem Hause über die Wiese und erzählte dem Waldhüter, was geschehen. Kunze, der von dem Förster Auftrag hatte, über die Nachbarin zu wachen, begab sich schleunigst nach dem Landhause; ihm auf dem Fuße folgte die Frau, die sich mit der ohnmächtigen Adele beschäftigte und sie zu Bett brachte. Die ihres Kindes beraubte Mutter war so erschöpft, daß sie in einen unruhigen Schlummer versank. Wirre Träume peinigten sie; bald sprach sie mit dem Kinde, bald dem Grafen, den sie flehentlich bat, er möge ihr

Ottilien zurückgeben, es sei dies ja das einzige Wesen auf dieser Erde, an dem ihr Herz hange; sie wolle die Gegend verlassen, flüsterte sie betheuernd, damit der Graf in seiner Ehe glücklich werde, und Niemand sollte erfahren, daß Otto sie zuvor geliebt habe. Dann wieder brach sie in Vorwürfe aus, klagte Sabinen der Lieblosigkeit an und weinte heiße Thränen. Der ehrliche Waldhüter übergab die Kranke seiner Frau und eilte mit dem Morgengrauen nach dem Forsthause, um seinem Herrn die Ereignisse zu melden. Richard hatte den Boten bestürzt angehört.

– Kunze, fragte er, glaubt Ihr an die Schuld der armen Frau?

– Nein!

– Ihr seid bejahrt, habt Menschen und Dinge kennen gelernt ...

– Herr Förster, verlassen Sie sich darauf, die Dame hat ihr Kind nicht umgebracht, sie hatte es viel zu lieb, auch ist sie zu gut, um ein so schweres Verbrechen zu begehen. Aus der einfältigen Else spricht die Angst. Ich bleibe dabei: das hübsche Kind ist gestohlen.

Der Waldhüter mußte nun den Arzt aus dem nächsten Dorfe holen. Richard schrieb einen Brief an Sabinen, in dem er ihr das Geschehene mittheilte und sie bat, die Kranke zu besuchen. Diesen Brief mußte ein Knecht sofort nach der Stadt tragen. Er selbst sattelte sein Pferd, sagte der Mutter, daß er in den Forst müsse, und jagte nach dem Landhäuschen, das er bald erreichte. Else, die zurückgekehrt war, stand in der Thür; sie berichtete, daß

Madame aufgestanden sei und sich in dem Wohnzimmer befinde.

– Melden Sie mich an!

Es geschah.

Fünf Minuten später trat Richard in das Zimmer.

Adele saß auf dem Sopha; sie sah sehr bleich aus und hatte verweinte Augen.

– Kommen Sie als mein Schützer? fragte sie ruhig.

– Ich kann mich nur in der besten Absicht Ihnen nähern; Sie wissen ja, daß ich Sie hoch schätze.

– Ach ja, ich weiß es! flüsterte sie ganz leise.

Der Waldhüter brachte mir die Meldung von dem, was hier, geschehen ...

Sie brach in Thränen aus.

– Man hat mir mein liebes Kind geraubt!

– Ich werde die umfassendsten Nachforschungen anstellen; seien Sie versichert, daß wir den Thäter entdecken. Aber denken Sie auch an sich und geben Sie sich nicht übermäßigem Schmerze hin ...

– Ich soll den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren! flüsterte sie schmerzlich.

– Es werden auch wieder bessere Tage kommen! tröstete Richard, in dem sich das innigste Mitleid regte.

– Ich lebte still und abgeschieden von der Welt ... man gönnt mir die Ruhe nicht, die ich mir gewaltsam angeeignet ... So viel ich auch sinne, ich erinnere mich keiner Handlung, die mir hätte Feinde zuziehen können ...

Richard hätte gern gesagt: »Ihre Schönheit erweckt den Neid und Neid ist Feindschaft, die erbitterteste Feindschaft«; aber er schwieg, um in dieser schrecklichen Stunde nicht Schmeicheleien zu sagen, die verletzen mußten.

– Das Gebet, fuhr Adele fort, das ich zum Himmel gesendet, hat mein Herz mit ruhiger Ergebung erfüllt; Gott wird mein Kind schützen und das Verbrechen an das Licht bringen . . . Es geschieht ja nichts ohne den Willen des Höchsten, der aller Menschen Schicksale leitet.

– O, das ist der rechte Glaube! rief Richard.

– Herr Förster, ich erblicke in Ihnen einen von Gott gesendeten Boten; ach, könnte ich Ihnen lohnen, wie Sie es verdienen . . .

– Sprechen Sie jetzt nicht über diesen Punkt.

– Und doch muß ich es, doch muß ich Ihnen erklären, daß ich nur durch Worte danken kann, da mir die Vorsehung einen Platz in der menschlichen Gesellschaft angewiesen, der tief unter dem Ihrigen steht. Verhehlen Sie es mir nicht, Herr Förster . . .

Sie preßte beide Hände auf den Busen.

– Es wird mir schwer, die Frage auszusprechen! sagte sie nach einem tiefen Seufzer.

– Fragen Sie immerhin, ich werde offen und ehrlich antworten.

– Aber Sie verzeihen der tiefgebeugten Mutter, die von bangen Zweifeln hin- und hergeschleudert wird, die in jedem Menschen einen Feind erblickt.

– Es ist dies erklärlich.

– Und Sie möchte ich gern für den aufrichtigen Freund halten.

– Ich bin es auch . . .

– Eine Seele muß ich doch haben . . .

– Fragen Sie, fragen Sie! mahnte Richard.

Adele faßte Muth.

– Herr Förster, ich habe Grund, Fräulein Sabine Roland zu mißtrauen.

– Und ich pflichte Ihnen bei.

– Auch Sie, Herr Förster?

– Ich habe mein Wort gegeben, offen zu sein.

– Sabine hat stets das Beste über Sie gesprochen.

– Ich würde, wenn das Gegentheile der Fall gewesen, sehr ernst aufgetreten sein, da ich mich wissentlich nie einer Schlechtigkeit schuldig gemacht.

Die Blicke Adelen's glänzten hell auf.

– So kommen Sie aus freiem Antriebe zu mir?

– Meinem Herzen lasse ich nicht gebieten.

– Sie handeln nicht im Auftrage Sabinen's?

– Eine Empfehlung der Dame halte ich nicht für einen Auftrag.

– Herr Förster! rief Adele mit Genugthuung, Sie verstehen mich, Sie wissen meine Worte zu deuten!

– Ich verstehe Alles, seit ich weiß, daß die Gemahlin des Grafen von Ravenstein die Nichte Fräulein Sabinen's ist. Die reichen Leute pochen auf ihr Geld, sie wännen, Glück und Ehre damit erkaufen zu können; in der Regel täuschen sie sich nicht . . . aber es gibt doch Fälle, die eine Ausnahme von dieser Regel bilden.

Adele wiegte traurig das Haupt.

– Welche Stellung nehme ich Ihnen gegenüber ein! flüsterte sie schluchzend. Was müssen Sie von mir denken, die ich willenlos zusehe, daß man über meine Zukunft verfügt. Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist: Sabine hat eigenmächtig gehandelt, sie verfolgt die Interessen ihrer Feindin und betrachtet mich als ein leichtsinniges Geschöpf, das sich endlich doch dem Drange der Verhältnisse fügt. Mir steht eine Partei gegenüber, die um jeden Preis mich beseitigen will . . . ich trete allein, ganz allein zurück . . . das Spiel, das man mit mir treibt, ist überflüssig; aber es könnte mir gefährlich werden, wenn es auf die Spitze getrieben wird. Meine Kraft ist noch nicht ganz gebrochen, ich habe den Muth, zu glauben, daß der Staub meines Kindes ein Glied in der Intriguen-Kette ist, mit der man mich zu umschlingen sucht. Nach den Versicherungen, die Sie, Herr Förster, mir ertheilt, wage ich nicht mehr, zu fragen, ob Sie das Schicksal meines Kindes kennen . . .

– Und Sie haben Recht! rief Richard.

– Aber was soll ich thun? Angst und Schmerz zerreißen mir die Brust . . .

– Was Sie thun sollen?

– Ich habe hin und her gedacht . . .

– Forschen Sie Fräulein Roland aus.

– Sie vernachlässigt mich jetzt.

– Und ich vermuthe, daß sie kommen wird.

– Wie?

– Weil ich ihr briefliche Mittheilung von dem abscheulichen Ereignisse gemacht, das über Ihr Haupt hereingebrochen. Der Waldhüter war schon am frühen Morgen in meiner Wohnung . . .

Else meldete, daß der Arzt angekommen sei.

Adele erschrak.

– Wer hat ihn rufen lassen?

– Ich, kein Anderer.

– Es ist überflüssig.

– Nach dem Berichte des Waldhüters glaubte ich für Ihre Gesundheit fürchten zu müssen.

Die bleiche Frau faltete die Hände und wandte den Blick gen Himmel, indem sie flüsterte:

– Der feste Glaube an die Gerechtigkeit der Vorsehung hat mich geheilt; ich werde in Ergebung ausharren, was auch noch über mich kommen möge!

Richard fühlte sich bis zu Thränen gerührt.

– Sie sollten doch den Rath des erfahrenen Arztes hören! bat er.

Als er sah, daß Adele Anstand nahm, fügte er leise hinzu:

– Wäre es auch nur zu meiner Beruhigung!

Adele sah ihn bedeutungsvoll an.

Dann flüsterte sie:

– So mag der Arzt kommen.

Else ging.

Richard konnte sich nicht erwehren, der unglücklichen Frau die Hand zu küssen.

– Man handelt schlecht an Ihnen! rief er mit Bitterkeit.

Der Arzt, ein bejahrter Mann mit grauem Haupthaar, trat ein. Richard erzählte ihm kurz, was geschehen, und bat ihn, der Leidenden beizustehen. Nach einem eingehenden Examen that er den Ausspruch, daß Madame Kron nur der Ruhe bedürfe, daß sie alle und jede Gelegenheit zur Aufregung vermeiden müsse und es dem Himmel und der Obrigkeit überlassen solle, das geraubte Kind aufzufinden. Dann verschrieb er ihr eine beruhigende Medicin, die sofort aus der Landapotheke geholt werden sollte. Der Förster sprach mit ihm über den Raub ...

– Es ist unerklärlich, meinte der Doktor. Da ich heute meinen ganzen Distrikt durchwandere, werde ich vorsichtig forschen ... gegen Abend gedenke ich, Madame noch einen Besuch abzustatten.

Der Förster befand sich mit Adelen wieder allein.

– Ist es Ihnen recht, wenn ich der Gensdarmrie Anzeige mache?

– Lassen Sie mich zuvor mit Sabinen sprechen; ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, daß diese Dame um den Raub weiß.

Nachdem auch der Förster einen zweiten Besuch zugesagt, entfernte er sich. Es war ihm eine schwere Last vom Herzen genommen, da er wußte, daß die Gesundheit seiner Schutzbefohlenen nicht gefährdet sei. Sinnend ritt er durch den Forst, der in der ersten Morgenfrische prangte. Ihm war seltsam um's Herz; er hätte laut aufjubeln mögen, und doch preßte ihm ein unerklärliches Gefühl

die Brust zusammen. Adelen's letzte Hoffnung war zertrümmert, aber durch welches Mittel und um welchen Preis? Sie kannte nun den Grafen in seiner wahren Gestalt, und deßhalb mußte sie ihre Liebe von ihm abwenden; sie mußte ihn selbst verachten, und jetzt, nachdem er sie beraubt hatte, hassen. Der arme Richard liebte zu innig, als daß seine Neigung durch Verhältnisse erkalten sollte, die Adele nicht geschaffen hatte. Sie, das Opfer eines Roué, war zu beklagen, nicht zu verachten. Und wie treu hatte sie den perfiden Mann geliebt, wie schmerzlich seinen vermeintlichen Tod betrauert. Dafür war ihr das geworden, was sie jetzt zu Boden schmetterte.

– Verzeihe mir, Mutter, murmelte Richard, ich kann Deinen Rath doch nicht befolgen; reicht mir Adele die Hand, ich weise sie nicht zurück! Und jetzt wird sie sich mir anschließen, wäre es auch nur aus Dankbarkeit. Ach, ich fühle nur zu lebhaft, daß mein Leben ohne sie werthlos ist.

7. DIE FREUNDINNEN.

Der Förster war, ohne es zu wissen, auf den Hauptweg gekommen, der den Wald seiner ganzen Länge nach durchschnitt. Das muthige Pferd hatte nach Belieben die Gangart gewählt, bald trabend, bald im Schritte hatte es den sinnenden Reiter fortgetragen. So war er über die Grenze in den anstoßenden Forst gelangt; ihm war es gleich, wo er sich befand, wenn er nur seinen Gedanken nachhängen konnte.

Da rollte eine Equipage heran.

Jetzt wurde Richard aufmerksam; er zog die Zügel an und ritt zur Seite.

Zu dem offenen, höchst eleganten Coupé saßen ein Herr und eine Dame. Richard bebte zusammen, er erkannte den Grafen an der Seite seiner reizenden Gemahlin. Gabriele sah heiter aus; sie grüßte lächelnd den Förster, indem sie mit der Hand winkte.

– Halt! rief der Graf.

Der leichte Wagen hielt still.

– Herr Förster, ein Wort!

Richard ritt dem Schlage näher. Er konnte es über sich gewinnen, zu fragen:

– Womit kann ich dienen?

– Ich übe heute Revanche! sagte freundlich der Graf.

– Revanche, wofür?

– Sie tragen eine Schußwaffe auf dem Rücken.

– Ganz recht.

– Und befinden sich in meinem Forste. Richard sah verlegen um sich.

– Es ist wahr, Herr Graf.

– Ziehen Sie im Frieden, wie Sie mich haben ziehen lassen; sich verzeihe Ihnen die Contravention.

Der Edelmann benahm sich so herablassend, so liebenswürdig, daß Richard unwillkürlich den Hut zog.

– Danke, gnädiger Herr!

Gabriele schien Gefallen an dem Scherze zu finden.

– Sind die Jagdgesetze so streng? fragte sie.

Ich könnte den Förster auf der Stelle arretiren oder ihm wenigstens das Gewehr abnehmen, erklärte der

Graf; da ich aber bald der Beihülfe des tüchtigen Fachmannes bedarf, um den Werth meiner Besitzungen zu erhöhen, muß ich mit ihm in Frieden leben.

Richard fühlte, daß seine Wangen brannten.

– Dessen bedarf es nicht, gnädiger Herr; ich stelle Ihnen gern meine Erfahrungen zur Verfügung, so weit es die Mannesehre zuläßt ...

Er schwieg, weil die junge Dame ihn forschend ansah.

– Ich begreife Sie! rief der Graf. Die Forstmänner sind stolz auf ihre Wissenschaft, sie fügen sich nicht gern den Launen der Ignoranten ... Fürchten Sie nicht, daß ich Ungebührliches von Ihnen fordere, ich unterstelle mich ohne Zögern Ihren forstwissenschaftlichen Anordnungen. Damit Sie es wissen ... die Vereinigung der beiden Reviere ist nicht nur in Aussicht genommen, sie wird auch demnächst ausgeführt werden ...

– Ein Akt, den ich ersprießlich nennen muß.

– Dann bedarf ich eines Oberförsters ...

– Gewiß, Herr Graf.

– Er ist bereits gefunden.

– Der Bewerber sind genug vorhanden.

– Verstehen Sie mich denn nicht, lieber Förster?

– Ich wage Ihre Worte nicht zu deuten ...

Gabriele neigte sich aus dem Wagen.

– Ich gratulire, Herr Oberförster!

– Mir? Mir?

– Der Gemahl und der Vater sind schon einig.

– Verzeihung, gnädige Frau!

– Und Tante Sabine sagt nicht Nein.

Richard zog den Hut.

– So schmeichelhaft mir Ihr Vertrauen auch ist , so weiß ich doch nicht, ob ich es annehmen darf.

– Warum? fragte der Graf.

– Es kommt auch auf die Bedingungen an.

– Sie haben Bedingungen zu stellen, wunderlicher Förster!

– Ich, gnädiger Herr?

– Sie allein.

Der Förster schüttelte das Haupt.

– Wenn Sie nicht einen Scherz mit mir treiben . . .

– Glauben Sie an meinen völligen Ernst. Ehe der Winter anrückt, werden wir den Kontrakt unterzeichnen. Auf Wiedersehen! Hüten Sie sich vor meinem griesgrämlichen alten Förster, er könnte Ihnen das schöne Jagdgewehr konfiszieren. Fort! rief er dem Kutscher zu.

Die Gräfin nickte, der Graf lächelte freundlich, während der Wagen sich in Bewegung setzte.

Richard folgte im Schritt der Equipage.

– Wie anders war dieser Roué heute! dachte er. Durch die Maske der Biederkeit und Freundlichkeit täuscht er seine Gemahlin . . . und er sucht auch mich zu täuschen!

Die gräfliche Equipage verließ bald den Hauptweg, sie verschwand auf einem Nebenpfade, der durch das freie Feld nach der Villa führte.

Der Förster hatte die Grenze überschritten, er befand sich wieder auf eigenem Revier. Unwillkürlich gedachte er des greisen Wanderers, der sich Georg Hagenwald genannt hatte. War der auch alt und stumpf, so flößte

doch sein Aeußeres ihm eben großes Vertrauen ein, und man konnte schon den Verdacht auf ihn werfen, daß er, vielleicht in Verbindung mit Anderen, den romantischen Raub verübt habe. Richard konnte sich eigentliche Gründe für diese Vermuthung nicht angeben, und doch beschäftigte ihn der Gedanke an den seltsamen Alten, der von Sabinen kein Almosen annehmen, sondern nur ein Darlehensgeschäft mit ihr machen wollte. Es lag in diesem Benehmen ein Stolz, der gegen die Zurechnungsfähigkeit des Alten zeugte, der doch unmöglich die geliehene Summe zurückzahlen konnte, wenn er auch den guten Willen dazu gehabt hätte. Was lag nun in dem Bettler, der am Wege trockenes Brod verzehrte, Verschmitztheit oder Schwachheit?

Eine zweite Equipage störte das Nachsinnen des Försters.

– O, dachte er, wie lebhaft ist es heute im Walde! Der Wagen kam näher. In dem mit gelber Seide ausgeschlagenen Coupé lag Sabine.

Sie senkte den Sonnenschirm, als sie des Försters ansichtig wurde.

– Hierher! rief sie. Hierher!

Der Kutscher hielt die Pferde an.

Richard sprengte grüßend an den Wagen.

– Kommen Sie von Adelen?

– Ja, Fräulein.

– Ihr Brief hat mich in Schrecken versetzt, Herr Förster.

– Ich glaube die volle Wahrheit nicht verschweigen zu dürfen.

Sabine, wie immer in reicher Toilette, sah wirklich unruhig und besorgt aus.

– Sie haben recht gehandelt, ich danke Ihnen dafür! Es ist besser, daß ich die Nachricht von Ihnen erhalte, als von einer dritten Person . . . Wie befindet sich meine Freundin?

– Ich habe sie gefaßter vorgefunden, als ich glauben konnte.

– O, wie freut mich das! Die arme, gute, liebe Seele! Unserer Fürsorge hat es doch nicht gelingen wollen, Adelen ganz zu schützen.

– Leider, Fräulein! Ich bin den mir von Ihnen gewordenen Anweisungen pünktlich nachgekommen.

– Fürchten Sie keinen Vorwurf, Herr Förster, ich bin von Ihrer Zuverlässigkeit vollkommen überzeugt.

– Haben Sie keine Spur von dem Kinde entdeckt?

– Nichts, Nichts!

– Das ist räthselhaft.

Sabine sah wirklich erstaunt und verwundert auf.

– Ich weiß auch nicht, wohin ich meine Aufmerksamkeit zunächst lenken soll.

– Nehmen Sie die Gensdarmrie zu Hülfe.

– Madame Kron selbst wünscht dies nicht.

– Wie? Liegt ihr die Wiedererlangung des Kindes nicht am Herzen?

– Sie ist tief bekümmert.

– Und doch wendet sie nicht Alles an . . .

– Die arme Dame will, ehe ich weitere Maßregeln ergreife, zuvor mit Ihnen sprechen.

Das Fräulein warf den Kopf zurück.

– Mit mir?

– Ja!

– So erwartet sie Rathschläge die ich ihr leider nicht ertheilen kann. Sie, Herr Förster, müssen am besten wissen, was zu thun ist.

– Ich habe mich dem Willen der unglücklichen Mutter gefügt; unterlasse aber nicht, im Geheimen zu forschen.

– Gut, recht gut. Adele weiß wohl, daß ich komme . . .

– Es ist erklärlich, daß ich ihr die Absendung des Briefs an Sie nicht verschwiegen habe.

– Sie haben demnach ohne Auftrag gehandelt?

Richard verneigte sich.

– Fräulein Roland, die Schützerin Adelen's mußte doch um das schreckliche Ereigniß wissen.

Sabine seufzte.

– Wohl ist es ein schreckliches Ereigniß! Meine Unruhe ist grenzenlos; muß ich mir auch sagen, daß Niemand ein Interesse an dem Verschwinden des Kindes haben kann, so fürchte ich doch das Schlimmste. Herr Förster, Sie kennen die Wärterin, die ich meiner Freundin zugetheilt habe?

– Ich kenne sie nicht näher.

– Wie beurtheilen Sie diese Else?

– Sie scheint ein einfältiges gutes Weib zu sein; trotzdem werde ich sie nicht außer Acht lassen und sie bei der demnächst einzuleitenden Untersuchung in Anspruch nehmen. Heute noch wird Adele zu entscheiden

haben, da Gefahr im Verzuge liegt. Das Verbrechen ist geschehen und muß nothwendig zur Kenntniß der Behörde kommen, da in der Verheimlichung eine Mitschuld liegt.

Die kleine Dame sah den Förster starr an.

– Das begreife ich! flüsterte sie. Herr Förster, mich peinigt eine gräßliche Angst!

– Freilich, das Schicksal des Kindes ist sehr ungewiß.

Sabine neigte sich zu ihm, indem sie ganz leise fragte:

– Haben Sie an Adelen eine Geistesstörung wahrgenommen?

– Nein!

– Nachdem sie so viel gelitten, dürfte ihr geschwächter Geist sich einer Verirrung schuldig machen . . .

– Fräulein, sprechen Sie diesen gräßlichen Verdacht nicht aus! murmelte Richard schauernd.

– Ich wage es auch nur Ihnen gegenüber!

– Adele ist zu edel, sie liebt ihr Kind viel zu zärtlich, als daß auch nur der Gedanke an einen Mord in ihr aufkeimen könnte. Nein, nein, ich muß widersprechen!

– Herr Förster, ein Wort im tiefsten Vertrauen.

Richard neigte sich zu ihr.

– Sprechen Sie es aus, Fräulein!

– Wir müssen uns wohl hüten, unüberlegt zu verfahren.

– Bei dem Ernste der Sache, gewiß!

– Die gerichtliche Untersuchung könnte fürchterliche Dinge an das Licht bringen.

– Das hoffe ich, Fräulein!

– Adele liebt Sie.

Ein trauriges Lächeln zeigte sich in den braunen Zügen Richards.

– Davon, murmelte er, habe ich leider noch keinen Beweis.

– Aber ich, ich habe ihn! Sie wähnt, daß Sie des Kindes wegen Anstand nehmen, ihr die Hand zu bieten . . . Bedenken Sie die Konsequenzen. Adele hat in ihrer Einsamkeit gegrübelt . . . Ich kann nicht behaupten, daß ihr Geist sich verirrt habe . . . aber die Annahme liegt nicht fern . . . Bedenken Sie das! Wenn die Untersuchung eingeleitet wird, muß Ihr Verhältniß zu Adelen schwer ins Gewicht fallen.

Der Förster war plötzlich sehr ernst geworden.

– Ich stehe zu der unglücklichen Dame in keinem Verhältnisse, das sie bis zur Geistesverwirrung treiben könnte. Sie, verehrtes Fräulein, haben allerdings einen Plan entworfen, der, wenn er zur Ausführung kommt, Ihrer Familie großen Nutzen schafft . . .

– Lassen wir das, lieber Förster, lassen wir das. Meine Familie steht in zweiter Reihe . . . vergessen Sie nicht, daß ich nur Annahmen und Befürchtungen ausspreche. Lieb kann es Ihnen doch gewiß nicht sein, wenn Dinge dieser Art vor die große Oeffentlichkeit gebracht werden.

– Ich fürchte nichts, gar nichts!

Sabine sah den Waidmann mit stechenden Blicken an.

– Fürchten Sie auch für Adelen nichts?

Ein festes »Nein!« war die Antwort.

– Die Verhältnisse in jenem Landhause, fügte er hinzu, haben eine traurige Gestalt angenommen; gelingt es, das

Kind aufzufinden, und es wird gelingen, da die Kriminalbehörde geeignete Mittel dazu besitzt ...

– Wenn es aber nicht gelingt? fragte Sabine rasch.

Richard zuckte mit den Achseln.

– Wir dürfen jedenfalls nicht versäumen, unsere Schuldigkeit zu thun.

– Gewiß, gewiß!

– Und Sie werden sich mit mir vereinigen.

– Auch das soll geschehen. Ich muß noch bemerken, flüsterte Sabine, daß mir das Verlangen Adelen's auffällt

...

– Was für ein Verlangen?

– Sie will mit mir sprechen, ehe die Anzeige gemacht wird ...

– Ich glaube, diesen Wunsch können wir ihr erfüllen. Heute noch werde ich Madame Kron besuchen und ihren Beschluß erfahren.

– Einverstanden! rief die Dame. Gehen wir Hand in Hand und die traurige Angelegenheit wird zum erwünschten Abschlusse kommen. Herr Förster! ich wiederhole, daß Sie auf meine Dankbarkeit zählen dürfen. Sie sind ja der Vertrauensmann der Familie Roland.

– Ich mißbrauche das mir geschenkte Vertrauen nicht.

– Weil Sie ein Ehrenmann sind. Ihnen zu Liebe willige ich in die Vereinigung der beiden Reviere ... vergessen Sie das nicht, Herr Oberförster!

Auf Sabinen's Befehl fuhr der Kutscher weiter.

Der elegante Wagen verschwand bald in der Biegung des Waldwegs.

Der Förster rieb sich die Stirn.

– Was ist das? Was ist das? murmelte er. Sabine Roland wird mir mit jedem Tage schrecklicher; sie kommt mir wie eine Syrene vor, die mich durch verlockende Lieder in ihrem Netze fangen will. Wie schlaue und wohldurchdachte sie die Verhältnisse darlegte ... auf der einen Seite ermordet mich der Oberförster, auf der andern grinst mich das Gespenst der Oeffentlichkeit an. Ihr Benehmen ist verdächtig, ich zweifele nicht mehr daran, daß sie das Kind hat verschwinden lassen. Aber zu welchem Zwecke? Das zarte Geschöpf kann ihr doch unmöglich im Wege sein ... Und vielleicht doch ... Ottilie ist die Tochter des Grafen ... Ach, ich finde keinen Faden mehr in diesem Labyrinth! Kaum habe ich einen Beschluß gefaßt, so treten neue Ereignisse ein, die eine Aenderung nöthig machen. Der Graf und Sabine handeln offenbar im Einverständnis ... Aber warum legen sie ein so großes Gewicht auf meine Person? Warum suchen sie mich durch Versprechungen an ihre Partei zu fesseln? Wie sich das Räthsel auch lösen mögen ... ich weiche nicht von dem Pfade der Rechtlichkeit ab. Arme Adele! Sollte Dein völliges Verderben beabsichtigt sein, so findest Du an mir einen Schützer. Man will dich zur Mörderin stempeln ... Else hat Blut gesehen an den Händen der unglücklichen Mutter ... Nein, und tausendmal Nein! Wenn Adele mich liebt, wie die verkrüppelte Dame behauptet, warum hat sie meinen ehrenvollen Antrag zurückgewiesen? Sabine, Du kennst mein Verhältniß zu Adelen nicht genau, Du würdest sonst Deine Intrigue anders aufgebaut haben.

Deine Widersprüche entgehen mir nicht ... Auf mich darfst Du nicht zählen, wenn Du eine Infamie verüben willst!

Er gab dem Pferde die Spuren und jagte in den Forst.

Die Equipage Sabinen's hielt vor dem Landhäuschen. Else half der kleinen Dame aussteigen, die dem Kutscher Befehl ertheilte, in der Nähe auf- und abzufahren.

– Wie befindet sich Deine Herrin, gute Alte? fragte sie mild und freundlich.

Else weinte.

– Ach, Fräulein, sie verläßt das Zimmer nicht, in welchem Otilie geschlafen hat. Da sitzt sie am Bettchen und immer fort ... Ach, es ist ein Jammer! Sie hört und sieht nicht; zuweilen spricht sie laut mit dem Kinde, als ob es in dem Bettchen liege. Diesen Morgen früh schien sie ruhig zu sein; plötzlich aber lief sie die Treppe hinan und blieb in dem Schlafzimmer, wo sie jetzt noch ist.

Sabine wiegte traurig das Köpfchen.

– Sie wissen doch schon Alles? fragte die Wärterin, die mit der Schürze ihre Thränen trocknete.

– Man hat mir die abscheuliche That berichtet.

Eine Pause trat ein.

– Else: rief Sabine leise.

– Was wünschen Sie denn liebes Fräulein?

– Antworte mir offen und ehrlich.

– Herzlich gern.

– Hast Du Verdacht?

Die Bäuerin weinte fort.

– Das ist es ja eben, was mich so betrübt macht! sagte sie schluchzend.

– Folge mir in den Giebel.

Beide gingen unter die Eiche, so daß sie aus den Fenstern des Hauses nicht beobachtet werden konnten.

– Else, sprich Deinen Verdacht aus! Mir kannst und mußt Du Alles sagen, da ich Dich in den Dienst genommen habe.

Die Alte erzählte, daß sie Blutspuren an den Händen ihrer Herrin gesehen habe.

– Das wäre entsetzlich! flüsterte Sabine.

– Ach, ich habe es nur zu genau gesehen. Woher soll denn das Blut kommen? Ich bin wohl eine Stunde bei dem Waldhüter gewesen ... während dieser Zeit muß Alles geschehen sein. Auch der Herr Graf ist hier gewesen ... den ganzen Morgen schon habe ich gesucht ... im Garten finde ich keinen Ort, wo das Kind verscharrt sein könnte ... Es muß noch irgend wo im Hause verborgen gehalten werden.

Die Wärterin schauderte zusammen.

– Fräulein, fuhr sie fort, ich kann hier nicht länger bleiben, ich muß vor dem Abend abziehen; mir ist immer als ob die verrückte Madame auch Hand an mich legen würde ...

– Ist denn Deine Herrin verrückt?

– So muß ich glauben, wenn ich Alles bedenke. Sonst ist sie ganz gut, ich kann mich nicht über sie beklagen, das sei ferne von mir ... aber die Geschichte mit dem

Kinde ist doch zu arg ... Lassen Sie nur suchen, sie werden die kleine Leiche schon finden. Ach, es ist himmelschreiend ... die Ottilie war ein so liebliches Kind, das gar nicht aussah, wie andere Kinder; ich hätte es ja gerne genommen, wenn die Mutter es hätte los sein wollen.

– Else, flüsterte die bucklichte Dame, hast Du denn wirklich Blut gesehen?

Die Wärterin versicherte es.

– Oben an den Nägeln waren die Finger ganz roth. Fräulein, wie hätte ich sonst wohl so etwas sagen können! Außerdem frage ich Sie: wer stiehlt meist ein Kinde. Die Bauern in unserer Gegend haben schon genug zu ernähren, sie brauchen nicht erst zu stehlen.

– Jetzt merke auf, Else.

– Ja, Fräulein.

– Du bleibst bei meiner Freundin, die sich an Dir nicht vergreifen wird. Dafür empfängst Du von heute an doppelten Lohn und außerdem ein reiches Geschenk. Verstanden?

– Ja, Fräulein.

– Führe die Wirthschaft fort wie bisher, und halte alle Dinge, die hier geschehen, geheim. Später nehme ich Dich zu mir in die Stadt. Hier gebe ich Dir auf Abschlag ein Goldstück.

Die schöne blanke Münze wirkte gewaltig. Else versprach zu bleiben und die kleine Wirthschaft zu führen wie bisher. Dann ging sie in die Küche, während Sabine die Treppe hinanstieg. Ohne zu klopfen öffnete sie die ihr bekannte Thür und trat in das Schlafzimmer. Hier fand

sie Alles, wie die Wärterin es beschrieben hatte. Adele saß, wieder schwarz gekleidet, neben dem Bette und starrte die kleinen Kissen an. Ihr Haar, nachlässig geordnet, ward von einem Häubchen bedeckt.

– Else, sagte sie leise, komm' zu mir ... ich möchte von Dir hören, wie sich Ottilie benommen hat ... welche Kleidungsstücke sie trägt ... Ach, hast Du denn in der Umgebung des Hauses nachgesehen? Gott im Himmel, Angst und Schmerz zersprengen mir die Brust!

Sie verhüllte das Gesicht und weinte.

Sabine regte sich nicht.

Keine Spur von Mitleiden zeigte sich in ihrem feinen Gesichte; mit scharfen Blicken betrachtete sie die Weinende, die ihr den Rücken zuekehrte.

Adele fragte schmerzlich:

– Warum antwortest Du mir nicht, Else?

Jetzt wandte sie den Kopf.

– Sabine! schrie sie auf.

– Was ist Dir? Warum erschrickst Du? ...

Adele erhob sich rasch.

– Du weißt schon, was in diesem Hause geschehen ist, der Förster hat es Dir geschrieben. Im Namen Gottes, Sabine, hilf, schaffe mir mein Kind wieder.

Sie streckte flehend beide Arme aus.

– Dein Ansinnen, Liebe, ist mir unbegreiflich! sagte mit ihrer hellen, fast kindlichen Stimme Fräulein Roland. Der

Förster, dessen Obhut ich Dich empfohlen, hat mir allerdings von der Abscheulichkeit geschrieben, die hier verübt ist ... Ich komme in der guten Absicht, Dir beizustehen, und Du forderst Dein Kind zurück, als ob ich es genommen hätte.

– Du weißt Darum! rief Adele entschieden.

– Noch will ich glauben, daß der Schmerz Dich betäubt, daß Dein Geist befangen ist.

– So kalt, so eisig kalt kannst Du meinen Jammer mit ansehen? Du bist die Pathe meines Kindes, Du hast bei der heiligen Taufe feierlich gelobt, Ottilien Mutter zu sein, wenn der Tod mich abrufen sollte ... Sabine, treibe mich nicht zur Verzweiflung, die mir schon nahe ist ... Beruhige mich über das Schicksal meines Kindes!

Adele sank vor dem kleinen Wesen auf die Kniee und streckte bittend die Hände empor.

– Was soll das? fragte Sabine. Bin ich eine Kindesräuberin?

Die bleiche Mutter erhob sich.

– Ich will nicht knien, nein, ich will mich nicht demüthigen, so groß auch mein Schmerz ist! Du hast mir Gutes erwiesen, Sabine ...

– Sprich nicht davon!

– Ich kann nicht undankbar sein.

– Und ich fordere keinen Dank. Was ich gethan, habe ich aus Freundschaft gethan. Wie kommt es, daß Du meine ehrlichen Gesinnungen in Zweifel ziehst.

Adele sah die Freundin würdevoll an.

– Bist Du immer ehrlich gegen mich gesinnt gewesen? Hast Du mich nur durch List zu berücken gesucht?

– Ich verstehe Dich nicht.

– Der Graf lebte, während ich um ihn trauerte; er verheirathete sich selbst mit Deiner reichen Nichte . . . und ich klagte und jammerte in der Einsamkeit, die Du mir angewiesen. Du sahst meinen Schmerz, aber kalt und fühllos ließest Du mich in dem Wahne, der Mann, der mir ewige Liebe und Treue gelobt, sei im Duell gefallen. Ich kam mit der großen Welt nicht in Berührung, ich fragte und forschte nicht, weil ich Dir glaubte, weil ich volles Vertrauen in Deine Freundschaft setzte. Und doch hattest Du mich betrogen! Ich mußte zurücktreten, um Deiner ehrgeizigen Nichte den Titel der Gräfin zu überlassen. Ein Zufall öffnete mir die Augen und ich schauderte zurück vor dem Spiel, das man mit mir getrieben. Dennoch bekämpfte ich meinen Groll gegen Dich, ich habe Dir nicht ein Wort des Vorwurfs gesagt . . . Du wichest mir aus, kamst selten noch zu mir . . . Sabine, eine Mutter kann vergeben und vergessen, wenn es sich um ihr Kind handelt . . . Gib mir Ottilien zurück und ich wandere in die Welt, ohne Dich und den Grafen weiter zu behelligen.

Fräulein Roland lächelte.

– Du erzählst mir da seltsame Dinge, arme Freundin! Angenommen nun, Du hast Recht in Bezug auf den Grafen . . .

– Es ist so: der Graf Otto von Ravenstein lebt und ist mit Gabriele Roland verheirathet.

– Wie Du willst, meine Liebe; aber ereifre Dich nicht, wir können in Ruhe conversiren ... Ich will mich nicht vertheidigen, will also zugeben, daß ich Dich zu Gunsten meiner Nichte getäuscht habe ... wie ist es möglich, daß Du daraus folgern kannst, ich habe bei der Entführung Deines Kindes mitgewirkt? Zu welchem Zweck soll ich es Dir entrissen haben? Wende Dich an Deinen Verstand, und kannst Du eine Antwort auf diese Frage finden, so mußst Du einen staunenswerthen Scharfsinn besitzen. Ich stehe vor Dir wie vor einem unlösbaren Räthsel ...

Adele schwankte in ihren Ansichten.

– Nein, flüsterte sie, ich habe doch Recht! Du willst mich ganz vernichten, willst mich ganz bei Seite schaffen. Der Schmerz um den treulosen Mann war nicht stark genug, mich zu tödten ... da griffst Du zu einem schärferen Gifte ... Du nahmst mir mein Kind!

Die Schwester des Bankiers zuckte leicht zusammen.

– Eine furchtbare Logik! flüsterte sie.

Die bleiche Mutter fuhr auf:

– Leugne, wenn Du kannst!

– Ich will nicht, ich will nicht!

– Sabine, sei menschlich ... noch kannst Du mich von dem Abgrunde zurückziehen, der sich zu meinen Füßen schon geöffnet hat ... O, Du möchtest wohl, daß die Verzweiflung mich zur Selbstmörderin treibt! Dann wärest Du der Last ledig, für die verlassene Geliebte des Herrn Grafen zu sorgen. Und die Gräfin, die schöne, stolze Gräfin wäre gesichert in ihrem häuslichen Glücke. Sabine, fügte die Unglückliche in einem weichen Tone hinzu, dieses

Ziel kannst Du doch erreichen, ohne das zarte Kind von der Mutter zu trennen. Mit dem Kinde auf dem Arme will ich ausziehen und nie wieder in diese Gegend kommen ... Sieh', Sabine, als der Schmerz mich übermannte, als die Nacht rabenschwarz auf meinem Geiste lag, da klammerte ich mich an die letzte Hoffnung: Sabine wird sich Deiner erbarmen, wenn sie die Thränen der jammernden Mutter sieht ... Sage es, daß ich mich nicht getäuscht habe ... Gib mir mein Kind wieder, und ich will Dich verehren wie meinen rettenden Engel! Sieh' mich nicht kalt höhnend an, Sabine ... sei wohlthätig und gnädig ...

Fräulein Roland stampfte ungeduldig mit dem kleinen Fuße.

– Adele, es ist ein ernster, ein sehr ernster Augenblick gekommen! rief sie drohend.

– Für mich, ja für mich! stöhnte die Arme. Ich bin auch in meiner letzten Hoffnung getäuscht!

Sie sank erschöpft auf den Stuhl zurück.

Sabine trat ihr näher.

– Nein, flüsterte sie, für mich, für mich allein! Undankbare, Du willst mein Verderben!

Adele schüttelte traurig das Haupt.

– Ich verstehe Dich nicht!

– So werde ich mich deutlicher erklären. Das Kind war Dir im Wege ...

– Sabine!

– Dir und dem Förster!

– Sabine! Sabine!

– Um Deine neue Leidenschaft nicht zu stören, habe ich mich in der letzten Zeit zurückgezogen. O, ich wünschte Dir alles Glück zu der Verbindung mit dem braven Manne! Du hättest ihn auch genommen, hättest Deinen Fehltritt verdeckt, wenn der Förster nicht zu delikats gewesen wäre.

Adele erstarrte zur Bildsäule.

Das Fräulein fuhr flüsternd fort:

– Die Mutter des schlichten Försters wollte das Grafenkind nicht haben ... das Kind mußte fortgeschafft werden ... Erkenne, Liebe, meinen Scharfsinn, erkenne, daß ich Dich bis in die tiefste Seele durchschaue ... Ein gräßlicher Haß bemächtigte sich Deiner ... die Wärterin war dort drüben ... Der unerreichbare Graf hatte Dich in einer schrecklichen Stimmung verlassen ... Zeugen waren nicht vorhanden. Soll *ich* jetzt ein Verbrechen begangen haben, das *Dir* auf der Seele lastet! Du hast Deinen Plan wohl durchdacht, aber es gibt eine Nemesis ...

Sabine griff hastig nach der Hand der bleichen Frau.

– Wie reingewaschen von dem Blute des zarten Kindes! zischte sie wie eine Schlange. Doch es gibt Zeugen, die das Blut gesehen haben.

Sie stieß die starre Hand der Freundin zurück.

– Klage mich an vor Gericht, ich werde Dir mit dem Muthe entgegentreten, den das Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit mir verleiht.

Adele stieß einen durchdringenden Schrei aus.

– Furchtbares Weib!

– Unsere Freundschaft hat jetzt ein Ende.

Adele war plötzlich ruhig geworden.

– Ich soll mein Kind gemordet haben! flüsterte sie, die Blicke zum Himmel wendend. Es liegt ein Wahnsinn in dieser Beschuldigung . . . mein Kind, das mir über Alles geht . . . die Richter werden das Mutterherz besser kennen als Du!

– Die Richter werden aber auch die blutige Leiche auffinden!

Die unglückliche Mutter erbebte von Neuem.

– Die Leiche meines Kindes, stammelte sie.

– Es wird jeder Fleck Deines Gartens untersucht werden!

– Nein, um Gotteswillen, nein!

Adele rang die Hände. Das furchtbare Bild; das ihre Phantasie sich ausmalte, lähmte ihre Kraft.

– Zitterst Du jetzt schon? rief die verwachsene Dame. Wie wird es werden Angesichts der Leiche? Was willst Du dem strengen Richter sagen?

Adele's Augen schienen aus den Höhlen hervortreten zu wollen, ihr Athem ward kürzer und alle ihre Gesichtsmuskeln zuckten wie im Krampfe. Die Hand ausstreckend rief sie in abgebrochenen Tönen:

– Du, Du bist die Kindesmörderin!

Sabine lachte hell auf.

– Wälze nur die Schuld von Dir ab . . .

– Mein Herz ist rein wie die Hand!

– Das Kriminalgefängniß und die Ketten werden Dir ein offenes Geständniß schon erpressen! Seht doch, mich will die Undankbare zur Verbrecherin stempeln! Sträube

Dich so viel Du willst, rufe Himmel und Hölle zu Zeugen
Deiner Schuldlosigkeit an, Du wirst nicht mit dem Förster
zum Altare gehen, Du wirst das Schaffot besteigen!

– Schaffot! Schaffot! flüsterte die todtbleiche Mutter.

– Jetzt überlasse ich Dich Deinem Schicksale! Rufe
meine Güte ferner nicht an, denn ich habe nicht ein Fünk-
chen Mitleid mehr für Dich!

Sabine verließ rasch das Zimmer.

Adele, die ihr folgen wollte, brach an der Schwelle zu-
sammen.

Fräulein Roland sprach vor dem Hause mit Elsen.

– Du hast wohl Recht, sagte sie; meine arme Freundin
hat den Verstand verloren.

– Also doch, Fräulein?

– Sie führt wunderliche Reden, die ich nicht zu deuten
wage. Uebrigens ist sie ungefährlich, sie thut Niemanden
ein Leid.

Die Wärterin fragte ängstlich:

– Fräulein, was meinen Sie?

Sabine zuckte mit den Achseln.

– Ach, ich will gar keine Meinung haben!

– Das ist schlimm, sehr schlimm.

– Else, ist Dir denn Verdächtiges nicht aufgefallen?
Hast Du nicht irgend einen Menschen gesehen, der sich
in der Nähe des Hauses zu schaffen machte?

– Ich habe nichts bemerkt!

– Wenn ich nur irgend einen Anhaltspunkt hätte!

– Fräulein, flüsterte eifrig die Bäuerin, hätten Sie die
blutigen Hände gesehen, Sie würden wahrhaftig nicht

mehr zweifeln. Doch, ich will nichts gesagt haben, ich will nicht zur Verrätherin werden.

– Bleibe bei der Unglücklichen, damit sie nicht allein sei; ich empfehle sie Deiner Fürsorge und werde mich dafür dankbar zeigen.

Sabine ließ den Wagen kommen, stieg ein und fuhr den Weg zurück, den sie gekommen war.

Else stand lange sinnend vor der Hausthür.

– Ich will doch zu ihr gehen! dachte sie. Es wäre unchristlich, wollte ich die unglückliche Frau verlassen. Wie die Dinge sind, können sie ja doch nicht bleiben, und harre ich muthig aus, so nimmt mich das Fräulein zu sich nach der Stadt. Man muß es ihr nachrühmen, sie ist eine gute Freundin.

Die Wärterin stieg die Treppe hinan und trat in das Schlafzimmer.

– Gott im Himmel! rief sie aus.

Adele lag ohnmächtig am Boden.

– Wenn Sie sich nur nicht ein Leid angethan hat!

Else holte frisches Wasser und besprengte die Schläfe der Ohnmächtigen, deren Bewußtsein bald zurückkehrte.

Sie ließ sich wie ein willenloses Kind zu dem Bette führen.

– Wo ist Sabine? fragte sie, wie aus einem Traume erwachend.

– Das Fräulein ist fort.

– Sie war also wirklich hier?

– Freilich, freilich!

– Du hast sie gesehen?

– Ich habe auch mit ihr gesprochen.

Aus Adelen's Augen stürzte ein Thränenstrom.

– O, dann war es kein wirres Bild meiner Phantasie, dann hat sie mir wirklich mit dem Schrecklichen gedroht, was geschehen kann . . . Ach, wie unglücklich, wie elend bin ich!

Sie regte den heißen Kopf in die Kissen zurück.

– Madame, sagte mitleidig die Alte, der Doktor kommt gegen Abend wieder; bleiben sie ruhig im Bette, daß Sie nicht ernstlich krank werden.

Nun lag sie still und regungslos. Die Wärterin setzte sich auf den Stuhl neben dem Bette. Vor dem Fenster, das durch ein grünes Rouleaux verhüllt ward, webte fröhlich das helle Tageslicht und in den Bäumen draußen flatterten die Vögel, deren Gesang bei der herrschenden Stille sich deutlich vernehmen ließ. Wie herrlich war draußen der Sommertag, und wie traurig sah es in dem Häuschen aus! Da lag die Mutter, die noch vor Kurzem so hoffnungsfroh gewesen, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung.

– Else! rief sie nach langer Pause.

– Was befehlen Sie denn, liebe Madame?

– Glaubst Du, daß ich fähig bin, meine Ottilie zu morden?

Die Wärterin erschrak.

– Wer hat das gesagt?

– Sabine hat diesen Verdacht ausgesprochen.

– Aber das Fräulein ist doch ihre beste Freundin.

– Nein, sie ist meine Todfeindin; mir hat es längst geahnt und heute habe ich Gewißheit erhalten. Sie wird mich des größten aller Verbrechen anklagen und auf das Schaffot bringen. Ich soll mein Kind ums Leben gebracht haben, ich, die ich vor Schmerz über den Verlust sterben möchte! Else, Du kennst mich . . . kannst Du es glauben?

– Nein, Madame, ich glaube es nicht!

Diese Versicherung war Elsen wirklich aus dem Herzen gekommen, denn es schien ihr doch, daß die Mutter ihr Kind nicht lieblos behandeln konnte.

– Das können nur böse Leute sagen, fügte sie hinzu; ich weiß ja aus Erfahrung, daß Sie Ottilien sehr lieb gehabt haben. Warten Sie nur, der Herr Förster und der Waldhüter werden schon dahinter kommen. Vielleicht hat der Herr das Kind mitgenommen, der zu Pferde hier war.

Else glaubte durch die Aeußerung sich sicher gestellt zu haben; außerdem zweifelte sie jetzt wirklich an der Schuld ihrer armen Herrin.

– Das tröstet mich, flüsterte diese. Es gibt ja noch einen Gott im Himmel, der sich der schuldlosen Menschen annimmt.

Adele verhielt sich jetzt lange ruhig; sie hatte gebetet und schien dann eingeschlafen zu sein. Else ging in die Küche, um sich ein Mahl zu bereiten. Nach einer halben Stunde hörte sie, daß im ersten Stock eine Thür geöffnet wurde. Sie lief auf die schmale Hausflur. Adele, ganz in Schwarz gekleidet, kam die Treppe herab.

– Wohin, Madame Kron?

– Ich will mein Kind suchen.

– Ueberlassen Sie das dem Herrn Förster und dem Waldhüter.

– Nein, es ist unmöglich, ich kann nicht unthätig bleiben.

– [unleserlich] das Haus und sage dem, der etwa nach mir fragen sollte, ich käme vor dem Abend zurück. Der Tag ist noch lang, ich kann viel ausrichten.

Adele zog den schwarzen Schleier über das Gesicht und verließ das Haus.

– Mag sie gehen, dachte Else; sie ist ja früher schon halbe Tage lang ausgeblieben und immer wiedergekommen, sie wird auch heute wiederkommen.

8. DIE SCHWARZE DAME.

Es war Nachmittag. Frau Hoche stand im Hofe und warf den Tauben Futter zu, die sich in bunter Schaar um sie versammelt hatten. Die zahmen Thiere wagten sich bis aus das Holzgefäß, das die Spenderin in der Hand hielt. Plötzlich flatterte die Schaar geräuschvoll empor und ließ sich auf dem Dache des Stallgebäudes nieder. Eine schwarze Dame, die in den Hof getreten, hatte die Thiere verscheucht. War es schon an und für sich nicht gewöhnlich, daß, außer Fräulein Sabinen, Damen aus der Stadt das einsame Forsthaus besuchten, so mußte diese Erscheinung das Erstaunen der Mutter des Försters im höchsten Grade erregen. Adele, diese war es, schlug den schwarzen Schleier zurück und trat grüßend der alten Frau näher, die erwartungsvoll in der Mitte des Hofes stand. Die Blässe des feinen Gesichts Adelen's ward durch

die tiefschwarze Toilette noch gehoben. Der lange Mantel von feinem Wollenstoff umfloß in reichen Falten die schöne schlanke Gestalt.

– Verzeihung, liebe Frau!

Mehr konnte Adele nicht sprechen, sie mußte sich erholen.

– Sind Sie krank? fragte theilnehmend Frau Hoche.

– Nein, ich bin nur erschöpft von dem raschen Gehen.

– Es ist heute sehr warm . . . dort am Hause steht eine Bank . . . wenn Sie ein wenig ruhen wollen im Schatten

. . .

– Ich mache von der Erlaubniß Gebrauch!

Adele saß auf der Bank und sah dem Treiben der Tauben zu, die sich wieder eingefunden hatten, um das unterbrochene Mahl fortzusetzen. Frau Hoche schüttete den Inhalt des Gefäßes aus und ging zu der schwarzen Dame, die nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß sie sich vor dem Hause des Försters befand. Aber in Frau Hoche regte sich eine unbestimmte Bermuthung, denn Richard hatte ihr mehr als einmal die Bewohnerin des Landhäuschens beschrieben, von der er gesagt, daß sie ein feines blasses Gesicht habe und sich stets ganz schwarz kleide.

– Was wünschen Sie denn, meine Dame? fragte sie neugierig.

Adele hatte sich erholt; sie antwortete mit ihrer sympathischen Stimme:

– Ich suche die Villa des Grafen von Ravenstein, die in dieser Gegend liegen soll; seit Stunden irre ich durch den

Wald und Niemand begegnet mir ... da sah ich dieses Haus ...

Frau Hoche mußte sich eingestehen, daß die schwarze Dame, obwohl nicht ganz jung mehr, bildschön sei. Aber mehr als ihre Schönheit fesselte das kummervolle Aussehen und der schmerzliche Blick der Fremden. Es lag etwas Distinguirtes in ihrem ganzen Wesen, obgleich sie, im Kontrast zu ihrer eleganten Toilette, zu Fuß reiste.

– Die Villa des Grafen suchen Sie?

– Ja!

– Wenn Sie jenen Fußweg einschlagen, der sich dort über das Feld in den Wald zieht, so können Sie nach einer Stunde die Villa erreicht haben. Ein Verirren ist nicht möglich, da es einen zweiten Weg nicht gibt.

– So weit noch! seufzte Adele.

– Von dem Forsthause bis zur Villa ist es genau eine Stunde.

Adele erschrak.

– Ist dies das Forsthaus?

– Hier wohnt der Förster Richard Hoche, und ich bin die Mutter des Försters.

Die alte Frau hatte die letzten Worte betont. Es entging ihr nicht, daß Adele sie erstaunt betrachtete.

– Stärken Sie mich, liebe Frau Förster, durch ein Glas Wasser, ehe ich weiter gehe!

Sie hatte diese Worte in einem zum Herzen dringenden Tone gesprochen. Richards Mutter ging in das Haus.

– Dies also ist die Wohnung des Försters! flüsterte Adele. Ich würde sie vermieden haben, wenn ich sie gekannt

hätte. Und gerade hier frage ich nach der gräflichen Villa! Immerhin, ich gehe auf erlaubtem Wege und brauche die Blicke ehrlicher Leute nicht zu scheuen. Ach, wie traulich ist es hier, wie anmuthend und solid bürgerlich. Das Schicksal geht grausam mit mir um! Ich konnte den Antrag des Försters nicht annehmen, weil der perfide Graf neue Hoffnungen in mir erweckt . . . Schon aus Dankbarkeit würde ich den Wunsch Richard's erfüllt haben . . . aber ich soll nicht Ruhe und Rast finden, die schrecklichsten Verhältnisse treiben mich von einem Orte zu dem andern. Mein Gott, was habe ich denn verbrochen?

Wie stets, wenn sie sich diese Frage vorlegte, übermannte ein bitterer Schmerz sie, daß sie weinen mußte. Durch das Chaos von Gedanken, daß auf sie einstürmte, leuchtete das Bild des entschwundenen Kindes; die Mutter sah die lieblichen Züge und hörte die zarte Stimme der freundlichen Ottilie. Sie mußte das Tuch an die Augen drücken, um die lebhaft Vision zu verscheuchen. In dieser Verfassung traf Frau Hoche sie, die mit einem Glase Milch zurückkam.

– Das Wasser möchte Ihnen schaden, meinte sie vorsorglich; trinken Sie von dieser Milch, die rein und frisch ist.

– Wie gut sind Sie! rief Adele, nachdem sie getrunken hatte. Gott lohne es Ihnen, ich vermag es nicht!

– Sie vermögen es wohl, meine Dame.

– Eine Unglückliche, wie ich bin . . .

– Sagen Sie mir, wer Sie sind; ich möchte es aus verschiedenen Gründen gern wissen.

– Der Herr Förster hat mir seinen Schutz angedeihen lassen ...

– Madame Kron! Ich habe mich also nicht getäuscht! Und zu dem Grafen von Ravenstein wollen Sie? Ei, das ist meiner Meinung nach nicht wohl gethan!

Adele hatte ihre Thränen getrocknet.

– Ich habe reiflich überlegt, ehe ich diesen Schritt unternommen, glauben Sie es mir, liebe Frau. Es wird mir schwer, vor den Mann zu treten, der mein Glück vernichtet hat. Aber ich muß es, denn ich will mein Kind von ihm zurückfordern.

– Wie, Ihr Kind?

– Man hat es mir geraubt!

Adele erzählte unter Schluchzen das Ereigniß; sie verschwieg auch nicht, daß Sabine sie eines Verbrechen, beschuldige, vor dem ihr Herz zurückbebe. Frau Hoche schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

– Und was wollen Sie denn nun von dem Grafen? fragte sie.

– Er soll mich gegen Sabinen in Schutz nehmen und mir zur Wiedererlangung meines Kindes behülflich sein. Dann verlasse ich diese Gegend, in der ich so viel Jammer und Elend erduldet habe. Aber ohne mein Kind gehe ich nicht; ich will mich auch von dem Verdachte reinigen, den die lieblose Freundin auf mein Haupt geladen.

Richard's Mutter schüttelte das greise Haupt.

– Das ist seine wunderliche Geschichte, dachte sie. Meinen Sohn beredet sie, die schöne Frau zu heirathen, und dort spricht sie von Kindesmord ... Daraus werde

ein Anderer klug, ich vermag es nicht. Ach, die vornehmen Leute, die in Saus und Braus leben; man sollte sich vor ihnen hüten.

Nun betrachtete sie die still sinnende Adele.

– Wie dauert sie mich, dachte sie weiter; und schön ist sie auch, das muß ihr der Neid lassen.

Adele unterbrach das Schweigen.

– Ich darf wohl voraussetzen, daß der Herr Förster die Mutter eingeweiht hat in die Geheimnisse seines Herzens . . . O gewiß, fügte sie rasch hinzu, als sie sah, daß die Alte das Haupt neigte, gewiß, Herr Richard ist ein zu guter Sohn! O, könnte ich ihm lohnen für seinen Edelmuth, wie er es verdient und wünscht; auch dies ist mir von dem Schicksal versagt, das mich grausam seiner unwürdig gemacht hat. Vergeben Sie mir die Sorgen, die ich Ihnen verursacht . . . Können Sie es, so weihen Sie mir eine Thräne des Mitleids; aber verachten Sie mich nicht! Habe ich gefehlt, so hat mich die Vorsehung schon hart bestraft . . . Ich stehe allein auf diesem Erdenrunde und will allein den Jammer so lange tragen, als meine Kraft ausreicht.

Sie erhob sich, reichte der alten Frau die Hand und ging, so rasch sie es vermochte, über den Acker dem Walde zu. Schon nach einigen Minuten war sie zwischen den Bäumen verschwunden.

Frau Hoche sah ihr noch lange nach.

– Das also war die Dame, die meinem Richard so viel Sorgen macht! Mir ist wunderbar zu Muthe, ich weiß

nicht, wofür ich sie nehmen soll. Sie muß recht unglücklich sein! Aber Fräulein Roland, die sich eine Freundin der bleichen Frau nennt . . . meinem Sohne redet sie zu, und dort sucht sie zu schaden . . . Nein, das ist schlecht! Ich habe die verwachsene Person nie leiden mögen, sie ist so listig und geschmeidig, und hat so helle Augen, daß man verlegen wird, wenn man mit ihr spricht. Ach, und die Geschichte mit dem Kinde . . . Es ist gut, daß Adele geht, sie thut mir leid, recht leid . . . aber Richard's wegen ist es gut. In der Familie Roland scheinen Glück und Segen auch nicht heimisch zu sein, trotzdem sie im Besitze eines großen Reichthums ist . . . Nun will diese Madame Kron zu dem Grafen, der sich erst vor Kurzem eine schöne Frau genommen hat . . .

Kopfschüttelnd und seufzend ging sie ihren häuslichen Geschäften nach.

Adele wanderte rüstig auf dem bezeichneten Wege weiter. Der Schatten und Kühlung gewährende Wald erleichterte ihr das Fortkommen . . . Sie dachte nicht an Nebenstände, nur das Eine schwebte ihrem Geiste vor: ich muß mir Gewißheit über das Schicksal des Kindes verschaffen, um mich gegen die böse Sabine sicher zu stellen. Der Graf, der zur Zeit, als der Raub verübt, in dem Landhause gewesen, mußte Auskunft geben können. In der Todesangst, die sich ihrer bemächtigt, faßte die Arme sogar den Entschluß, die Gräfin um Hülfe zu bitten, wenn der Graf hartherzig sie ihr verweigern sollte. Es war dies mehr ein Drohmittel als ein Akt der Rache, sie hoffte, bis zu diesem Punkte nicht getrieben

zu werden. Hätte man ihr das Kind nicht genommen, sie würde längst sich der Umgebung entzogen haben, die sie mit ihren Feinden in Verbindung brachte. Mit dem Eifer, den die Mutterliebe anstachelte, verfolgte sie den einmal entworfenen Plan. Sie zitterte bei jedem Geräusch, das sich im Walde vernehmen ließ. Bald fürchtete sie von Gerichtsdienern verfolgt zu werden, bald währte sie auf ein Hinderniß zu stoßen, das ihr Bemühen vereiteln könnte. Schon nach einer halben Stunde lichteten sich die Bäume und der Weg führte in das freie Feld. Die Sonne war schon tiefer gesunken, ihre schrägen Strahlen verbreiteten eine erträgliche Hitze. Adele ging zwischen Kornfeldern hin, deren schwere Aehren der Ernte entgegenreiften. Sie war nie in dieser Gegend gewesen, da sie ihre Spaziergänge nur bis zu dem Kreuz im Walde ausgedehnt hatte.

Am Wege saß, beschattet von einem wilden Rosenstrauch, ein alter Mann, der behaglich aus einer kurzen Pfeife tauchte. Neben ihm im Grase lag das Reisebündel. Wir kennen diesen Alten, es war Hagenwald, den Richard und Sabine an der Gartenthür des Forsthauses getroffen hatten.

Adele fühlte ihre Füße brennen, die des raschen und langen Gehens ungewohnt waren; schwankend schritt sie vorüber, denn sie bemerkte den Ruhenden nicht.

– Mein Gott, rief sie seufzend, ich muß einige Augenblicke rasten!

Der große, hoch aufgeschossene Strauch bot noch ein zweites Plätzchen, das spärlich mit Graf bewachsen war.

– Hierher, meine Dame, hierher! rief der Alte.

Adele erschrak heftig.

– Was wollen Sie?

– Ich räume Ihnen das weiche Plätzchen, da ich weiter wandern muß.

Hagenwald war aufgestanden und warf den Ranzen über die Schulter.

– Ich möchte doch den Weg fortsetzen! flüsterte die ängstliche Frau.

– Das wäre Thorheit, wenn Sie ermüdet sind, denn es ruht sich hier vortrefflich.

– Immerhin . . .

– Fürchtet sich die Dame vor mir?

– Nein; aber ich habe Eile.

– Gut, so können wir ein Stück Wegs mit einander gehen, denn ich will vor dem Abend die Stadt noch erreichen.

Der Alte stand schon auf dem hart getretenen Fußpfade.

– Es wandert sich in Gesellschaft besser als allein! fügte er lächelnd hinzu.

Der Greis erschien zwar aufdringlich, aber er flößte doch keine Furcht ein; sein gutmüthiges Auge und sein durchfurchtes Gesicht mit struppigem weißen Barte, nicht minder seine ärmlichen Kleider, erweckten das Mitleiden. Aechzend setzte er sich mit Hülfe seines Knotenstocks in Bewegung. Adele konnte nicht ausweichen, sie mußte die Begleitung annehmen, so lästig sie auch war. Beide wanderten weiter.

– Wollen auch Sie nach der Stadt, meine Dame? fragte Hagenwald.

– Nein; ich will nach der Villa des Grafen von Ravenstein.

– Liegt die Villa hier?

– Man sagte mir, daß dieser Weg zu ihr führe.

– Ah, so sind auch Sie in dieser Gegend fremd?

– Ich kenne nur die Fußpfade nicht genau.

– So, so! murmelte der Alte, der seine volle Aufmerksamkeit nun auf die verschleierte Begleiterin richtete.

Adele beschleunigte nach Kräften ihre Schritte; der Greis hielt wacker aus, er blieb ihr stets zur Seite. Es war doch ein mühseliger Weg im freien Felde; nicht selten trieb ein leichter Windstoß den Staub auf und der brennende Fuß trat auf spitze Steine und Unebenheiten. Aber die arme Mutter, die ihr Kind suchte, mußte rasch weiter, wenn sie nicht am späten Abend heimkehren wollte. Die Sonne sank immer tiefer, ihr Licht ward schon blaß wie mattes Gold. Hagenwald nahm nach langer Pause das Gespräch wieder auf.

– Sie tragen tiefe Trauer, sagte er mitleidig.

– Ach ja!

– So haben Sie einen schweren Verlust erlitten . . .

Adele antwortete ausweichend.

– Ich bin tief bekümmert, das Schicksal hat mich schwer heimgesucht!

– Ja, das Schicksal! murmelte der Alte. Es ist ein eigenes Ding mit diesem Schicksal, das oft schlecht umgeht

mit uns Menschenkindern. Ich könnte ihm auch nicht gerade ein Loblied singen. Der Schurke kommt empor, der Redliche geht unter ... Bah, das ist eine alte Geschichte! Wenn die Civilisation in unserem lieben Vaterlande so fortschreitet, wie sie seit einiger Zeit begonnen hat, so gibt es bald kein Gewissen mehr. Freiheit nach allen Richtungen, das ist das Losungswort! Hier stiehlt ein Liberaler Millionen, dort Ehre und guten Namen. Was ist es denn weiter? Nichts, nichts, wenn er sich nur wohl befindet. Da kommt kein Gewissen und macht ihm Vorwürfe, auch kein Staatsanwalt, der ihn anklagt ... Das Verbrechen schwelgt, die Tugend hungert und bettelt ... der Müßiggang wälzt sich in Luxus, die Arbeit wird vom Elend gepeinigt ...

Der Greis hatte so eifrig gesprochen, daß er ruhen mußte.

– Sie entwerfen ein schreckliches Bild von unseren Zuständen, sagte erstaunt Adele.

– Ein schreckliches, aber ein getreues Bild!

– Leider ist es wahr!

– Ich lese in Ihren Zügen, Madame, daß auch Sie mit dem Schicksal grollen ...

Ein trauriges, bitter schmerzliches Lächeln war die Antwort.

– Stoßen Sie sich nicht an meinen Lumpen, fuhr der Alte fort, sie bedecken einen armen aber ehrlichen Mann ... wir sind Leidensgenossen! Könnte ich, so, würde ich mir schwarze Kleider kaufen, um das zu betrauern, was ich verloren. Ich habe nämlich Alles verloren, dessen der

Mensch zum Leben bedarf: Vermögen, Familie und Ehre
... O, warum weinen Sie?

Adele antwortete nicht, sie schüttelte das Haupt und ging weiter.

Hagenwald, der ihr folgte, murmelte unverständliche Worte in den Bart; so viel ließ sich jedoch unterscheiden, daß der Groll aus ihm sprach.

– Wahrlich, dachte Adele, dieser ist ein Leidensgenosse! Er zeigt mir das Bild von dem, was mir bevorsteht!

Eine unbesiegbare Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, erzeugt durch bange Zweifel und Furcht vor der Zukunft. Sie legte sich die Frage vor: »Was wird aus mir, wenn die Hand sich schließt, die mir bisher den Lebensunterhalt gespendet? Sie hat sich ja schon geschlossen, und wenn nicht, könnte ich von Sabinen noch Almosen annehmen? Den Grafen in Anspruch nehmen sträubt sich mein Ehrgefühl ... Habe ich Gewißheit, daß ich mein Kind nicht zurückerlange, so bleibt mir nichts als der Tod!«

So schrecklich dieser Gedanke auch war, es lag doch eine Art Trost darin. Der Tod machte ja allen Leiden schnell ein Ende. An dem nächsten Kreuzweg stand ein Wegweiser, den der Greis aufmerksam betrachtete.

– Hier muß ich scheiden, sagte er bewegt. Leben Sie wohl, leben Sie glücklich, wenn es möglich ist!

Er sah schmerzlich die bleiche Frau an; dann zog er grüßend den Hut und ging weiter. Jetzt erst bemerkte Adele den traurigen Zustand des Alten in der ganzen Ausdehnung. Wie ärmlich war sein Rock, wie schmutzig und zerfetzt waren die Drillhosen, welche die hageren Beine

umflatterten. Ach, und die schweren Schuhe, der schwache Alte konnte sie kaum fortschleppen, sie behinderten ihn im Wandern. Auch der Lederranzen, der tief auf dem gekrümmten Rücken hing, war eine zu große Last für seine Alterschwäche. Adele fühlte sich von Mitleiden ergriffen; sie suchte vergebens nach ihrer Geldbörse ... »Ich habe sie vergessen!« flüsterte sie wehmüthig. O, wäre ich reich, diesen armen Mann enthöbe ich der materiellen Sorgen! Doch jetzt muß auch ich weiter, denn mich ruft ein ernstes Geschäft ... Die Mutter sucht ihr Kind, sie will es wieder haben!

Der harte Feldweg war bald zu Ende; der Pfad zog sich über eine saftige Wiese, deren frisches Grün dem Auge wohlthat. Auch die Füße brannten nicht mehr so heftig, sie berührten einen weichen, kühlen Boden. Und dort ragte das hellgraue Schieferdach der Villa aus den Zweigen empor und die Fenster blitzten im Strahl der sinkenden Sonne.

Am Rande der Wiese mähete eine Frau mit der Sichel Gras. Adele grüßte und fragte, wer jene Villa bewohne. Die Frau, die ein rothes Tuch über den Kopf geschlagen, blickte auf und zeigte nun ein jugendlich frisches Gesicht, dessen Wangen von der Arbeit glühten.

– Dort wohnt der Herr Graf von Ravenstein, antwortete sie.

Nun hatte Adele volle Gewißheit. Schon im Begriff weiter zu gehen, bemerkte sie ein kleines Kind, das halb nackt im Grase spielte. Wie rund und voll waren die Beine und Arme des kräftigen Knaben, der mit seinen

lichtblauen Augen die schwarze Dame neugierig anstarrte. Sein flachsblondes Haar ringelte sich zu natürlichen Locken. Ein weißes Hemdchen und ein grauer Friesrock bildeten seine ganze Kleidung. Plötzlich schrie das Kind laut auf und kroch hinter den Korb, der zur Hälfte mit Gras angefüllt war.

– Wem gehört das Kind? fragte Adele bewegt.

– Mir! antwortete stolz die junge Mutter, die es empor auf den Arm genommen hatte und zu beschwichtigen suchte. Dort kommt der Vater!

Ein Bauer im kräftigsten Mannesalter trat aus dem angrenzenden Roggenfeld; er trug einen leeren Korb auf dem Rücken. Erstaunt zog er den groben Strohhut, der sein tiefbraunes Gesicht vor der Sonne schützte. Das Kind, sofort beruhigt, streckte die Händchen nach ihm aus ... Nun ging es von dem Arm der Mutter auf den des Vaters über, der es zärtlich an die breite, offene Brust drückte. Das war eine Scene, die der armen Adele das Herz durchschnitt! Wie glücklich waren diese schlichten Landleute, die im Schweiß ihres Angesichts das Brod verdienen mußten. Gesund und frisch an Geist und Körper gingen sie der sauren Beschäftigung nach und freuten sich des muntern Jungen, den kein tückischer Feind ihnen streitig machte.

– Wie elend bin ich! schluchzte sie.

Um ihre Thränen zu verbergen, zog sie den Schleier herab und eilte weiter.

Die Landleute sahen ihr verwundert nach.

Zehn Minuten später ging die schwarze Dame an dem hohen Eisengitter hin, das den gräflichen Park einschloß. Ein köstlicher Blumenduft mischte sich mit dem frischen Hauche, der der Wiese entströmte. Auch in der Natur zeigte sich eine künstlich gestaltete Aristokratie . . . Das Eisengitter grenzte sie ab von dem gemeinen Idyll der Wiese. Adele hatte keinen Sinn für die Schönheiten des Parks, der sich durch die Gitterstäbe übersehen ließ; wie betäubt von den verschiedenen Eindrücken, die sie empfingen, eilte sie dem Ziel entgegen, das zu erreichen sie Mutterliebe und Angst zwangen. Vielleicht hatte sie nicht die passendsten Mittel gewählt, aber ihr Gemüths-zustand, der einer Monomanie nicht unähnlich war, gestattete ihr scharfes Denken und Kombiniren nicht, sie taumelte sinnverwirrt in die Verhältnisse, wie sie sich gerade boten. Da lag das Thor der Villa vor ihr; sie betrat den Hof. Kein Domestik zeigte sich; ein großer Jagdhund, der herumlungerte, glotzte die Fremde an und stieß ein kurzes Gebell aus. Adele bemerkte es kaum, sie stieg die Stufen der Freitreppe hinan und betrat die offene Hausflur. Henriette, die Kammerzofe der jungen Gräfin, kam leichtfüßig die breite Treppe herab. Ueberrascht fragte sie:

– Was steht der Dame zu Diensten?

Die Zofe hatte einen scharfen Blick, sie erkannte sofort an der derangirten Toilette, daß die schwarze Dame nicht der Aristokratie angehörte, die mit der Herrschaft Umgang hatte. Adelen's feines Gesicht war leicht geröthet

und ihre Augen glühten lebhaft, ein Umstand, der sie reizend schön erscheinen ließ.

– Ist der Herr Graf von Ravenstein zu sprechen? fragte sie mit matter Stimme.

Die Zofe stutzte.

– Der Herr Graf?

– Ja.

– Ich weiß es nicht genau, meine Dame.

– Er ist doch zu Hause?

– Ja.

– Ich möchte ihn sprechen.

– Wen werde ich die Ehre haben anzumelden?

Adele suchte nach ihrem Taschentuch, um eine Karte herauszuholen; sie hatte es vergessen.

– Melden Sie Adele Kron an.

– Fräulein Adele Kron?

– Dies wird genügen, gewiß, dies wird genügen?

Henriette ließ ihre forschenden Blicke über die Dame streifen.

– Der gnädige Herr, flüsterte sie, promenirt im Garten

...

– So zeigen Sie mir den Weg zum Garten.

– Bitte, treten Sie hier ein.

Die schwarze Dame befand sich in dem prachtvollen Salon des Erdgeschosses, demselben, in welchem die Hochzeit gefeiert war. Die hohe Glashür, die nach der Veranda führte, stand offen. Man sah die schimmernden und duftenden Blumen, die der Gärtner aufgestellt hatte.

Die schattige und kühle Veranda glich einem großen Blumenkorb mit den seltensten Gewächsen. Die reizendsten Farben schimmerten aus dem mannichfaltigsten Grün. Der Strahl einer Fontäne schoß fast bis zur Decke empor, dann fiel er in ein mit Schlingpflanzen bedecktes Marmorbassin zurück, das in der Mitte der Veranda sich erhob.

– Bitte, nehmen Sie Platz! sagte die Zofe.

Dann verschwand sie.

Adele sank erschöpft auf einem der kostbarsten Fauteuil's nieder, die im Kreise um einen großen Tisch standen. Hatte sie auch keinen Sinn für diese Umgebung, die Pracht derselben drängte sich ihr doch auf. Unwillkürlich fiel ihr Blick auf zwei große Oelgemälde, die ihr gegenüber an der mit rothem Sammt tapezirten Wand hingen. Es waren Meisterstücke, die der Bankier seinen Kindern geschenkt hatte. Das eine war das Porträt des Grafen, das andere das einer wunderbar schönen Dame.

– Die beiden Gatten! dachte Adele. Ein aristokratisches Paar! Wie mild und ehrbar seine Züge sind; man möchte glauben, dieser Mann könne kein Wasser betrüben ... Und doch betrügt er mich und seine Gattin, die ihm vertrauensvoll entgegenlächelt. Otto lebt wie ein Fürst, er ist glücklich in dem Besitz dieser reizenden und reichen Frau ... mich verzehren Gram und Sorgen ... Und was habe ich ihm geopfert? Mein Alles, mein Höchstes auf dieser Erde! Um mich ganz elend zu machen, läßt er mir das Kind rauben ... O, wie gering denkt er von

mir; ich würde mich meiner Tochter nicht entäußert haben, um es in das Boudoir der Gräfin zu tragen . . . Das hat er gefürchtet, und Sabine, von derselben Furcht be-seelt, hilft ihm; sie muß ja die Ehre der Familie retten, muß das gräfliche Paar, das nicht mehr zu trennen ist, vor schmähhlichem Eclat bewahren! Um mich für immer abzuschrecken, wälzt sie auch noch den Verdacht eines Kindesmords auf mich . . .

Sie schauderte zusammen; Groll und Schmerz erpreßten ihr Thränen.

In diesem Augenblick trat eilig der Graf ein.

– Wer will mich sprechen? fragte er hastig.

Adele hatte sich erhoben.

– Ich! rief sie fest und stolz.

Der Graf wich einen Schritt zurück.

– Unglückliche, was führt Sie in mein Haus?

– Sie haben recht, ich bin eine Unglückliche!

– Mein Gott, was wollen Sie denn?

– Fragen Sie Ihr Gewissen, edler Herr, und Sie werden Antwort erhalten!

Die Gleichgültigkeit des Grafen brachte die arme Adele völlig außer Fassung; sie mußte laut weinen. Otto von Ravenstein schloß die Thür, die zur Veranda führte.

– Madame, rief er, ich habe Ihren Besuch eben so wenig erwartet, als ich fürchte, daß Sie in meinem Haus eine Skandal-Scene auszuführen gedenken. Ich bitte, sprechen Sie sich ruhig aus, ich werde ebenso ruhig Sie an-hören.

Der Graf deutete auf den Stuhl, den Adele verlassen hatte.

– Mein Herr, stammelte sie, ich erinnere Sie nicht an die Schwüre, die Sie mir einst geleistet, ich bitte auch nicht um einen Theil des Reichthums, der Sie umgibt . . . aber ich flehe Sie an bei dem großen Gott: geben Sie mir zurück, was Sie mir geraubt haben!

– Was ich Ihnen geraubt habe?

– Mein Kind, mein Kind!

Adele streckte die bebenden Hände aus.

Eine leichte Blässe überzog das Gesicht des Grafen.

– Bin ich ein Räuber? fragte er halblaut.

– Während Sie mir in meiner Wohnung erklärten, daß ich eine Verstoßene sei, hat man mir meine Tochter geraubt . . . Sie haben mich absichtlich gefesselt, um den Raub leicht ausführen zu lassen . . . O, ich durchschaue jetzt ganz Ihren nichtswürdigen Plan, ich begreife den ganzen Umfang Ihrer Perfidie.

– Madame! Madame! rief drohend der Edelmann.

– Nein, ich will anders zu Ihnen sprechen, will Sie auf den Knien bitten, damit Sie die verzweifelnde Mutter nicht verstoßen . . .

Der Graf trat nahe, ganz nahe an sie heran.

– Sie bedürfen meiner Hülfe, ich gewähre sie Ihnen, Madame jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie das Aufsehen vermeiden und meine Reputation als Ehemann schonen.

Adele hoffte schon ihr Ziel erreicht zu haben; sie kämpfte den aufsteigenden Schmerz nieder und erzählte

unter Thränen, was in Ihrem Hause geschehen. Der Graf war sichtlich bestürzt geworden.

– Madame, es waltet ein gräßliches Mißverständniß ob ... ich bin nicht der, den Sie suchen ...

– Großer Gott!

– Ich muß es Ihnen jetzt sagen ...

– Mir ist Alles klar, leugnen Sie nicht!

– Ich bin nicht der, für den Sie mich halten.

Adele zitterte wie ein Blatt im Winde.

– Sie wären nicht Graf Otto von Ravenstein?

– Der bin ich allerdings; aber es gibt ...

– Demnach kennen Sie mich auch wohl nicht?

– Ich habe nur einmal die Ehre gehabt, Sie zu sehen und zu sprechen.

– Sie halten mich für ein wahnsinniges Geschöpf, Herr Graf ... O, ich bin bei Verstand, denn ich begreife, daß Sie den Dingen eine neue Wendung geben wollen ... Sie mühen sich umsonst ab ... ich meide Sie für immer, sobald ich im Besitze meines lieben Kindes bin ... Wozu dient dies Alles? Soll ich eine Wahnsinnige sein? Soll eine Wahnsinnige Ansprüche an Sie erheben? Herr Graf, das Weib müssen Sie in mir verachten; ehren Sie wenigstens die Mutter in mir, treiben Sie eine unglückliche Mutter nicht zur Verzweiflung!

Sie mußte sich an der vergoldeten Lehne des Fauteuil's halten.

– Nein, Madame, nein! rief leise der Graf, der mit übermenschlicher Kraft nach Fassung rang. Ich ehre und bedaure in Ihnen das Weib und achte und bemitleide die

Mutter ... Wahrlich, ich bin unfähig, die heiligsten Gefühle, welche die Menschenbrust umschließt, mit Füßen zu treten ... Ich will auch, um Ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, offen und ehrlich mit Ihnen reden ... der, den sie als den Urheber Ihres Jammers bezeichnen, bin ich nicht ...

– Wollen Sie mich, die ich gesunde Sinne habe, so arg täuschen? Ich erkenne Sie jetzt, schrie Adele auf, und werde Sie nach vielen Jahren wieder erkennen! Sie sind und bleiben Graf Otto von Ravenstein!

Der Edelmann wollte sie beschwichtigen.

– Ich bitte Sie, hören Sie mich an! Ein Anderer hat meinen Namen gemißbraucht ...

– O, wie unbeschreiblich elend ist diese Ausflucht!

– Mein Bruder ...

– Herr Graf, ich bin noch nicht wahnsinnig! Sie und Sabine haben mich des Verstands berauben wollen ...

– Mein Zwillingsbruder ...

– Auch das noch! Herr Graf, ich kann Sie nicht länger anhören; ich bin auch nicht gekommen, mit Ihnen zu verhandeln ... Im Namen Gottes, geben Sie zurück, was Sie mir geraubt haben, und Sie sehen mich nie, nie wieder!

Sie sank auf die Kniee und streckte flehend die Hände empor. Der Graf sah keinen Ausweg, sich zu retten ...

– Stehen Sie auf, Madame, bat er dringend. Sie haben weder die passende Zeit noch den rechten Ort gewählt, eine so ernste Sache zu ordnen. Von Ihrem Kind weiß ich nichts ...

Die arme Mutter verhüllte mit beiden Händen das Gesicht.

– Dann sei mir Gott gnädig! schluchzte sie. Ich resignire auf Alles, um mein Kind zu retten ... Ich will mich in Armuth und Elend stürzen, ich will das Schrecklichste ertragen ... Aber man zerfleische die Mutterbrust nicht ganz, die schon unter den heftigsten Schmerzen blutet! Noch einmal: Wollen Sie meine Bitte erfüllen ... Die Verzweifelnde fleht Sie zum letztenmal an ... Der Schmerz beginnt zu weichen, Groll und Bitterkeit ziehen ein in meine Brust ... Fürchten Sie die Rache der Mutter, der Sie das Kind gestohlen haben ...

Otto von Ravenstein zitterte vor Erregung.

– In diesem Augenblick, Madame, kann ich nicht raten; aber ich verspreche Ihnen, Forschungen anzustellen, die, so hoffe ich, ein Resultat erzielen werden.

Adele war ihrer Sinne kaum noch mächtig; wie eine Wahnwitzige blickte sie durch den Saal. Plötzlich sprang sie auf ... sie hatte durch die Glasthür eine Dame in der Veranda gesehen, die täuschende Aehnlichkeit mit dem Oelgemälde an der Wand hatte, und diese mußte die junge Gräfin sein.

– Ich muß, ich muß! rief sie. Man zwingt mich dazu! Ich wage das letzte Mittel!

Sie eilte nach der Thür, ehe es der Graf verhindern konnte, riß sie diese auf und warf sich vor Gabrielen nieder, die mit großem Erstaunen die letzten Worte der schwarzen Dame gehört hatte.

– Erbarmen, Erbarmen! Gnädige Frau, stehen Sie mir bei!

Die Gräfin stieß einen leisen Schrei aus.

– Was kann ich thun? stammelte sie, unfähig, ihre Hand der Knieenden zu entwinden.

– Mein Kind, mein armes Kind!

Sie deutete auf den Grafen, der mit verschränkten Armen auf der Schwelle der Thür stand.

– Jener hat es mir geraubt!

Der Graf trat stolz der Gruppe näher.

– Ich begreife nicht, wie diese Wahnsinnige hat Eingang finden können! sagte er mit fester Stimme. Ich bitte Dich, Gabriele, ziehe Dich zurück, Szenen dieser Art sind Deiner unwürdig.

Adele rang die Hände.

– Erbarmen, gnädige Frau, Erbarmen!

Der Edelmann war plötzlich ein anderer geworden; er warf gehässige Blicke auf die schwarze Dame, und suchte seine Gattin zu entfernen, die in höchster Bestürzung nicht wußte, wozu sie sich entschließen sollte. Es lag ihr daran, da sie schon Verdacht schöpfte, den Grund dieses seltsamen Damenbesuchs zu erforschen.

– Deinen Arm, Geliebte! sagte kalt und dringend der Graf.

Sie zögerte.

– Die arme Dame erregt mein Mitleid.

– Sie ist in ihrem Wahnsinn unverschämt . . .

– Ich möchte sie nicht hartherzig abfertigen.

– Gabriele, Du wirst mir folgen, befahl der Graf. Ich will es, ich will es!

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

Die erbleichende Gabriele wollte sich fügen, da sie den Zornesausbruch des Grafen fürchtete. Adele, die immer noch am Boden lag und glühenden Blickes emporstarrte, hielt sie gewaltsam am Kleid zurück. Man hätte glauben mögen, die Arme sei wirklich wahnsinnig; sie athmete kurz, als ob sie rasch gelaufen wäre, ihr halb geöffneter Mund lächelte unheimlich, und die Hände, die das Kleid erfaßt hatten, zitterten heftig. Leichenblässe bedeckte ihr schönes Gesicht, dessen Muskeln leise zuckten. Die gewaltige Aufregung beraubte sie für Augenblicke der Sprache.

– Ich folge Dir! flüsterte Gabriele, die ein Grauen befiel.

Aber Adele, Anstand und Sitte vergessend, klammerte sich laut schluchzend an die junge Gräfin.

– Das ist zu viel! rief der Edelmann.

– Mein Kind! Mein liebes Kind! jammerte die Mutter.

– Hinweg! donnerte der Graf sie an. Hinweg, Wahwitzige, oder ich rufe die Bedienten!

Adele ließ nicht ab.

Den Grafen übermannte der Zorn, er stieß die Knieende mit dem Fuß, daß sie zusammenbrach.

Jetzt war Gabriele frei; sie hing zitternd am Arm des Gemahls, der sie aus dem Saal führte.

Tiefe Stille herrschte in dem prachtvollen Raum. Das monotone Rauschen der Fontäne, das durch die offene

Glasthür eindrang, schien nicht diese Stille zu unterbrechen. Adele lag wie ein schwarzer Knäuel auf dem blaßgelben glänzenden Parquetboden. Wie ein Bahrtuch hüllte der schwarze Mantel sie ein. Der Hut war dem Haupt entfallen, das schwere dunkle Haar hatte sich aufgelöst, es floß wirr auf die Schultern herab. Die Abendsonne, die mild und freundlich durch die hohen Fenster fiel, umwob mit goldenem Schein das bleiche Antlitz der regungslosen Mutter.

Plötzlich trat der Kammerdiener des Grafen ein, jener Franz, den der Leser bereits kennt. Neugierig betrachtete er die schwarze Dame.

– Nicht übel! murmelte er. Das Gesichtchen kann sich sehen lassen. Die Schöne befindet sich in einer traurigen Verfassung . . . Wie fange ich es an, dem Befehl, sie ohne Aufsehen auf die Landstraße zu transportiren, nachzukommen? Versuchen wir, sie zum Gehen zu bewegen.

Er rüttelte die Hand der Ohnmächtigen.

– Ein sauberes Händchen! flüsterte Franz. Aristokratisch klein und weiß . . .

Er rüttelte zum zweitenmal.

– Hier muß ein böser Auftritt stattgefunden haben, da die schwarze Schönheit in so tiefer Ohnmacht liegt.

Franz betrachtete mit Kennerblicken das zarte Gesicht.

– Der Herr Graf, flüsterte er, malitiös lächelnd, zeigt überall seinen guten Geschmack! Nein, ich glaube nicht, daß diese Dame wahnsinnig ist, wie mein Herr meint . . . Ich muß ein Uebriges thun.

Er ging in die Veranda, nahm aus einem Strauch eine kleine glänzende Gießkanne, deren Gabriele sich zum Tränken der Blumen bediente, füllte das elegante Gefäß aus dem Bassin der Fontäne, kam lächelnd zurück und ließ die feinen Strahlen in das Gesicht der Ohnmächtigen fließen.

– Das wird helfen! murmelte Franz.

Und es half wirklich.

Adele, erfrischt durch das kalte Wasser, schlug langsam die Augen auf.

– Madame! rief der Kammerdiener.

– Was ist mit mir geschehen?

Sie sah mit wirren Blicken um sich.

– Noch ist nichts geschehen! antwortete Franz barsch.

Er zog sie bei der Hand empor.

– Aber es könnte leicht etwas geschehen, fügte er in demselben barschen Ton hinzu, wenn Sie nicht sofort freiwillig unsere Villa verlassen.

Adele strich das feuchte Haar aus dem Gesicht.

Jeder fühlende Mensch würde von innigem Mitleid ergriffen gewesen sein; der gräfliche Kammerdiener, ein willenloses Werkzeug seines Herrn, dachte nur an die pünktliche Ausführung des erhaltenen Befehls.

– Bitte! sagte er ironisch höflich.

Und dabei deutete er vornehm und gewandt wie ein Schauspieler mit beiden Händen, die er kaum bis an die Brust erhob, nach der Ausgangsthür.

– Ich erinnere mich . . . flüsterte Adele. Der stolze Graf hat mich mit dem Fuß getreten! Die Gattin führte er am

Arm . . . , dieses Bild wird nie in meinem Gedächtniß erlöschen! Als der Betrug nicht fruchtete, wandte er Gewalt an . . . Durch einen Fußtritt hat er mich zu Boden geworfen . . . Diese Schmach in Gegenwart seiner Gemahlin . . .

Sie richtete sich an der Lehne des Fauteuils empor. Da stand die schlanke, schöne Gestalt vor dem Kammerdiener, der den schwarzen Hut von dem Boden nahm und ihn der Dame reichte.

– Nehmen Sie doch.

Adele fragte zerstreut:

– Was?

– Ihren Hut, Madame!

Mechanisch nahm sie ihn.

– Mein Gott, seufzte sie, ich lebe wohl nicht mehr!

– Madame, ordnen Sie Ihre Toilette draußen; ich bin beauftragt, den Saal zu schließen, da die Herrschaft ausgefahren ist . . .

– Die Herrschaft ist ausgefahren? Ich kann demnach die Frau Gräfin nicht sprechen?

– Nein!

Adele sah mit einem unbeschreiblichen Blicke zum Himmel empor, indem sie flüsterte:

– So sei Gott meiner Seele gnädig!

Sie verließ schwankend den Saal. Franz zeigte ihr den Weg über den Hof nach der Landstraße. Als die schwarze Dame hinaus war, schloß er die Gitterthür hinter ihr.

9. ENTTÄUSCHUNG.

Der Graf hatte seine Gattin nach dem Boudoir geführt, das, wie wir wissen, im ersten Stock der Villa lag. Und Gabriele hatte sich fast willenlos führen lassen, da die Scene im Salon sie tief erschüttert hatte.

– Entschuldige mich für einige Augenblicke! hatte der Graf gesagt.

Dann war er gegangen, um dem Kammerdiener den Auftrag zu ertheilen, den er, wie wir gesehen, auch gewissenhaft ausgeführt hatte. Der Herr konnte sich auf Franz verlassen.

Gabriele saß in ihrem reizenden Boudoir sinnend auf einem der Fauteuils. Die Finger ihrer kleinen weißen Hände hatten sich in einander verschlungen und ihre Lippen zuckten, als ob sie das Weinen unterdrücken wollte. Ach, die Leiden einer Ehe, die aus ungleichen Parteien zusammengesetzt, stellten sich jetzt schon in ihrem ganzen Umfange ein. Die glänzenden Räume der Villa sollten der Schauplatz der traurigsten Scenen sein.

– Verstehst Du mich, Franz? hatte der Graf gesagt.

– Vollkommen, gnädiger Herr.

– Sage, was Du willst, aber vermeide den Eclat. Jene schwarz gekleidete Frau ist eine Abenteurerin, die auf Gelderpressung ausgeht.

– Vielleicht ist sie eine Schauspielerin?

– Mehr, sie ist eine Betrügerin.

– Ah, dann werde ich sie zu behandeln wissen.

Franz war nun in den Salon hinabgegangen. Der Graf stand in dem Vorzimmer seiner Frau.

– Ich weiß nicht, murmelte er, wie weit Gabriele das Gespräch, das ich mit dieser Adele gehabt, belauscht hat; trotzdem scheint sie genug zu wissen, um den bisher gehegten Verdacht noch mehr auszudehnen. Meine Lage wird immer kritischer . . . und Arnold Bertram bleibt aus! Ich glaube jetzt nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß Julian diese Frau mir geschickt hat. Sie fordert ihr Kind von mir zurück, sie will für immer aus dieser Gegend scheiden . . . Es schmerzt mich, daß ich sie so hart habe behandeln müssen; leider blieb mir kein Ausweg . . . Mag sie das Aeüßerste unternehmen, ich habe keinen Anlaß gegeben zu ihrem Jammer!

Er ging unschlüssig auf und ab.

Da ertönte ein Glockenzeichen, das in dem Boudoir gegeben ward.

Henriette trat rasch in das Vorzimmer.

– Warte! befahl der Graf.

– Die gnädige Frau hat gerufen.

– Ich werde zu ihr gehen.

Die Zofe verneigte sich gehorsam.

– Entschuldigen Sie mich, gnädiger Herr!

– Antworte: Wer hat die Dame in den Saal geführt?

– Ich, gnädiger Herr!

– Das war mehr als ungeschickt.

– Verzeihung, mir war kein Verbot geworden . . .

– Kennst Du die Dame?

– Nein, gnädiger Herr!

– Sei offen, Henriette! Fräulein Roland hat sie Dir empfohlen ...

– Gewiß nicht! versicherte die Zofe. Ich kenne weder ihren Namen, noch habe ich sie jemals früher gesehen. Ihr leidendes Aussehen flößte mir Mitleiden ein, und da ich sie ihrem ganzen Wesen nach für eine Dame vom Stande halten mußte, übernahm ich die Anmeldung, um die sie mich gebeten hatte.

Der Graf sah mit forschenden Blicken die Zofe vom Kopfe bis zu den Füßen an. Henriette ward durchaus nicht verlegen, sie lächelte schmerzlich, als ob sie sagen wollte: »Ich brauche weder zu erröthen noch zu erblasen.«

– Geh! befahl barsch der Herr.

Henriette zog sich, verletzt scheinend, auf den Korridor zurück.

– Ich muß mir Gewißheit verschaffen! dachte der Gatte. Sabine setzt ihr nichtswürdiges Treiben fort und der Besuch jener Frau ist ihr Werk. Man will das Glück meiner Ehe vernichten, da sie nicht mehr gelöst werden kann. O, wüßte ich ein Mittel, die schlaue Person zu züchtigen, die, so scheint es, meine Verirrung kennt.

Wiederum ertönte das Glockenzeichen, heftiger als zuvor.

Der Graf trat rasch in das Boudoir. Gabriele stand an dem offenen Fenster und sah in den Park hinaus.

– Henriette, rief sie, ohne sich zu wenden, der Wagen soll so rasch als möglich kommen, ich will nach der Stadt fahren!

Die Schritte des Grafen, der tiefer in das Boudoir trat, erregten die Aufmerksamkeit der jungen Frau; sie sah den Gatten überrascht an.

– Du hast geweint, Gabriele! begann er im Tone sanften Vorwurfs.

Von neuem rannen ihr die Thränen über die zarten Wangen.

– Habe ich nicht Grund genug? fragte sie, leise schluchzend.

– Du sollst mir vertrauen, Gabriele.

– Ich habe Dir vertraut, trotz der kalten, ich möchte sagen trotz der unwürdigen Behandlung, die ich erlitten. Du hast mich nicht wie Deine Frau, Du hast mich wie ein unwürdiges Mädchen gehalten, das sich seiner Stellung und seiner Lebensaufgabe nicht bewußt ist. Die arme Frau, die verzweiflungsvoll in unsere Villa drang . . .

– Sprich nicht davon, so lange Du die Intrigue nicht kennst, die Deine Familie gegen mich spielt.

– Wie, meine Familie?

– Sabine wenigstens, die seit kurzem Deinen Vater beherrscht.

– Sabine hat lange unser Haus nicht betreten.

– Und doch wirkt sie feindselig auf uns ein! Sie hat jene Frau abgeschickt, daß sie einen gräßlichen Verdacht auf mich schleudern solle, einen Verdacht, der unsere Ehe lösen soll.

Gabriele trocknete die Thränen.

– Otto, sagte sie entschieden, der Schmerz und die Verzweiflung jener armen Frau, die ihr Kind von Dir zurückverlangte, können nicht erkünstelt gewesen sein. Bin ich auch unerfahren in dem Umgange mit Menschen, so kann ich doch wahren Schmerz von erheucheltem unterscheiden. Die Trauernde, eine auffallende Schönheit, kennt Dich, und Du kennst sie. Du hast in Beziehungen zu ihr gestanden, die ihr ein Recht geben, mit Forderungen an Dich heranzutreten . . . Halte mein Auge nicht für zu blöde, es sieht scharf genug, um mir ein richtiges Urtheil zu gestatten. Ich kenne den eigentlichen Zusammenhang der Dinge nicht, ich will ihn auch nicht kennen; aber fordere kein Vertrauen von mir, ich kann es Dir nicht gewähren. Laß mich zu dem Vater gehen, denn ich fühle mich unfähig, Dir die Gattin zu sein, wie Du sie verlangst.

Sie griff zu dem Kaschmir-Shawl, der auf dem Spielisch lag.

Diese Entschiedenheit der jungen Frau hatte der Graf nicht vorausgesehen, er hatte sie nicht einmal für möglich gehalten. Aus der willenslosen jungen Frau war ein fest entschlossener Charakter geworden. Es verriethen dies ihre Mienen und ihre Haltung. Der Graf lächelte kalt, vornehm.

– Du wirst mich nicht verlassen, Gabriele, wenn ich Dich bitte zu bleiben. Denke an den Skandal, den selbst eine momentane Trennung hervorbringen muß.

Gabriele sah den Gatten mit flammenden Blicken an.

– Meine Ehre, rief sie fest, geht mir über Alles! Ich konnte mich Deinen tyrannischen Anordnungen fügen,

so lange es mir möglich war, an die Aufrichtigkeit Deiner Gesinnungen zu glauben . . . Du hast mich nie wahrhaft geliebt! Ich mag nicht wissen, was Du jener Dame gelobt hast, die verzweiflungsvoll flehend zu Deinen Füßen lag und dafür einen Fußtritt empfing! Bedarf es einer helleren Beleuchtung Deines Charakters? Habe ich von dem Manne zarte Rücksichten zu hoffen, der fähig ist, eine schwache Frau mit Füßen zu treten? Eine Frau, der er zuvor Liebe geheuchelt? Jetzt zeigt sich die Bedeutung jenes Ereignisses . . . ich verlor auf räthselhafte Weise den Brautkranz, den ich nie hätte tragen sollen! An meinem Hochzeitstage kündigte sich das Unglück schon an, das mich jetzt trifft. Ich habe es unterlassen, meinen Schmerz an der Brust des Vaters auszuweinen, ich habe dem guten Vater, der jeden meiner Wünsche erfüllte, stets ein lächelndes Gesicht gezeigt, um ihn an mein eheliches Glück glauben zu machen . . . ich vermag es nicht mehr, ich muß ihn um seine Vermittelung angehen.

Sie nahm mit zitternden Händen den Strohhut und setzte ihn auf das Haupt.

Die Festigkeit verletzte den Grafen.

– Gelten Dir meine Bitten nichts? fragte er stolz.

– Verhandle mit dem Vater; der Gegenstand ist nicht danach angethan, daß ich . . .

– Gabriele, Du bist eine Gräfin von Ravenstein!

– Wäre ich es nie geworden!

Der Graf erbleichte, er biß die Lippen zusammen.

– Das, das sagst Du mir?

– O, hätte ich den Warnungen geglaubt!

Sie verhüllte das Gesicht mit dem Tuche.

– Es ist weit gekommen! flüsterte der Edelmann.

Dann ging er unschlüssig auf und ab. Eine gewaltige Erregung hatte sich seiner bemächtigt, die er kaum zu beherrschen vermochte.

– Gabriele, rief er, indem er vor der jungen Frau stehen blieb, ich verbürge mit meinem Ehrenworte, daß ich jene wahnsinnige Frau nicht kenne!

– Mein Gott, mein Gott!

– Sie ist mir fremd, so wahr ich ein Edelmann bin!

Die Gräfin konnte ihre Entrüstung nicht mehr bergen.

– Du verpfändest Deine Ehre, berufst Dich auf den Edelmann? Wisse, daß ich, ohne es zu wollen, Zeugin des Gespräches war ... Otto, wenn das die Grundsätze des Adels sind, dem Du angehörst, so danke ich dem Himmel, daß er mir bürgerliche Eltern gegeben.

Der Edelmann drückte krampfhaft die Faust auf die Brust.

– Gewiß, stöhnte er, der Schein ist gegen mich, ich kann ihn kaum verbannen ... Aber die Zeit bleibt nicht aus, die mich rechtfertigen wird! Ich fordere Vertrauen, Gabriele; ich beschwöre Dich, zu mir zu halten und den Einflüsterungen Sabinen's Dein Ohr zu verschließen. Es ist Dir Pflicht, meine Bitte zu erfüllen.

– Mahne mich nicht an meine Pflicht; Du aber hast die Deinige vergessen!

Sie wollte fort.

– Bleibe, Gabriele! rief er ihr nach.

Die Hand nach der Thür ausstreckend, antwortete sie:

– Ich kann nicht . . . verhandle mit meinem Vater!
Schon war die Thür geöffnet.

– Gabriele! rief er noch einmal.

Sie überschritt schwankend die Schwelle.

– Du kannst Dich nicht rechtfertigen, schluchzte sie;
mein Vertrauen zu Dir ist erschüttert . . .

Er zog sie gewaltsam an der Hand zurück.

– Wohlan, ich will mich rechtfertigen, obgleich es meinem Herzen schwer wird! Um den Eclat zu vermeiden, will ich Dir ein Familiengeheimniß entdecken, dessen Schwere mich fast zu Boden drückt, dann urtheile über meine Person und über mein Benehmen. Ich habe einen Zwillingbruder, eine Doppelgänger . . . Die Aehnlichkeit zwischen uns ist so groß, daß es nur geringer günstiger Umstände bedarf, um eine Verwechslung zu ermöglichen. Jene Frau hat mich für meinen Bruder genommen . . . damit Dir Alles erklärlich werde, füge ich hinzu: mein Bruder Julian haßt mich wie seinen Todfeind, ihm ist kein Mittel zu schlecht, wenn er mein Verderben dadurch bewirken kann. Die Frau, die Du gesehen, ist betrogen, aber nicht durch mich, ich kenne sie nicht . . . Julian hat selbst meinen Vornamen gemißbraucht . . . O, ich habe mich zu wenig um ihn gekümmert, als daß ich alle seine Infamien erfahren hätte. Du nennst es hart und gefühllos, daß ich die Bettlerin zurückgestoßen habe . . . wäre ich schuldig, ich würde sie abgekauft und durch List zum Schweigen gebracht haben . . . so aber folgte ich der Aufwallung des gerechten Zornes, zumal da ich Jene für

eine Verbündete Sabinen's halte. Auch diese Beschuldigung will ich begründen: Sabine sorgt für die in Trauer gekleidete Schönheit, sie hat ihr selbst ein Landhaus einrichten lassen, das reizend an der Grenze ihres Forstes liegt. Dort wohnt sie und lebt herrlich und in Freuden von den reichen Mitteln, die Fräulein Roland ihr spendet. Genügt dies, Dir die Augen zu öffnen? Willst Du mehr noch wissen, um unsere Gegner kennen zu lernen? So viel ich mich erinnere, habe ich Sabine nie beleidigt, aber sie ist meine Feindin, obgleich sie mir zulächelt und mir die Hand drückt. Das Schlimmste von der boshaften Frau steht uns vielleicht noch bevor . . . Jetzt handle wie es Dir beliebt, ich habe nichts mehr zu sagen.

– Das ist es? stammelte Gabriele bestürzt.

Sie legte Hut und Shawl ab.

Der Graf lehnte sich über die Fensterbrüstung und sah in den abendlichen Park hinaus, der wie ein stilles Paradies sich hinter der Villa ausbreitete. Die Sonne war schon untergegangen, die schwache Röthe, die sie hinterlassen, schuf eine liebliche Dämmerung. Man sah in den Beeten die Arbeiter, die die Blumen und Gesträuche tränkten. Die lebensgroßen Statuen, die hier und dort aufgestellt, schimmerten weißlich aus dem dunkeln Grün hervor. Es war schwül, trotz des vorgerückten Abends. Plötzlich trat der Graf zurück, ein Blitz, der grell die Landschaft erhellte, blendete ihn.

– Es ist ein Gewitter im Anzuge!

– Schließe das Fenster! bat zitternd Gabriele.

In diesem Augenblicke machte ein Donnerschlag die Erde erzittern. Gabriele flüchtete sich an die Brust des Gatten ... Es war ein furchtbarer und, wo er getroffen, vernichtender Schlag.

– Der Himmel treibt Dich in meine Arme! rief erschüttert der Graf.

Er umschlang zärtlich die reizende Frau, die weinend ihr Gesicht verhüllte.

– Hier, hier ist Dein Platz! fuhr er fort. Es gibt keine Macht, die uns trennen könnte, wenn wir selbst uns einander anschließen. Bin ich gerechtfertigt?

Gabriele antwortete nicht, sie konnte nur weinen.

– Der Sturm in unserer Ehe geht vorüber wie das Gewitter ... Dann schmücken unser Leben nur Reize, ähnlich der Flur, die, vom Regen erfrischt, ein neues Gewand angelegt zu haben scheint. Gabriele, ich habe meine Eigenheiten, vielleicht auch Bizarrerien ... ertrage sie und nimm als Entschädigung die Liebe, die ich Dir ewig bewahren werde.

Sie wollte sich ihm bebend anschmiegen. Ein zweiter Donnerschlag schreckte sie zurück, sie flüchtete sich vom Fenster fort in den Hintergrund des Zimmers. Der Graf schloß das Fenster. Die Atmosphäre war wieder ruhig geworden, das verglimmende Abendroth zeigte einen matten Schein und vom tiefblauen Himmel herab schimmerten die Sterne in voller Klarheit. Die Gewitterwolke, die sich entlud, stand im Osten, sie ließ sich von dem Boudoir aus nicht gewahren.

Der Graf zog die Glocke.

– Licht! befahl er der eintretenden Henriette.

Fünf Minuten später brannten Kerzen auf silbernen Armleuchtern. Gabriele saß schweigend auf der Ottomane; trotzdem sie sich in fieberhafter Spannung befand, als ob sie den Verlauf des Gewitters fürchtete, verblieb sie regungslos. Sie duldete die Zärtlichkeiten des Gemahls, ohne sie zu erwidern. Es war eine seltsame Veränderung mit ihr vorgegangen, die der Graf nach Maßgabe der Verhältnisse zu erklären suchte. Und darum war er zufrieden mit der äußeren Ruhe, die Gabriele zeigte; er berührte das traurige Thema weiter nicht, hoffend, daß Gabriele ihre Unbefangenheit bald wieder zurückerlangen werde. Ein Windstoß verscheuchte die Gewitterwolke, daß sie seitwärts abzog und sich in einer fernen Gegend entlud. Außer den beiden Schlägen, die wie aus heiterer Luft gekommen zu sein schienen, machte sich nichts bemerkbar; kein Regentropfen fiel, kein Wind regte sich; die Blitze, die später erfolgten, waren matt wie schwaches Wetterleuchten.

Gabriele blieb zwar bei der Abendtafel, aber sie genoß wenig.

– Bist Du krank? fragte besorgt der Gemahl.

Sie wußte ihn zu täuschen.

– Nein, flüsterte sie lächelnd.

Ach, es war dies ein trauriges Lächeln, ein Lächeln, das Zeugniß ablegte von der tiefen Bekümmerniß der Seele.

– Gehe zur Ruhe! bat der Graf.

Sie nickte zustimmend mit dem Köpfchen.

– Beschäftige Deinen Geist mit heiteren Bildern und zeige mir morgen ein freundliches Gesicht. Ich werde dies als einen Beweis dafür ansehen, daß Du volles Vertrauen in Deinen Gatten setzest.

Otto küßte die Stirn der jungen Frau, bot ihr den Arm und führte sie in das Schlafgemach, das an das Boudoir grenzte. Er selbst zog sich in sein Zimmer zurück.

Henriette kam, um die Nachttoilette der Herrin zu besorgen. Die schlaue Zofe schien es nicht zu bemerken, daß die junge Frau sehr niedergeschlagen war, sie legte das schöne Haar Gabrielen's in lose Flechten, brachte das zierliche Nachthäubchen und stellte die Maroquin-Pantoffeln auf die Pelzdecke vor dem seidenen Himmelbette, das wir ein Meisterstück der Tapeziererkunst nennen müssen. Unter farbigem Glase brannte eine Lampe, die ein mattgrünes Licht verbreitete. Die Fenster waren von schweren Gardinen verhüllt, die in reichen Falten von der Decke bis auf den Fußboden fielen.

Die Gräfin saß auf einem Polster zur Seite des Bettes.

– Henriette! rief sie leise.

– Sie befehlen, gnädige Frau?

– Hast Du den alten Bettler wieder gesehen, der mich durch das Gitter des Parks anredete?

– Nein!

– Er wollte doch heute zurückkommen . . .

– Vielleicht war ihm die Gabe zu klein, die Sie ihm spendeten. Leute dieser Art sind unverschämt, sie mißbrauchen das Mitleid, das sie erregen.

– Der Greis sah zu ehrwürdig aus, zu ergeben in sein hartes Schicksal, als daß ich Deiner Annahme beipflichten könnte.

– Gnädige Frau, ich denke stets das Schlimmste von den Menschen, die ich nicht ganz genau kenne. Seit heute steht meine Ansicht in dieser Beziehung unumstößlich fest ... hätte ich mich durch das bleiche, leidende Gesicht der schwarzen Dame nicht täuschen lassen, ich würde dem Herrn Grafen einen ärgerlichen Auftritt erspart haben.

– Auch Du kennst jene Dame nicht?

– O, ich habe sie nie gesehen!

– Und Du ließest sie eintreten, ohne daß sie ihren Namen nannte?

– Weil ihre wirklich auffallende Schönheit mich rührte! Ich würde viel für sie gethan haben, um ihre Thränen zu trocknen.

– Gehe schlafen Henriette!

Die Zofe entfernte sich; sie wußte, daß ihre anscheinend arglosen Bemerkungen einen Stachel in der Brust der jungen Frau zurückgelassen hatten. Gabriele saß noch lange auf der Ottomane. Der Schmerz, der ihr Inneres durchwühlte, machte sich endlich durch Thränen Luft. Ein Gedanke, der sich ihr aufgedrängt, durchschauerte sie wie Fieberfrost.

– Gott im Himmel, flüsterte sie, gib mir Gewißheit! Die Doppelnatur des Grafen ist mir ein Räthsel; löst es sich,

wie ich fürchte . . . Nein, es möge ewig ein dichter Schleier darüber ausgebreitet bleiben! Das Verschwinden meines Brautkranzes deutet doch unheilvolle Ereignisse an.

Es war Mitternacht, als sie das Bett aufsuchte.

Wie die Gemahlin, so seufzte auch der Gemahl unter der Last seiner Gedanken. Er ging in seinem Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit trat er an das offene Fenster, um die heiße Stirn der kühlen Nachtluft preiszugeben. Bitter lächelnd flüsterte er vor sich hin:

– So weit kann die Rache meines Bruders nicht gehen! Es ist nicht möglich, daß Julian einen so schrecklichen Plan entwerfen kann. Der überspannte Mensch ist nicht schlau und nicht schlecht genug. That er es dennoch, so steht ihm eine diabolische Macht zur Seite, und diese ist . . . Sabine! Ihr ist die grenzenlose Bosheit zuzutrauen. In den nächsten Tagen muß ich klar sehen, es koste was es wolle.

Bevor der Graf zur Ruhe ging, schrieb er noch eine Stunde.

– Ich bin gerüstet! flüsterte er dann. Soll das Drama meines Lebens jetzt schon abschließen, so ist doch wenigstens meine Ehre gerettet. Er verschloß die beiden Briefe, die er geschrieben hatte.

Adele hatte wie eine Sinnverwirrte die Villa verlassen; sie konnte nicht klar und zusammenhängend denken, ein erschreckendes Bild nach dem andern stellte sich ihrem

inneren Auge dar. So war denn auch die letzte Hoffnung, die Spur ihres Kindes zu entdecken, verschwunden. Das Herz der armen Mutter blutete, aber ihr Auge blieb trocken; der Quell der Thränen war versiegt. Der Graf, der Urheber ihres Jammers, hatte sie im strengsten Sinne des Wortes mit Füßen getreten, sie, die um ihr Kind Flehende. Weiter wußte, weiter dachte sie nichts. Ohne den Weg zu wählen eilte sie weiter. Der Zufall war ihr günstig, sie hatte den rechten Pfad getroffen. Auf der Wiese sank sie nieder; das vom Abendthau feuchte Gras erfrischte ihre Stirne und die kühle Nachtluft milderte ihren heißen Athem. Die Erschöpfte mußte lange ruhen, ehe sie so viel Kraft erhielt, daß sie den schweren Kopf emporrichten konnte. Das Gewitter, das aus Osten heranzog, schleuderte den ersten Blitzstrahl zur Erde nieder. Ein furchtbarer Donner begleitete ihn, Adele erschrak nicht.

– Der Himmel verschont mich gnädig, flüsterte sie vor sich hin; aber die Menschen vernichten mich! Was nütze ich denn noch auf der Erde? Welchen Zweck hat mein Leben, da ich nicht mehr für mein Kind sorgen kann? Und mit dem Fuße hat der perfide Mann mich zurückgestoßen! Diese Schmach ist nicht minder groß als der Frevel, durch den sie mir zugefügt! Und die Vorsehung läßt ihn geschehen, sie rührt das verhärtete Gewissen dieses Edelmanns nicht, der in seinem Uebermuthe die heiligsten Gefühle der Menschenbrust verhöhnt . . .

Der zweite Donnerschlag erschütterte die Erde.

Adele, die im Grase kniete, stützte sich auf beide Hände; sie sah zum Himmel empor . . . die Sterne über ihr leuchteten in wunderbarer Klarheit und der Aether war tief blau.

– Der Himmel zürnt doch, flüsterte sie, von dem Gefühle der Nichtigkeit durchbebt, das jeden Menschen beschleicht, angesichts der hehren Majestät der Natur.

Der Forst gab dröhnend das Echo des starken Schlags zurück. Das Feld schien für Augenblicke ein donnerndes Meer geworden zu sein, dessen Wogen vom Sturme gepeitscht worden.

Die arme Mutter sah rings um sich; sie gewahrte die schwarze Wolke, die über der Villa schwebte.

– Dort ist es dunkel, dachte sie, während rings der klare Himmel leuchtet! Nein, ich will den Beiden, die unter jenem Dache wohnen, Böses nicht wünschen, denn die junge Frau kann an der Seite eines solchen Mannes nicht glücklich sein, ihr ist ein trauriges Loos beschieden. Aber was bleibt mir denn? Was wartet meiner, die ich nun ganz verlassen bin? Soll ich die segnen, die mir mein Höchstes geraubt haben? Und Sabine, die mich eines Mordes zeiht . . . Gott, mein Gott, ich bin ja so elend, daß ich das Leben abwerfen möchte wie eine schwere drückende Last! Alles, Alles ist dahin! Und noch bin ich den Angriffen meiner Feindin ausgesetzt . . .

Sie versank in tiefes Sinnen.

Plötzlich, wie von Unruhe getrieben, raffte sie sich empor; sie machte einige Schritte der Villa zu, deren erleuchtete Fenster durch die Nacht schimmerten.

– Nein, dorthin nicht! rief sie. Man hat mich schmä-
hlich verstoßen aus jenem prachtvollen Hause, das wie in
einen Trauermantel gehüllt vor mir liegt! Vielleicht hat
dort das Unglück schon seinen Einzug gehalten ... Es
ist ja nicht möglich, Segen kann auf diesem Hause nicht
ruhen!

Adele wandte sich und eilte in entgegengesetzter Rich-
tung weiter; sie befand sich nun auf dem Wege, der nach
dem Walde zurückführte. Sie kam an dem Strauche vor-
über, in dessen Schatten sie den Bettler getroffen hatte.
Bald erreichte sie den Forst und das Auge sah den Pfad
nicht mehr, auf dem der wunde Fuß wandelte. Die dicht
belaubten Bäume wehrten dem Sternenlichte, es konnte
nicht durchdringen. Die arme Frau empfand eine Angst,
die sie rastlos forttrieb; jedes Geräusch, das ein Zufall
hervorbrachte, oder das sie zu hören wähnte, erschreck-
te sie. Die Einsamkeit und das Dunkel erfüllten sie mit
Furcht, sie war ja zu abgespannt, als daß sie ihre La-
ge klar erfassen konnte. Ihre Sinne verwirrten sich. Der
brennenden Füße nicht achtend, eilte sie auf dem schma-
len Wege weiter, der sie endlich nach dem Forsthouse
brachte. Sie erschrak vor den beiden erleuchteten Fen-
stern im Erdgeschosse.

– Wo bin ich? Wer wohnt hier? rief sie aus.

Sie wußte nicht, daß Richard hier wohnte.

Ein großer Jagdhund sprang ihr bellend entgegen.

Adele flüchtete sich auf die breite Fahrstraße, die von
dem Forsthouse quer durch den Wald zog. Der Hund

blieb zurück, sein Bellen ging in ein dumpfes Murren über, das nach und nach verstummte.

Nun war es wieder still unter den riesigen Eichen, die majestätisch ihre Häupter zum Himmel emporhoben.

Die arme Frau blickte zurück.

Das Licht in dem Forsthause war verschwunden.

– Gott sei Dank! flüsterte sie aufathmend. Ich muß die Wohnplätze der Menschen meiden.

Und weiter, immer weiter schwankte sie.

Ihre krankhafte Einbildung schuf erschreckende Bilder. Sabine hatte von Kindsmord und Schaffot gesprochen; diese Worte hörte die Unglückliche, sie sah auch die kleine verwachsene Dame, aus deren hellen Augen fürchterliche Blicke sprüheten. Das Fieber, das sich ihrer nach so starken Gemüthserregungen bemächtigt, verlieh diesen Bildern einen hohen Grad von Wirklichkeit.

Die Kräfte des Körpers schwanden immer mehr. Adele brach in der Mitte des Wegs zusammen. Ihre Stirne berührte die harte Erde. So lag sie eine Zeit lang völlig bewußtlos. Es kümmerte sich Niemand um die Unglückliche, der Forst war ja um diese Zeit menschenleer.

Länger als eine halbe Stunde hatte diese unheimliche Stille gewährt, die rings herrschte, als Hufschläge, die rasch näher kamen, sich vernehmen ließen.

Instinktmäßig erwachte Adele; sie begriff die Gefahr, die ihr drohete. Um den Hufen des Rosses zu entgehen, dessen Schnauben sich mit dem Geräusche der starken Tritte mischte, raffte sie sich gewaltsam empor und schwankte zur Seite. Angst und Schrecken verliehen ihr

so viel Kraft, daß sie den Weg verlassen und in die Büsche flüchten konnte. Sie währte sich noch nicht sicher; immer weiter floh sie ... ein lichter, rings umschlossener Platz nahm sie auf ... hier sank sie an einem Hügel nieder, den ihr wunder Fuß berührte. Es war derselbe Hügel, an dem sie oft gebetet hatte, derselbe Hügel, auf dem sich das rohe Holzkreuz erhob. Adele erkannte den Ort nicht sogleich; eine Wolke lag vor ihren Blicken, aus der Funken schossen, die wie Bienen sie umschwärmten.

– Ich bin wohl geborgen! dachte sie. Der Reiter wird vorüberziehen.

Sie überließ sich, die Augen geschlossen haltend, der Ruhe, der sie dringend bedurfte,

Aber der Reiter zog nicht vorüber; sein Roß stand still und er selbst stieg ab. Es ließ sich erkennen, daß er das keuchende Thier an einen Baum band.

– Ich bin verloren! flüsterte sie. Man verfolgt mich!

Sie wollte tiefer in das Gebüsch fliehen; wie gelähmt sank sie zurück.

– Gott sei mir gnädig! seufzte sie.

Bei diesen Worten umklammerte sie den Stamm, den sie mit bebenden Händen erreichte. Sie erkannte immer noch die Umgebung nicht, sie währte sich auf einem ihr unbekanntem Waldplatze.

Die Gestalt eines Mannes kam näher.

Es war der Förster, der aus der Stadt zurückkehrte, wohin ihn Dienstgeschäfte gerufen hatten.

– Ich muß sehen, murmelte er vor sich hin, ob man das Kreuz wieder vernichtet hat.

Zwei Schritte vor dem Hügel blieb er stehen.

Er erkannte die schwarze Gestalt, die am Fuße des Kreuzes kauerte.

– Wer ist da? rief er barsch.

– Erbarmen! Erbarmen! jammerte eine matte Stimme.

Ich bin keine Verbrecherin!

Richard hatte die Stimme der armen Frau erkannt.

– Und ich bin Ihr Feind nicht, der Sie verfolgt! antwortete er gerührt.

– Wer sind Sie denn?

– Ich bin Richard Hoche, der Förster!

– O, mein Gott!

Nach diesen Worten, die in einem unbeschreiblichen Tone gerufen wurden, war es still.

Richard sah, daß Adele neben dem Kreuze niedergesunken war.

– Beruhigen Sie sich, ich stehe Ihnen treulich zur Seite.

Es erfolgte keine Antwort.

Richard trat näher. Als er sich bemühte, die Erschöpfte emporzuheben, neigte sich der Stamm des Kreuzes zur Seite. Er trug die Ohnmächtige auf den Moosplatz unter der Eiche, wo einst Gabriele geruht hatte, als sie zum erstenmal das Kreuz im Walde erblickte. Das vorbeirieselnde Bächlein lieferte das frische Wasser, das Adelen zum Bewußtsein brachte. Richard nannte wiederholt seinen Namen, um sie zu beruhigen.

– Ach ja, flüsterte sie, nun erkenne ich Sie! Haben Sie Nachsicht mit mir, großmüthiger Mann!

Sie hüllte sich schauernd in ihren schwarzen Mantel.

So saß sie, eine Trauernde, auf dem Moose.

– Wo bin ich denn? fragte sie.

– Bei dem Kreuze im Walde.

– Ein für mich verhängnißvoller Ort!

– Sie werden ihn nie mehr besuchen.

– Ich werde hier die ewige Ruhe finden.

– Nein, Sie werden dem Leben zurückgegeben werden! rief Richard bewegt.

Adele schüttelte schmerzlich das bleiche Haupt

– Regen Sie nicht Hoffnungen an, die nie in Erfüllung gehen; mir ist mein Ziel gesteckt ... das Grab!

Sie zog schauernd den Mantel fester um die Schultern.

– Betrachten Sie mich als eine Sterbende, fuhr sie fort

...

– Nein, nein! unterbrach sie Richard.

– Sie meinen es so gut, und ich bin dessen unwürdig ... der schwere Verdacht, der auf mir lastet ... Sie müssen sich ganz von mir lossagen, müssen mich dem Loose überlassen, das der Himmel über mich verhängt hat! Sie aber werden noch glücklich werden, so glücklich, wie Sie es verdienen ...

– Beschäftigen Sie sich jetzt mit diesen Gedanken nicht! Sie sind krank, Adele!

– Wohl bin ich es; ein Fieber schüttelt mich!

– So müssen Sie fort von diesem Orte ...

– Ich kann nicht weiter wandern ... dort ist mein Grab, lassen Sie mich hier sterben!

Richard gönnte ihr noch einige Minuten Ruhe; während dieser Zeit erwachte ein Gedanke in ihm, den er rasch zur Ausführung brachte.

– Stützen Sie sich auf meinen Arm, Adele!

Er hob sie sanft empor.

Sie duldeten es wie ein Kind, das sich willenlos der mütterlichen Pflege anvertraut. Ach, ihr Geist war ja umnachtet, sie wußte nicht mehr, was mit ihr geschah. Als Richard bemerkte, daß die Füße Adelen's den Dienst versagten, hob er sie mit kräftigen Armen in den Sattel des Pferdes. Nun ging er so neben ihr, daß sie sich auf seine Schulter stützen konnte.

Beide sprachen kein Wort. Nach einer Viertelstunde kam der Zug bei dem Forsthause an. Frau Hoche, die am Fenster wartete, kam rasch in den Hof.

– Frage nicht, Mutter; sagte Richard; hier ist Hülfe vonnöthen!

Man brachte die Kranke in das Forsthaus, das sie nie wieder verlassen sollte.

10. DER ALTE GRAF.

Es war mitten in der Nacht. Die Glocken der Stadt hatten ein Uhr angezeigt. Tiefe Stille herrschte in den Gärten und in den Landhäusern, die den Gürtel der weiten Residenz bildeten. Die Promenaden waren wie ausgestorben, nur selten hörte man die Schritte eines spät Heimkehrenden. Hier und dort leuchtete eine Gaslaterne, bei

deren Schein das Grün der Blätter an den nächsten Bäumen deutlich hervortrat. Den Gärten entströmte ein lieblicher Blumenduft, den ein kaum merkliches Lüftchen in die stillen Alleen trug. Um diese Zeit stand ein Mann an dem Gartengitter der Wittwe Lobau; er suchte und fand den Glockenzug, den er in Bewegung setzte. Fünf Minuten später öffnete Drude, die Magd, die Thür.

– Ist Madame schon zur Ruhe gegangen?

– Nein, Herr Vetter!

Man hatte der einfältigen Magd befohlen, den Gast so zu nennen. Dieser war, wie der Leser wohl schon erräth, kein Anderer als der Graf Julian von Ravenstein. Er eilte, während Drude die Thür schloß, dem Hause zu. Zwei Fenster des ersten Stocks waren noch matt beleuchtet. Das Licht schimmerte durch herabgelassene grüne Rouleaux. Julian betrat die Hausflur und stieg die Treppe hinan, auf deren oberster Stufe die Wittwe mit einer brennenden Kerze stand. Aurelie trug schon das Nachtkostüm. Die breiten gelben Bänder der weißen Flügelhaube, die sie mit besonderer Sorgfalt pflegte, umflatterten ihre vollen Wangen.

– Wie steht es, Vetter?

– Ich glaube . . . gut!

Beide betraten das Zimmer.

– Sie glauben? fragte gespannt die Wittwe.

– Diesen Morgen früh haben wir den Vater begraben
Aurelie setzte die Kerze auf den Tisch.

– So ist der Alte seinen Leiden endlich erlegen!

Julian warf sich auf das Sofa.

– Es war die höchste Zeit, sowohl für ihn als für mich!

– Ist ein Testament vorgefunden?

Der Graf seufzte tief und schwer.

– Leider nein!

– Mein Gott!

– Der Gerichtsamtman versicherte, daß der Kranke nie testirt hat.

– Was geschieht nun?

– Ich bin betrogen, schmäählich betrogen! rief Julian schmerzlich. Es war ein Testament vorhanden, aber man hat es unterschlagen. Der Gerichtsamtman handelt zu Gunsten Otto's . . . Wäre ich, statt Gabrielen nachzulaufer, am Krankenbette des Vaters geblieben, so stünden die Dinge anders.

Die Wittwe betrachtete staunend den Grafen, der völlig abgespannt auf dem Sopha lag. Auf ihre Fragen antwortete er kurz:

– Erlassen Sie mir die Mittheilung der Einzelheiten; der Kern der Sache ist, daß ein Testament, wie ich es gewünscht, fehlt. Auch der Vater hat mich betrogen. Otto erbt als Erstgeborener und ich werde mit einer Rente abgefunden.

– Wie schändlich! flüsterte Aurelie.

– Es ist unerhört.

– Otto ist durch seine Frau schon ein steinreicher Mann . . . Jetzt fällt ihm noch das väterliche Erbe ungeschmälert zu . . . Der aufgeblasene Mensch ist ein wahrer Glückspilz.

Julian hatte lange zur Decke emporgeblickt.

– Er soll sich seines Glücks nicht sonderlich erfreuen, murmelte er leise vor sich hin; ich besitze furchtbare Mittel, es ihm zu zertrümmern.

Die Wittwe hatte sich zu ihm gesetzt.

– Vetter, Otto's Glück ist ja schon halb zertrümmert.

Und der Vetter lächelte wie ein Wahnwitziger.

– Ja, ja! Es war doch gut, daß ich ihrem Rathe folgte.

– Nun bleibt Ihnen noch das Duell . . . dringen Sie auf die Erfüllung desselben und Sie werden das Ziel erreichen.

– Wäre das Duell nicht, ich würde wahnsinnig werden. Otto hat mich um die Braut und um das Vermögen betrogen . . . ich muß ihn vernichten, ein Ausgleich ist nicht möglich!

– Und wenn er sich Ihnen nun als Wohlthäter naht?

– Ich verschmähe seine Wohlthaten!

– Sprechen Sie nicht mehr davon, es regt Sie auf, Vetter.

– O, ich bin ruhig, da mir eine letzte Hoffnung bleibt; und dafür, daß mich Gabriele nicht verschmäht, ist gesorgt . . . sie muß meine Frau werden . . .

Aurelie lächelte boshaft.

– Ah, Vetter, hätten Sie meinen Rath nicht befolgt, Sie würden die schöne Gabriele heute nicht in Ihrer Gewalt haben. Denken Sie nur meiner, wenn Fortuna das Füllhorn über Sie ausschüttet; ich habe für Sie gedacht und theilweise auch für Sie gehandelt.

Der Vetter reichte der Tante die Hand.

– Das soll geschehen. Nun gute Nacht; ich bedarf der Ruhe.

Aurelie küßte ihm die bleiche Stirn.

– Gute Nacht, glücklicher Vetter! Sie haben Glück im Unglück . . . gute Nacht!

Sie zog sich zurück.

– Glück im Unglück; wiederholte der Graf. Es ist wahr, mir bleibt noch gegründete Hoffnung, den tückischen Bruder aus dem Felde zu schlagen. Bah, das Leben wäre ein Elend, wenn Reichthum und Liebe es nicht verschönerten. Ich habe viel, ich habe gerade genug gelitten, um endlich Ruhe zu finden. Wie schmähhch bin ich von dem Vater und dem Bruder behandelt . . . sie wollen mich hinausstoßen in die Welt wie einen Hund, der kaum der Beachtung werth ist . . . Aber dieser Hund widersetzt sich, er fletscht die Zähne und beißt um sich!

Nachdem er noch eine Viertelstunde gegrübelt hatte, suchte er das Bett auf. Am nächsten Morgen war seine erste Beschäftigung, daß er einen Brief schrieb. Aurelie selbst brachte ihm den Kaffee.

– Lesen Sie, Tante! sagte Julian, kalt an den Schreibtisch deutend.

Die Wittve nahm das Papier und las:

»Der alte Graf von Ravenstein ist todt; Sie werden als Mann von Ehre handeln und die Bedingungen des eingegangenen Duell's erfüllen. Es bleiben Ihnen drei Tage Frist . . . erhalte ich nach Ablan derselben nicht die Gewißheit, die zu fordern ich berechtigt bin, so treffen Sie

die Folgen der Wortbrüchigkeit. Julian, Graf von Ravenstein.«

Aurelie lächelte Beifall.

– Recht so! rief sie aus. Männliche Energie führt stets zum Ziele. Nun frühstücken Sie und warten Sie ruhig den Verlauf der Dinge ab. Ich übernehme die Besorgung des Briefs.

– Sie haben doch einen zuverlässigen Boten?

– Kümmern Sie sich nicht um den Boten, ich weiß, was ich thue.

Aurelie verließ das Haus; sie ging durch den Garten nach der Hecke und suchte die kleine Lichtung auf, die ihr die Korrespondenz mit dem Nachbar vermittelte. Der Nachbar war schon am Platze, er ging, völlig angekleidet, in dem schmalen Wege auf und ab. Seiner kurzen Meer-schaumpfeife, die er pathetisch in der Hand trug, entströmten blaue Wolken, die langsam in der stillen Morgenluft verschwammen.

– Guten Morgen, Herr Nachbar!

Der Hofrath von Löwenhorst hörte nicht gleich diesen zärtlich geflüsterten Gruß, denn er dachte über große Pläne nach, die er, als ein feiner Diplomat, der Verwirklichung nahe wähnte.

Aurelie wiederholte lauter ihren Gruß.

Löwenhorst trat rasch an die Ecke.

– Ah, meine verehrte Nachbarin, wie sehnsüchtig habe ich Sie erwartet.

Er küßte die fleischige Hand, die sich durch die Blätter streckte.

– Armer Freund!

– Wohl bin ich arm, wenn ich Sie nicht sehe!

– Ich wäre gern auf den Flügeln des Windes zu Ihnen geeilt . . .

– Was hinderte Sie, liebe Freundin?

– Die Sorge um den trauernden Vetter.

– Ja, ja, der alte Graf ist todt.

– Sie wissen es schon?

– Seit gestern Mittag; ich kam zu spät aus der Stadt zurück und konnte mich mit Ihnen nicht in Korrespondenz setzen.

– Hier ist ein Brief an Otto von Ravenstein.

Die Wittve verständigte den Hofrath über den Zweck desselben.

Der Alte murmelte mit großer Genugthuung:

– Elias soll das wichtige Schreiben auf der Stelle befördern. Ehe der Gemahl der schönen Gabriele zur Mittagstafel geht, wird er die Anweisung auf den Tod in den Händen haben.

– Freund, die Katastrophe steht vor der Thür, es ist bis jetzt Alles nach Wunsch gegangen; ich zweifle indeß, daß Otto ohne weiteres zum Pistol oder zum Giftfläschchen greift, um seinen Bruder in den Besitz von Gütern zu setzen, die ihn selbst so glücklich machen.

Christian von Löwenhorst blies gemächlich den Rauch aus, den er in seinem großen Munde angesammelt hatte. Dann entgegnete er im Tone der Ueberzeugung:

– Otto muß das Duell ausfechten, wenn er nicht der Lächerlichkeit anheimfallen will, die ebenso vernichtend ist als die Ehrlosigkeit und Feigheit.

– Aber nehmen wir den Fall an, daß er sich weigert . . .

– Gut, nehmen wir ihn an.

– Was beginnen wir?

Der Hofrath lächelte so schlaue als es ihm möglich war. Indem er die Hand an die Wange der Wittve legte, flüsterte er:

– Zunächst lassen wir Beide uns trauen. Die schöne Wittve Lobau wird Hofrätthin von Löwenhorst.

Und die schöne Wittve lächelte so verschämt als es ihr möglich war.

– Die Trauung kann ohne Hindernisse vollzogen werden, meinte sie. Wir sind ja Beide selbstständig . . .

– Und fest in unsern Vorsätzen und Entschlüssen, fügte der Diplomat hinzu.

– Was geschieht nach der Trauung?

– Dann bleibt uns nichts als Julian gegen eine entsprechende Summe das Testament des alten Grafen zu übergeben . . .

– Ah, Freund, was sagen Sie da!

– Die Wahrheit.

– Aber das Testament?

– Ich habe es von der Reise mitgebracht . . .

– Und das erfahre ich erst heute? rief die Wittve erstaunt.

Löwenhorst machte einige starke Züge aus seiner Pfeife.

– Wir Diplomaten wählen stets die geeignetste Zeit zu unseren Eröffnungen; heute bewirke ich Freude, indem ich Zweifel verscheuche ... Außerdem war mir zur Pflicht gemacht, nur dann erst zu reden, wenn der kranke Graf gestorben sei. Er ist gestorben, und ich rede, natürlich nur zu Ihnen. Mann und Weib verfolgen stets dasselbe Interesse ... wir können uns als Eheleute betrachten, da wir uns verlobt haben ... Also hören Sie: Als ich am Krankenbette erschien, war der Graf sehr erfreut ... unsere intimen Beziehungen hatte eine diplomatische Affäre unterbrochen, deren Erörterung nichts zur Sache beiträgt ... Ich reichte dem Kranken die Hand und versicherte auf's Neue, daß ich stets sein Freund gewesen sei ... Mein Besuch solle dies bestätigen. Indem er von seinen Söhnen sprach, beklagte er sich über Undankbarkeit und Pflichtvergessenheit ... Otto habe ein bürgerliches Mädchen geheirathet und Julian habe ihn, den Kranken verlassen, um sich in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen ... Der alte Sonderling war empört über die Rücksichtslosigkeit seiner Kinder.

– Mit Recht! rief die Wittwe.

– Dem Otto hatte er den Zutritt verweigert, seine Entüstung über die Mesalliance desselben war zu groß ... Julian konnte nicht reisen, Sie, meine Liebe, oder vielmehr ›Wir‹ hielten ihn zurück. Es war dies ein diplomatischer Corso, den wir nicht unterlassen durften.

Aurelie nickte beifällig mit dem Kopfe.

– Julian, flüsterte sie, wäre auch nicht gegangen; hatte ich doch Mühe, ihn zur Reise zu bewegen, als die Nachricht eintraf, der Vater liege in den letzten Zügen. Erzählen Sie weiter, mein Bester!

– Der alte Graf wollte auf seinem Stammschlosse sterben; ich begleitete ihn aus dem Bade dorthin. Wir machten die Reise in einem mit Betten bepackten Wagen. Mehr als einmal glaubte ich, der Kranke würde unterwegs sterben; wir erreichten jedoch glücklich des Ziel. Mitten in der Nacht ließ mich der Kranke rufen. »Freund, sagte er, Du bist ein kluger und aufrichtiger Mann, ich segne, daß Du gekommen bist . . . hilf mir meine letzten Angelegenheiten ordnen. Wären meine Söhne wohlgerathen, so würde ich ohne Schmerz aus der Welt scheiden; nach Lage der Dinge sterbe ich elend und jammervoll. Auch Julian hat seinen Adel vergessen, er liebt ein bürgerliches Mädchen, die Adele Kron heißen soll . . . hier ist ein Brief von ihr, in dem sie ihn beschwört, er möge ihr die Ehre retten.«

– Mein Gott, rief erstaunt die Wittwe. Wie war der Graf zu dem Briefe gekommen?

– Ich weiß es nicht. Ein zweiter Brief, den ich vorfand, war von Julians Hand geschrieben; er beschwor die Geliebte, zu warten bis der Vater gestorben sei . . . Wie gesagt, der Alte war außer sich, vernichtete ein schon vorhandenes Testament und machte im Beisein des Gerichtsamtmanns ein zweites, wonach Julian eine kleine Rente erhalten sollte, im Falle er jene Adele zu seiner Frau machte. Beide Söhne sind auf das sogenannte Pflichttheil

beschränkt, das nur eine geringe Summe repräsentirt. Ich soll nun die pünktliche Vollziehung des Testaments überwachen, ohne Julian zu beeinflussen. Zeigt er sich als ein echter Edelmann, so fällt ihm, wenn er seine Hand einer aristokratischen Dame gereicht hat, das ganze Vermögen zu . . . so stehen die Dinge. Ich bin mit der erforderlichen Vollmacht ausgerüstet und werde meine Schuldigkeit zu thun wissen.

Nach kurzer Pause fragte die Wittwe:

– Wer erhält das Vermögen, wenn Julian seiner Neigung zu Gabrielen folgt?

Der Hofrath machte ein diplomatisches Gesicht, das heißt, er zog die Unterlippe über die Oberlippe, wiegte dabei das dicke Haupt und murmelte schmerzlich:

– Der Staat!

– Ich aber bin die einzige Verwandte des todten Grafen

. . .

– Sie werden eine kleine Pension erhalten, liebe Freundin, deren Höhe ich nicht kenne. Glauben Sie nur, ich habe eifrig für Sie gesprochen . . . Aber trösten Sie sich, für meine Gattin ist reichlich gesorgt . . . Ich habe einfach und schlicht gelebt, um zu sparen . . . Auch wird die erste Lebensversicherung des Landes meiner Wittwe eine schöne Summe auszahlen . . .

– Christian! seufzte die Dame.

– Aurelie! seufzte der Kavalier mit der Meerschampfeife.

– Wir werden in Einer Stunde sterben! Ich will die Lebensversicherungssumme nicht!

– Wie Gott es fügt, meine Liebe; aber wie es auch kommen möge . . . ich habe meine Pflicht gethan!

Beide traten so nahe an den Zaun, daß sie sich küssen konnten.

Der Hofrath war wie elektrisirt von dem Kusse.

– Die Scheidewand muß fallen! rief er.

– Sie falle! lispelte die Wittwe, indem sie den zärtlichsten Blick auf den Galan warf.

– Du meine angebetete Aurelie!

– Du, mein innigst geliebter Christian!

Sie küßten sich noch einmal.

Dann trennten sie sich.

Zehn Minuten später verließ Elias den Garten; er mietete sich eine Droschke und fuhr nach der Villa des Grafen Otto von Ravenstein.

Der Hofrath stand vor seinem Landhause.

– Das Geschäft geht über Erwarten gut! murmelte er lächelnd vor sich hin. Der alte Graf war ein Tropf und seine Zwillingsöhne sind Narren vom reinsten Wasser. Es liegt dies in der Familie, die von jeher eine exclusive Stellung in der Gesellschaft einnahm. Man kann mit Recht sagen, daß der alte Graf an gekränktem Ehrgefühl gestorben ist. Der gute Mann empfand noch eine Art Trost, als ich ihm meine Verlobung mit der Wittwe erklärte . . . nach seiner Ansicht ist doch wenigstens eine aristokratische Seele vor dem Untergange gerettet. Aurelie wird dadurch wieder ehrlich, daß sie den Namen Lobau verliert und eine Löwenhorst wird . . . dafür erhält sie das Stammschloß und ein schönes Kapital . . . Statt

des gräflichen Wappens wird nun bald mein Löwe über dem Schloßther prangen und ich fahre als ritterschaftlicher Grundbesitzer in die Grube. Die beiden jungen Grafen, so hoffe ich, werden sich schon die Häse brechen . . . sie sind ja Edelleute.

Aurelie fand den Vetter eingeschlafen; er lag angekleidet auf dem Sopha.

– Schlafe nur, mein Bester, flüsterte sie, wir, ich und der Nachbar, wachen über Dich! Kommt das amerikanische Duell, das der Blödsinn erfunden, zur Ausführung, und wird Gabriele, die nichts verschmähen darf, um ihre Ehre zu retten, Deine Frau, so ist Dein väterliches Vermögen dahin . . . Wie bleich er aussieht, der arme Mann . . . Wahrlich, er ist ein Opfer sinnloser Leidenschaften, man sollte ihn eigentlich beklagen. Seine Mutter war ebenfalls eine schwache Frau, ich habe sie mehr als einmal für wahnsinnig gehalten, vorzüglich als die Zwillinge das Licht der Welt erblickten . . . Gott habe sie selig . . .

Sie zog die Fenstervorhänge vor dem Rouleau zusammen, um die Wirkung des Sonnenlichts so viel als möglich abzuschwächen. Nachdem sie noch einen Blick auf den Schläfer geworfen und leise geflüstert hatte: es muß auch solche Narren in der Welt geben, schlich sie aus dem Zimmer und schloß die Thür geräuschlos hinter sich. In einem Gemache des Erdgeschosses vollendete sie die Toilette für den Tag. Zufrieden lächelnd stand sie vor dem Spiegel.

– Ich werde als Hofrätin nicht übel sein! dachte sie. Eine Dame von Distinction muß sich eines gewissen Em-
bonpoints erfreuen, wenn sie mit Aplomb auftreten will. Die Frauen, die sich von mir zurückgezogen, werden bald wieder erscheinen . . . dann sollen sie die stolze Hofrätin finden, die es unter ihrer Würde hält, zu grollen. Beneiden werden sie mich, und das ist Alles, was ich will. Christian ist kein Adonis, das leuchtet auf den ersten Blick ein; aber er besitzt ein schönes Vermögen und einen uralten Adel . . . Ich werde schon sorgen, daß wir die letzten Tage unseres Lebens auf noblem Fuße verbringen. Der Staat oder eine milde Stiftung soll uns nicht beerben.

11. EIN ALTER BEKANNTER.

Der Bankier Roland hatte das Kabinet betreten, in dem er zu arbeiten und Besuche zu empfangen pflegte. Die Thür, die zu einer Art Vorzimmer führte, stand offen. Um in dieses Vorzimmer zu gelangen, mußte man einen kleinen Saal durchschreiten, in welchem zehn bis zwölf Commis, meist junge Leute, arbeiteten. Neben diesem Arbeitssaale befand sich die Kasse, ein kellerartiges Gewölbe, das der ganzen Länge nach durch einen eigenen Zahl Tisch in zwei Hälften getheilt ward. Hinter dem Zahl-tische arbeitete der Kassirer mit zwei Gehülften. An den Wänden sah man große und kleine Eisenschränke, dessen starke Thüren halb geöffnet waren. Drahtkörbe und

Holzmulden, gefüllt mit Gold- und Silberstücken, standen auf schweren Tischen zwischen den Schranken. Von der Hausflur führte eine Thür direkt in die Kasse.

Ein alter Mann, schlicht und anständig gekleidet, trat ein. Wie von Ehrfurcht erfüllt entblößte er das Haupt, als er den aufgestapelten Mammon erblickte. Hier lagen Hunderttausende in allen Münzen und Papiersorten Europas, denn Roland war auch Geldwechsler.

– Was wünschen Sie? fragte ein Commis, indem er sich über den Zahl Tisch neigte, den Fremden, der sich im Anschauen des Geldes verloren zu haben schien.

– Ach ja, antwortete mit einem traurigen Lächeln der Greis, ich bin ja nicht zum Staunen hier, sondern in einer Geschäftsangelegenheit. Dies ist das Kassenzimmer?

– Ja, mein Herr.

– Wo finde ich Herrn Roland?

– In seinem Kabinet.

Der Commis sah den Alten verwundert an. Nach kurzer Pause fragte er:

– Wollen Sie Herrn Roland selbst sprechen?

– Ja!

– Sollten Sie indeß ein Geschäft gewöhnlicher Natur ordnen wollen, so können Sie sich auch an den Herrn Kassirer wenden . . .

– Bitte, ich muß Herrn Roland selbst sprechen! rief hastig der Greis.

– Unser Chef ist stets mit Arbeiten überhäuft . . .

– Er wird wohl einige Augenblicke für mich übrig haben.

Eine ungewöhnliche Erregtheit, als ob er fürchtete, abgewiesen zu werden, drückte sich in dem ganzen Wesen des seltsamen Alten aus, der seinen grauen Tuchrock fest zuknöpfte und mit der Hand die Brust betastete.

Der Kassirer, ein Mann mit ergrautem Haare und sehr ernstern Mienen, mischte sich in das Gespräch.

– Ist es nöthig, fragte er, daß Sie Herrn Roland jetzt sprechen? Der Alte lächelte.

– Ihre Frage setzt mich in Verwunderung; wenn ich Herrn Roland zu einer anderen Zeit sprechen wollte, wäre ich zu einer anderen Zeit gekommen. Stoßen Sie sich nicht an meine bescheidenen Kleider, ich bin ein Geschäftsmann wie jeder Andere, der Zutritt erlangt ...

– Gut; nennen Sie mir Ihren Namen.

Der Greis zögerte.

– Wenn Sie mit mir, fuhr der Kassirer fort, ein gewöhnliches Kassengeschäft nicht abzumachen haben, so finden Sie mich bereit, Sie meinem Chef zu melden. Der hergebrachten Ordnung gemäß muß ich Ihren Namen und Charakter nennen ...

Der Fremde hatte einige Augenblicke überlegt.

– Natürlich, natürlich! rief er aus. Ich bin der Negotiant Georg Hagenwald aus New-York. Das hätte ich Ihnen sofort sagen können ...

Nun wartete er mit Spannung auf die Antwort.

Der Kassirer sandte einen Commis ab.

– Ah, sagte er dann, Sie sind ein Amerikaner?

– Ein Deutsch-Amerikaner, mein Herr.

– Und kommen in Geschäften nach Europa zurück?

– In sehr wichtigen Geschäften.

Ein Herr trat ein, grüßte und überreichte ein Papier. Der Kassierer, der es gelesen, gab es mit den Worten zurück:

– Ich bitte, quittiren Sie! Dort liegt eine Feder.

Während der Herr quittirte, legte der Kassierer eine Anzahl Banknoten auf den Zahlisch.

– Sechstausend Thaler! rief er laut.

Der Herr überreichte die Quittung, zählte nach, nahm das Geld und ging. Die Abwicklung des ganzen Geschäfts hatte kaum fünf Minuten in Anspruch genommen. Georg Hagenwald sah dem Herrn mit einer Miene nach, als ob er sagen, wollte: »Glücklicher Mann, ich beneide Dich um Deinen Schatz!«

Der Commis kam mit der Nachricht zurück, daß Herr Hagenwald erwartet werde.

– Mein Herr, bat der Deutsch-Amerikaner, sorgen Sie, daß ich für längere Zeit mit Herrn Roland sprechen kann ... Mich führt ein Geschäft zu ihm, das nicht so rasch abgethan ist als die Auszahlung eines Wechsels.

Nun folgte er dem Commis, der ihn durch den Arbeitsaal in das Kabinet führte.

Der Kassierer schüttelte den Kopf und meinte lächelnd:

– Diese Amerikaner sind seltsame Leute; ich habe nicht gern mit ihnen zu schaffen. Neue Kunden erschienen, die die Thätigkeit des Geldmanns in Anspruch nahmen. Georg Hagenwald stand vor dem Bankier, der ihn forschend ansah.

– Mein Herr, begann er, gestatten Sie mir, daß ich die Thür schließe. Roland, der stolze Geld-Aristokrat, fragte verwundert:

– Warum, mein Herr?

Der Alte antwortete, langsam lächelnd:

– Weil ich voraussehe, daß Sie Ihren Leuten einen Blick in das Geheimbuch nicht gestatten.

Der Bankier legte die Feder, die er in der weißen Hand hielt, auf das elegante Arbeitspult.

– Ich verstehe Sie nicht!

Der Fremde hatte die Thür, die zu dem Vorgemach führte, leise und vorsichtig geschlossen.

– Sie werden mich schon verstehen! flüsterte er geheimnißvoll. Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als mich mit Ihnen zu verständigen. Zu diesem Zwecke habe ich eine sehr weite Reise unternommen, habe mit Mühseligkeiten mancherlei Art gekämpft, habe mich . . . durchgebettelt!

Roland trat einen Schritt zurück und fragte barsch:

– Was wollen Sie?

– Den Alten in zerlumpten Kleidern hat man draußen abgewiesen; er konnte bis in dieses Heiligthum nicht vorbringen . . . Jetzt aber, da er einen leidlich anständigen Rock trägt, ward ihm die Thür geöffnet. Und diesen Rock hat er erbettelt! Hätte er ihn gestohlen, er würde dieselbe Wirkung hervorgebracht haben.

– Sie sind nicht bei Sinnen!

Der Bankier wollte nach dem Glockenzuge greifen, dessen seidene Quaste über dem Arbeitspulte hing.

– Bitte, lassen Sie Ihre Leute in Ruhe; es ist nicht wohlgethan, daß wir vor Zeugen verhandeln.

– Ich werde mich eines Wahnsinnigen oder seines Unverschämten entledigen!

Roland zog wirklich die Glocke.

Der Fremde trat rasch näher und zischte ihm in's Gesicht:

– Ist Georg Kron ein Wahnsinniger?

– Mein Gott!

– Ist Georg Kron ein Unverschämter?

Ein Diener trat ein.

– Schon gut! rief der Bankier, der mühsam nach Fassung rang.

Der Diener entfernte sich.

Die beiden Männer standen mit ernstest Mienen einander gegenüber.

– Ich bin, begann Georg zitternd, in der festen Absicht gekommen, mit Dir ohne Aufsehen zu verhandeln; Du hast mir zwar ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, hast mich um Vermögen und Ehre gebracht, aber ich bin dennoch zu einem friedlichen Ausgleich geneigt, weil ich sehe, daß Du im Stande bist, mir mein Vermögen zurückzugeben. Habe ich dies, so findet sich die Ehre von selbst ... Vor vierundzwanzig Jahren zwangst Du mich, die Flucht zu ergreifen ... Du kennst die Mittel, die Du angewendet ... mir blieb die Wahl zwischen schleuniger Entfernung oder Zuchthaus ... Ich konnte nicht einmal mein sechsjähriges Kind mit mir nehmen, mußte mit

Schimpf und Schande beladen ein Schiff zu erreichen suchen, das mich nach dem fernen Amerika brachte. Was ich dort erlitten, läßt sich nicht beschreiben . . . Mehr als die Noth peinigte mich der Gedanke: Du bist gebrandmarkt, Du sollst ein Wechselfälscher sein!

– Und Du bist es! rief Roland.

Georg zuckte heftig zusammen.

– Wahre Deine Zunge! murmelte er bestürzt.

– Den Freund *hast* Du betrogen, mich hast Du betrügen *wollen*! Und selbst jetzt trittst Du als Betrüger auf, denn Du führst einen Namen, der Dir nicht gebührt. Ich schäme mich der Zeit, in der Du mein Kompagnon warst . . .

– Halt ein, halt ein! stöhnte Georg, die Hand ausstreckend. Das Glück und die Jahre haben Dich nicht gebessert, ich sehe ein, daß ich die Jugendfreundschaft vergessen und Dich behandeln muß, wie Du es verdienst. Du hast mir die Stellung angewiesen, die ich Dir gegenüber einnehmen soll. Deine Spekulation, Du Schlauer, ist für diesmal falsch . . . ich lasse mich durch ein Gespenst nicht mehr in die Flucht schlagen . . . Ich bleibe fest wie ein Mann, der das gute Recht für sich hat, der Jedem offen in das Auge schauen kann. Nein, ich bin kein Betrüger!

– Du bist es! rief Roland, dessen Augen blitzten. Ich thue ein Uebriges, wenn ich Dich nicht sofort verhaften lasse. Wer hat dafür gesorgt, daß Dir Zeit zur Flucht blieb? Ich war es! Auch heute will ich der Jugendfreundschaft eingedenk sein, will mich Deiner erbarmen und Dir Subsistenzmittel geben . . . Die Verzweiflung hat Dich in

die Heimath zurückgetrieben ... hier sind dreitausend Thaler ...

Der Bankier griff an den Schlüssel, der in seinem Arbeitspulte stak.

Georg Kron schüttelte das kahle Haupt.

– Nicht die Verzweiflung hat mich zurückgetrieben, nein, die Vorsehung hat es mir gestattet, daß ich dem Drange des Vaterherzens folgen und die Heimath wieder betreten konnte. Ich bin arm, von allen Mitteln entblößt ... aber das mir zugedachte Almosen verschmähe ich ... Die Zeit des Elends ist nun vorüber ... In Deinem Bankhause stehen dreimalhunderttausend Thaler, die ich sammt Zinsen zu erheben gedenke.

Roland starrte den ehemaligen Kompagnon an.

– Mensch, murmelte er, Du hast wirklich den Verstand verloren! Hüte Dich vor einer Kriminal-Untersuchung, Deine Prozeßakten sind noch nicht geschlossen! fügte er drohend hinzu.

Georg sah sich nach einem Stuhl um.

– Du hast mir, dem schwachen Alten, der oft Nachts unter freiem Himmel geschlafen, noch kein Ruheplätzchen angeboten ... ich nehme es mir, aus Rücksicht auf Dich, denn Du mußt mich hören.

Er ließ sich nieder. Den grauen Hut hielt er auf den Knien.

Der Bankier äußerte kein Wort; aber er biß die Lippen zusammen und sah den unheimlichen Gast mit finstern Blicken an.

Nachdem Georg tief Athem geschöpft, begann er:

– Als wir uns verbanden, ein Bankhaus zu gründen, hatten wir Beide über nur kleine Kapitale zu verfügen; aber wir erfreuten uns eines Kredits, der ein hübsches Vermögen aufwog. Wohl ersonnene Spekulationen und ein wenig Glück mußten uns empor bringen. Wir bauten vielleicht zu stark auf das uns geschenkte Vertrauen und auf unsere Kenntnisse . . . Immerhin, das Bankhaus ›Kron und Roland‹ war eröffnet und machte anfangs gute Geschäfte. Es ließ sich auf kühne Spekulationen ein, die mehr Kapital erforderten, als es besaß. Aber das Glück war ihm günstig; einige Unternehmungen brachten reichen Gewinn. Dieser Umstand vermehrte unseren Kredit . . . Privatleute vertrauten uns ihr Vermögen an, mit diesem setzten wir die Spekulationen fort. Ich sprach oft dagegen, fremder Leute Eigenthum so kühn preiszugeben; mein Kompagnon ließ sich nicht beirren, er spottete meiner peinlichen Vorsicht und wies mich endlich mit harten Worten zurück. Das freundschaftliche Verhältniß ward dadurch gelockert, es entstand oft Streit . . .

– Wozu das? unterbrach ihn Roland. Ich kenne jene traurigen Verhältnisse zur Genüge.

– Bis dahin, ja! Du weißt auch, daß Franz Leimau uns beauftragte, für ihn eine Erbschaft zu erheben, die, aus einem überseeischen Lande stammend, in Amsterdam deponirt war; wir gaben ihm, dem Bedrängten, Vorschüsse darauf . . . er dagegen, uns völlig trauend, verpfändete seine Ansprüche. Und warum sollte er auch nicht da das Haus Kron und Roland ein wohl renommirtes war?

Der leichtsinnige junge Mann lebte herrlich und in Freuden, während wir sein Geschäft besorgten. Ich ward dazu ausersehen, eine Reise nach Amsterdam zu machen. Das Geschäft ward geordnet und ich kam mit guten Wechseln zurück, die theils auf gute Bankhäuser hiesiger Stadt ausgestellt waren. Diese Wechsel legte ich in unserem Geschäfte nieder. Zur Verfallzeit wurden sie präsentirt und es fand sich, daß die Wechsel falsch waren. Ich hatte sie gebracht ... das Haus Diek und Compagnie in Amsterdam behauptete, unter Vorzeigung meiner Quittung, es habe mir den Betrag in guten englischen Banknoten und nicht in Wechseln ausbezahlt ... Ich also hatte die Wechsel gefälscht und die Banknoten für mich behalten ... Um jene Zeit war mir die Frau gestorben ... die Gemüthsstimmung, in der ich mich befand, machte mich feig, die gegen mich erhobene Anklage trieb mich zur Verzweiflung ... ich ging auf den Vorschlag meines Kompagnons ein, nahm eine kleine Summe und flüchtete bei Nacht und Nebel aus der Stadt, aus dem Lande ... halb wahnsinnig erreichte ich Amerika ... die Sorge für mein Leben ließ mich nicht zum ruhigen Nachdenken kommen ... In deutschen Blättern fand ich die Anzeige von dem gräßlichen Betrüge, den ich verübt haben sollte; das Kriminalgericht hatte Steckbriefe erlassen, da Diek seine Aussage beschworen ... Aber nicht die Wechsel waren falsch, sondern meine Quittung ... Drei Jahre lebte ich von der kleinen Summe, die Freund Roland mir geschenkt; ich wollte den letzten Rest benutzen, um nach Europa zurückzukehren, mich dem Gerichte zu stellen

und meine Unschuld zu beweisen. Schon war ich am Hafen in New-York ... Da fällt mich wüthend ein Mensch an ... es war Franz Leimau; nur unter dem Beistande gutmüthiger Leute konnte ich mich seiner erwehren ... nach einiger Zeit ward er ruhiger und wir verständigten uns. Ich erbot mich, mit ihm nach Deutschland zurückzukehren und eine neue Untersuchung der Sache zu beantragen. Er gestand mir, daß er leichtsinnig Betrügereien verübt und habe flüchten müssen, um dem Zuchthause zu entgehen. Demnach hatte er nur kleine Summen von der Erbschaft erhalten, deren Incasso er dem Hause ›Kron und Roland‹ übertragen. Auch ihm hatte Christian Roland gesagt: hier ist Geld, verlassen Sie Europa. Mehr zu zahlen hatte er sich geweigert, da er die gültige Cession der Erbensprüche besaß. Ich also mußte mit den Banknoten entwichen sein. Sieht so ein Mensch aus, fragte ich den Flüchtling, der dreimalhunderttausend Thaler besitzt? Franz Leimau glaubte an meine Schuldlosigkeit, daher er konnte nichts für mich thun als mir den Rath zu ertheilen, nicht in die Heimath zurückzukehren, da ich dort als ein raffinirter Betrüger allgemein verdammt werde. So wanderten wir denn nach dem Innern des großen Reichs und fristeten unser Leben durch schwere Arbeit. Traurige Jahre verflossen, ich ward vor der Zeit alt, und der, den ich betrogen haben sollte, mit mir. Er sah es wohl, daß ich ein ehrlicher Mann war. Wir saßen oft in später Nacht noch bei einander und überlegten, was zu thun sei ... es ließ sich kein Mittel finden, uns zu

unserem Rechte zu verhelfen. Der Verdacht lastete einmal auf uns, wir konnten ihn nicht abwälzen. Ich schloß mit der Welt ab und fügte mich dem Schicksale, das härter wohl einen Sterblichen nicht treffen konnte. Wir arbeiteten auf Feldern und Plantagen, bauten Baumwolle und Tabak und ließen uns zu Arbeiten an neuen Eisenbahnen verwenden. Einst verdingten wir uns bei einem kleinen Plantagenbesitzer, der sich Hagenwald nannte. Der Mann kam mir bekannt vor, aber ich wußte nicht, wo ich ihn gesehen hatte. Er behandelte seine Leute gut und wir blieben lange bei ihm. Es stand mißlich mit seinen Vermögensumständen, da ihn schlechte Erntejahre zurückgebracht hatten. Durch Zufall sah ich einst seine Handschrift . . . sie erinnerte mich an den Bankier Diek in Amsterdam, und nun wußte ich, wie ich daran war. Diek und Hagenwald waren dieselbe Person! Ich hatte den Mann bei dem Ordnen der Erbschaft gesehen und aus der Korrespondenz seine Schriftzüge kennen gelernt, jene Schriftzüge, die sich meinem Gedächtnisse für die Ewigkeit eingepägt, denn sie hatten mein Verderben bewirkt. Und auf ihn, den Schreiber, hatte ich stets den Verdacht geworfen, daß er mit meinem Kompagnon gemeinschaftliche Sache gemacht. Er sprach gut deutsch, da er ein geborener Deutscher war. Plötzlich hieß es, der Herr sei am gelben Fieber erkrankt und liege hoffnungslos darnieder. Ich erbot mich, ihn zu pflegen und so erhielt ich Zutritt in sein Haus. Das Gewissen peinigte ihn . . . ich nannte ihm meinen Namen und er gestand, daß er mich oft mit Entsetzen betrachtet habe, da meine Züge ihn an

das Opfer seines Betrugs erinnert hätten. Es kam zu Erklärungen, die mich mit Schauern erfüllten. In Gegenwart eines Geistlichen und einer Gerichtsperson gab er zu Protokoll, daß er mich mit falschen Wechseln bezahlt und die Banknoten mit Christian Roland getheilt habe . . .

– Halt! rief bebend der Bankier.

– Ich bin gleich zu Ende. Diek starb und seine Besizung ward zu Gunsten der Gläubiger verkauft. Mit den Ersparnissen, die wir seit Jahren gemacht, traten wir die Rückreise an. Unterwegs starb auch Franz Leimau; vor seinem Tode jedoch übertrug er auf mich die Ansprüche, die er an Roland zu machen hat. Die nöthigen Papiere, die mich legitimiren, trage ich bei mir . . . Ich frage Dich, Christian, willst Du freiwillig Deiner Pflicht genügen, oder soll ich dem Gerichte Anzeige machen?

Roland schwieg.

– Christian, versicherte der Alte, Du bist ein geachteter Mann, ich habe es schon erfahren . . . auch kannst Du mit Leichtigkeit Dich Deiner Schuld entledigen, da jenes Kapital Dir reiche Zinsen getragen . . . Ich werde unter dem Namen Georg Hagenwald in aller Stille leben, keinen Anlaß zu irgend einer Untersuchung geben, obgleich ich mich rechtfertigen kann, und Niemand soll den Ursprung des Kapitals erfahren, das den Grund zu Deinem großen Reichthum gelegt hat.

Als der Bankier immer noch schwieg, fügte Georg drohend hinzu:

– Denke an Dein Gewissen, denke an Deine letzte Stunde! Hättest Du Diek gesehen, als der Tod die Hand

nach ihm ausstreckte, Du würdest nicht zögern ... Und kann es Dir denn so schwer fallen, ein Unrecht wieder gut zu machen das Du in der Verblendung einem Jugendfreunde zugefügt hast? Die besten Jahre meines Lebens habe ich im Elend verbracht, ich habe selbst Schimpf und Schande getragen ... Nun will ich ruhen und meine Tochter suchen ... Um diesen Preis biete ich Dir Freundschaft an! Gewährst Du weniger oder nichts, so ist mein schöner Traum, meine liebste Hoffnung vernichtet und ich trete schonungslos gegen den auf, den ich meinen erbittertsten Feind nennen muß.

Georg hatte sich erregt erhoben.

– Bleibe! sagte der Bankier.

– Gib kurz und bündig Deine Erklärung ab.

– Rechte mit Diek, rief Roland, dessen Stimme bebte; ich bin zu spät zu der Erkenntniß gelangt, daß ich ein Spielball in der Hand jenes Mannes gewesen. Ich mußte mich ihm fügen, da er allein den Sturz meines Hauses verhindern konnte. Gern hätte ich Dich zurückgerufen, aber Du warst spurlos verschwunden. Das Kapital Leimau's hat wacker gearbeitet ... Nimm es zurück; ich glaube Deinen Worten und frage nicht ob Du Dich legitimieren kannst. Du warst nie ein guter Geschäftsmann ... aber ein ehrlicher Mensch. Wenn ich Dir nicht sofort freundlich entgegenkam, so wollte ich mir erst Gewißheit über Deine Person verschaffen ... Du bist Georg Kron, und nun folge mir in meine Familienwohnung, daß ich Dich nach Gebühr aufnehme und verpflege. Denken wir der traurigen Vergangenheit nicht; freuen wir uns der

Gegenwart und des vielleicht noch kurzen Restes unserer Tage.

Er umarmte den Heimgekehrten. Georg Kron war bis zu Thränen gerührt; Rolands Gesichtsausdruck aber verrieth den Gedanken: »Ich kann nicht anders, ich weiche der Nothwendigkeit.«

Arm in Arm betraten die beiden Männer die inneren Gemächer des Hauses zu denen aus dem Arbeitskabinet eine Tapetenthür führte. Ein prachtvolles Zimmer ward dem Gaste angewiesen.

– Hier ruhe, alter Freund, sagte der Hausherr; ich nehme mit meiner Schwester Rücksprache, daß sie für Dich Sorge. Später rechtfertige ich mich; dann soll Dir klar werden, daß ich nicht anders handeln konnte.

Er entfernte sich.

– Ich dachte es mir! flüsterte Georg Kron vor sich hin. Aber noch will ich nicht völlig trauen, Roland ist kein offener Charakter. Die Vorsorge, meine Papiere zu verbergen, scheint mir zu statten zu kommen. Wendet man Gewalt gegen mich an, so findet man meine Taschen leer. Im Fall der Nothwehr ziehe ich meinen Revolver auf den ich mich verlassen kann.

Sabine war von einer Spazierfahrt zurückgekehrt, als der Bruder zu ihr eintrat; er erzählte die Ankunft Kron's, den man für verschollen gehalten. Die kleine verwachsene Dame starrte den Verkünder dieser Nachricht lange an.

– Mußt Du mit ihm abrechnen? fragte sie leise.

– Ein öffentlicher Skandal würde mir schaden; Diek und Leimau sind todt . . . dem Kron zahle ich eine Abfindungssumme . . .

– Aber nur gegen Auslieferung der Papiere, von denen Du mir sagtest, daß er sie besitze.

– Natürlich! Sabine, wie steht es mit Adele, für die Du sorgen wolltest?

– Ich habe für sie gesorgt, wie Du es wolltest. Den Grund dieser Fürsorge kennt sie bis jetzt nicht, sie hat nicht einmal eine Ahnung davon . . .

– Wo ist sie?

– In dem Hause unseres Försters, der sie, so hoffe ich, heirathen wird. Gehen wir jetzt zu dem Gaste, es drängt mich, ihn kennen zu lernen. Von Adelen sprich nicht zu ihm, ich übernehme es, diese Angelegenheit zu ordnen.

Die Geschwister suchten das Gastzimmer auf. Roland stellte seine Schwester vor; er war Zeuge einer neuen Ueberraschung.

– O, rief Georg, wir kennen uns schon!

– Wie?

– Jene Dame hat mir das Geld geschenkt, das mir die Anschaffung guter Kleider ermöglichte . . . Als ich die Lumpen noch trug, hat man mich überall abgewiesen . . . Fräulein Roland's drei Goldstücke haben mir den Weg zu dem Bruder gebahnt . . . Du siehst, Christian, daß ich um jeden Preis den Eclat vermeiden wollte.

Sabinen's scharfes Auge hatte den Bettler schon erkannt.

– Armer Mann, rief sie mitleidig, hätte ich damals eine Ahnung gehabt, daß Sie der ehemalige Kompagnon meines Bruders wären, ich würde Sie mit mir nach der Stadt genommen haben. Ihr Paß, den der Förster forderte, wies einen anderen Namen aus . . .

– Ach ja, sagte seufzend der Greis; ich mußte meinen wahren Namen verbergen, weil ein Schandfleck daran haftet.

– Beruhigen Sie sich, Herr Kron, wir werden Alles anbieten, um Sie zu entschädigen. Zunächst wohnen Sie hier und lassen sich Kleider kommen, die Ihrer würdig sind. Ich werde Auftrag dazu geben. Auch soll sich Ihnen sofort ein Diener zur Verfügung stellen.

Roland entfernte sich unter dem Vorwande, daß ihn Geschäfte abriefen. Sabine übernahm nun die Sorge für den werthen Gast allein; sie fragte ihn aus über seine Vergangenheit und bedauerte, daß sie erst jetzt das Glück habe, den ehemaligen Kompagnon ihrer Bruders kennen zu lernen. Wie liebevoll, wie theilnehmend war die kleine Dame! Sie ließ einen großen Vorrath Kleider aus dem nächsten Magazin holen und half die passende Auswahl treffen. Georg Kron mußte Toilette machen. Der Greis sah stattlich aus. Sabine entschuldigte nun ihren Bruder mit einer Gewandtheit die dem spitzfindigsten Advokaten zur Ehre gereicht haben würde. Nach ihrer Darlegung hätte Roland gar nicht anders handeln können, und Diek, so versicherte sie, habe in seiner letzten Stunde noch eine Bosheit gegen den Geschäftsfreund verübt, der es stets

so redlich mit ihm gemeint habe. Als sie von der traurigen Angelegenheit gehört, habe sie Alles aufgeboten, um vermittelnd einzuschreiten. Zunächst habe sie sich des verlassenen Kindes angenommen . . .

– Meiner Adele? rief der Vater.

– Ja, sie steht heute noch unter meinem Schutze.

Kron weinte vor Freude und küßte der Dame, die sich Adelen's mütterliche Freundin nannte, dankbar die Hand.

Sabine berichtete nun in einer Weise Adelen's Verhältniß zu dem Grafen, daß die arme Betrogene durchaus keine Schuld traf.

– Trösten Sie sich, rief sie aus, wir sind noch schlimmer daran als Sie; derselbe Graf ist der Schwiegersohn meines Bruders und unsere Gabriele, lebt in einer traurigen Ehe. Wir haben die Verirrung des leichtsinnigen Grafen zu spät erfahren . . . seine Gattin kennt sie nur zum Theil. Aber ich habe doch für Adelen gesorgt . . . sie wird sich bald mit einem braven Manne verbinden, der sie achtet und liebt.

Der Alte ließ sich leicht trösten, ihm war es schon genug, daß er die Tochter wiedersehen sollte.

– Wer ist der brave Mann? fragte er.

– Jener Förster, der Ihnen die Legitimationen abforderte.

– Ich muß zu ihm, auf der Stelle!

– Sie werden heute noch ihre Tochter umarmen.

– Ach, ich vergebe Ihnen Alles, Alles, denn ich kann nun noch einmal glücklich werden!

– Adele kennt das Schicksal ihres Vaters nicht; sie hat keine Ahnung von dem besonderen Grunde des Interesses, das ich an ihr nehme. Es steht bei Ihnen, die Gute aufzuklären oder nicht. Nun ruhen Sie; nach Tische fahren wir aus.

Sabine verließ den Alten, der wirklich der Ruhe bedurfte. Sie ging zu dem Bruder, mit dem sie eine lange Unterredung hatte. Wir theilen diese Unterredung nicht mit, da der Leser sie aus ihren Folgen kennen lernen wird.

12. DIE BRÜDER.

In der Villa, die ein Sitz der Freude und des Glücks sein sollte, herrschte eine traurige Stille. Gabriele erlag fast dem Schmerze über die Veränderung, die mit ihrem Gatten vorgegangen, und je mehr sie den Grund derselben zu erforschen suchte, je größer wurden die Zweifel, die sie in die Aufrichtigkeit des Grafen setzte. Sie hielt die Ansicht für die richtige: Otto hat das Ziel, mein Vermögen, erreicht; er ist nun der stolze Aristokrat und behandelt seine bürgerlich geborene Frau der Art, daß früher oder später ein Ordnen der Dinge erfolgen muß, aus dem er Vorthail zieht. Ihr Herz sträubte sich, dem geliebten Manne eine so niedere Denkweise beizulegen; aber das, was sie erlebte, sprach zu deutlich dafür. Er mied geflissentlich jede zärtliche Scene, wie sie unter jungen Gatten wohl stattzufinden pflegt, und suchte Zerstreung in Feld, Wald und Flur. Elise, das Kammermädchen, ward die Vertraute ihres Kammers; die schlaue Zofe tröstete

zwar, aber aus ihren Worten ließ sich doch heraushören, daß sie die Befürchtung der Herrin zu theilen geneigt war. Wäre nur die Fremde, die ihr Kind forderte, nicht in der Villa gewesen! Gabriele kämpfte immer noch mit der Feststellung eines Entschlusses; hätte sie die Drohungen Otto's nicht gefürchtet, sie würde nach der Stadt geeilt sein, um die kluge Sabine um Rath zu befragen. Die Liebe machte sie fähig, den gräßlichen Zustand zu ertragen. Und sie liebte noch, trotzdem sie wußte, daß der Graf eine andere Frau betrogen hatte.

Eines Morgens erschien Arnold Bertram in der Villa. Länger als eine Stunde sprach er mit dem Grafen bei verschlossener Thür. Dann sah Gabriele, wie ihr Gatte den Offizier in den Hof begleitete und dort von ihm Abschied nahm. Eine halbe Stunde später trat er zu ihr in das Boudoir. Sein bleiches Aussehen erschreckte sie.

– Was ist Dir, Otto?

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

– Nichts, das Dich beunruhigen könnte!

– Mann, rief sie vorwurfsvoll, Du machst mir das Leben zur Hölle! Habe ich das um Dich verdient?

Er sah sie traurig an.

– Du bist gut wie ein Engel, Gabriele, ich weiß es; darum habe ich nur noch kurze Zeit Nachsicht mit mir . . . Es wird sich Alles aufklären, dess' sei gewiß . . . der finstere Geist, der uns in Fesseln schlägt, muß schwinden, ich verscheuche ihn mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft!

– Das gebe Gott! seufzte die schöne junge Frau.

Der Graf betrachtete sie liebeich.

– Er wird es geben! fügte er mit bebender Stimme hinzu. Jetzt muß ich Dich für einige Stunden verlassen, es ruft mich ein Geschäft nach der Stadt, das ich nicht verschieben kann. Bei Tische siehst Du mich wieder.

Er wollte sie küssen.

– Täusche mich nicht! bat sie flüsternd. Deine Liebe ist getheilt . . .

Ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund.

– So mußt Du glauben, Gabriele! Ich habe Feinde, die mich in den Verdacht bringen, mein Charakter sei nicht ehrenvoll . . . O, man verfährt mit Klugheit und Scharfsinn, um mich zu vernichten! Das Auftreten jener Frau war eine Bosheit meiner Feinde, und auch Du hast Feinde, unversöhnliche, schreckliche . . . Doch, ich kann mich in diesem Augenblick nicht rechtfertigen, kann nur versichern, und Du glaubst mir nicht Dazu hast Du vor der Hand noch ein Recht! Gabriele, ich habe eine Sünde auf meinem Gewissen, nur eine . . . und diese habe ich aus leidenschaftlicher Liebe zu Dir begangen . . . Ich würde mehr gethan haben, um Dich zu erringen, denn ohne Dich und Deine treue Liebe kann ich nicht leben . . .

Otto wandte sich der Thür zu.

– Was hast Du gethan? rief die junge Frau ihm nach.

– Diesen Abend werde ich Antwort geben!

– Warum nicht jetzt?

– Weil ich nicht kann.

– Otto, Du wirst mir mit jedem Tage räthselhafter! Gib mir Aufklärung, daß ich endlich Ruhe gewinne.

Der Graf schien zu überlegen; plötzlich zuckte er zusammen, als ob ein Gedanke ihn frappire.

– Gabriele, fragte er kurz, weißt Du, daß ich einen Bruder habe?

– Ich weiß es.

– Wer hat es Dir gesagt?

– Du selbst.

– Nur ich? Nur ich?

– Du hast ihn mir als einen ränkesüchtigen Mann geschildert, der Dich aus der Gunst des Vaters verdrängen wolle, des Vermögens wegen . . .

Der Graf trat zwei Schritte in das Zimmer zurück.

– Gabriele, rief er erregt, hast Du meinen Bruder je gesehen?

– Nie! versicherte sie.

– Gott im Himmel, wenn es wahr wäre! Hat Sabine nie über den Bruder gesprochen?

– Wahrlich nicht! Du selbst hast Sabinen unser Haus verboten . . . Ich habe die Tante seit jenem Tage nicht gesehen, an dem Du sie beleidigtest. Otto, was ist Dir? Warum lächelst Du so bitter über meine Versicherungen, die ich mit gutem Gewissen erhärten kann?

– Genug, genug! rief der Gemahl.

Er wollte wiederum fort. Zum zweitenmal blieb er stehen.

– Gabriele, fragte er mit gepreßter Stimme, hast Du wirklich meinen Bruder nie gesehen?

Der Stolz der jungen Dame war tief verletzt.

– Du möchtest mich wohl gerne zur Verbrecherin stem-
peln? rief sie entrüstet. Verschone mich mit Fragen, denn
ich kann Dir ferner nicht antworten.

Sie erhob sich und ging in das Schlafkabinet, dessen
Thür sie hinter sich schloß.

– Sie kennt doch wohl das schreckliche Geheimniß
nicht! flüsterte der Graf vor sich hin. Gott im Himmel,
wäre sie schuldlos, hätte sie sich nicht verblenden lassen,
ich könnte vielleicht noch glücklich werden. Aber wer
gibt mir Beweise? Wer entwirrt die Fäden der Intrigue,
die man um mich gesponnen? Ich selbst ... Ich zerreiße
und zerschmettere Alles!

Er eilte in den Hof hinab, wo ein gesatteltes Pferd
seiner harrte. Erregt schwang er sich in den Sattel und
sprengte davon.

Gabriele, die am Fenster stand, sah dem Gemahl nach.
Weinend flüsterte sie:

– Ich werde doch bei dem Vater Hilfe suchen müssen!
Otto wagt es, meine Ehre in Zweifel zu ziehen; er will die
Trennung, die bürgerliche Frau genügt ihm nicht!

Sie setzte sich an den Schreibtisch, ergriff die Feder
und begann zu schreiben. Die Zeilen, die sie mit zittern-
der Hand auf das Papier warf, waren an Sabine gerichtet.
Sie wollte die Tante gegen den Willen des Gemahls spre-
chen, um mit ihr die nächsten Schritte zu berathen, die
von den Verhältnissen geboten wurden. Eine halbe Stun-
de später schickte sie den Gärtnerburschen ab, den sie als
zuverlässig kannte. Die arme Frau war nun wieder allein
auf der prachtvollen Besizung; alle Herrlichkeiten, die

hier zusammengehäuft, vermochten nicht, den Jammer der Herrin zu mildern, die sich ein Opfer aristokratischer Spekulation wähnte. Sie war Gräfin, aber eine beklagenswerthe, unglückliche Gräfin.

Der Graf hatte indeß die ersten Häuser der Stadt erreicht. Hier stieg er ab und übergab dem Reitknecht das Pferd mit der Weisung, in einem am Wege liegenden Gasthause zu warten. Dann betrat er die Promenade, die sich um die Stadt zog. Es schlug Elf, als der Graf ein Monument erreichte, das in der Mitte einer niedlichen Parkanlage sich erhob. An dem Piedestal desselben stand Arnold Bertram. Der Offizier trug Civilkleider.

– Du bist pünktlich, Otto! rief er dem Ankommenden entgegen.

– Weil es mich drängt, meine Angelegenheit zum Austrag zu bringen.

– Julian wartet schon.

– Ist er versöhnlich gestimmt?

– Ich erlaube mir kein Urtheil; der seltsame Mensch benimmt sich wie immer, er lächelt, antwortet kurz oder gar nicht, und erheuchelt Trauer über den Tod des Vaters.

Der Graf nahm den Hut ab und trocknete die schweißbedeckte Stirn.

– Arnold, fragte er seufzend, was räthst Du mir?

– Ich habe meine Ansicht nicht geändert. Herr Julian ist für das Irrenhaus reif . . .

– Nein, nein!

– Für einen Nichtswürdigen, der das abscheulichste Mittel nicht verschmäht, um an das Ziel zu gelangen, halte ich ihn bis jetzt nicht.

– Und doch, er ist schlecht!

– Gehen wir zu der Unterredung, die er gefordert hat; wir werden dann weiter berathen.

– Ein seltsames Gefühl hält mich ab . . .

– Sei ein Mann und tritt mit Energie auf; weist er Deine Vorschläge zurück, so müssen wir andere Mittel ersinnen, die Dir endlich Ruhe schaffen.

Die beiden Männer gingen weiter, ohne sich um die Spaziergänger zu kümmern, die sich in den Anlagen zeigten. Arnold Bertram führte den Freund zu einem Kaffeehause, das unmittelbar an der Promenade lag. Unter der eleganten Veranda saßen Herren und Damen frühstückend, plaudernd und spielend. Der Adel besuchte diesen Ort nicht, es fanden sich hier nur bürgerliche Flançais und solche Leute ein, die Zeitungen lesen und unter billigen Bedingungen die Zeit todtschlagen wollten. Das Kaffeehaus war ein Etablissement zweiten Ranges und ward vorzüglich im Sommer seiner angenehmen Lage wegen stark besucht. Die Freunde traten in den Salon, dessen Fenster und Thüren der frischen Luft geöffnet waren. Bertram rief einen Kellner, mit dem er leise sprach.

– Nun folge mir! sagte er zu dem Grafen.

– Wohin?

– In das für unsere Unterredung reservirte Zimmer.

– Und mein Bruder?

– Er ist schon angekommen.

Sie traten aus dem Salon in den Garten, der um diese Zeit unbesucht war. Der Hauptweg führte zu einem freundlichen unter Kastanien gelegenen Hause, das man nur dann erst wahrte, als man davor stand. Arnold Bertram stieg die fünf Stufen der Freitreppe hinan und öffnete die Thür. Julian von Ravenstein ging in dem elegant eingerichteten Zimmer auf und ab. Auf das Geräusch der Thür wandte er sich . . .

– Ah, rief er, ich warte schon seit einer Viertelstunde!

In diesem Augenblick trat Otto ein.

Die beiden Brüder standen sich einander gegenüber; beide sahen bleich aus und zitterten.

– Meine Herren, begann mahrend der Offizier, Sie haben mich zum Vermittler in einer sehr ernstesten Sache gewählt . . . Ich habe das schwierige Amt unter der Bedingung übernommen, daß beide Parteien leidenschaftslos verfahren, die Gesetze der Ehre hochhalten und auf die Stimme des gesunden Menschenverstandes hören. Achten Sie diese Bedingungen und wir werden mit Gottes Hülfe zu einem gedeihlichen Resultate gelangen.

Die Männer nahmen an einem Tische Platz, der in der Mitte des Zimmers stand. Bertram ließ sich nur dann erst nieder, als er die Thür verschlossen hatte.

Julian überreichte schweigend dem Bruder ein Papier. Otto, nachdem er es gelesen, legte es auf den Tisch.

– Ich weiß, murmelte er mit bebender Stimme, daß unser Vater seiner Krankheit erlegen ist. Dieser amtlichen Beglaubigung bedurfte es nicht.

Julian lächelte wie ein Satyr.

– Das Vorlegen dieser Beglaubigung habe ich um deßwillen für nöthig erachtet, weil ich jeder leeren Ausflucht vorbeugen wollte.

Ein unbefangener Beobachter würde nicht unterscheiden haben, ob Julian oder Otto sprach. Die Zwillingbrüder hatten nicht nur täuschende Aehnlichkeit in Gestalt, Haltung und Gesichtszügen, sondern auch die Sprache schien dieselbe zu sein.

Otto zuckte leicht zusammen. Diese Einleitung mußte wenig Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich geben.

– Du bist der Universalerbe unseres Vaters.

Julian verneigte sich, indem er mit erkünstelter Artigkeit sagte:

– Das Legat, das ich Dir nach dem Testament auszu zahlen habe, steht zu Deiner Verfügung. Ich habe es bei dem Bankier Christian Roland deponirt.

– Auf das Legat hoffe ich nicht.

– Möglich, da Du des väterlichen Erbes nicht bedarfst ... Ich aber muß meine Pflicht erfüllen. Der alte Graf von Ravenstein ist todt und begraben ... erfülle nun auch Du die Verpflichtung, die Du mir gegenüber eingegangen hast.

Julian hatte diese Worte kalt und entschieden gesprochen.

Otto hatte einige Augenblicke schmerzlich vor sich hingelächelt.

– Du meinst also, daß ich nun das Pistol ergreife und mir den Schädel zerschmettere? fragte er ironisch.

– Die Wahl der Todesart bleibt dem überlassen, der dem Andern das Feld zu räumen hat.

– Wenn ich nun der Lust folge, länger zu leben?

– Du wirst als Graf, als Mann von Ehre handeln.

– Und wenn meine Ansichten von Ehre sich nun geändert haben?

– Bah, das ist nicht möglich!

– Aber nehmen wir es an, fragte Otto ruhig.

Julian drehte sein Bärtchen und sagte mit schneidender Stimme:

– So würde ich Dich nicht nur für einen Feigling, sondern auch für einen Schurken halten müssen . . .

– Julian, Julian! fuhr der Bruder auf.

– Dahin wirst Du es nicht kommen lassen . . . dessen bin ich gewiß!

Arnold Bertram legte die Hand auf den Tisch.

– Jetzt, sagte er ernst, ist es Zeit, daß der Vermittler einschreite. Ich bin Offizier und hoffe, daß Niemand an meiner Ehre einen Makel findet. Daß ich, obgleich bürgerlich geboren, von meinen Kameraden geachtet werde, verdanke ich den Grundsätzen, nach denen zu handeln ich gewohnt bin. Auch in vorliegendem Falle sollen mich die bewährten Grundsätze leiten. Und so ermahne ich denn die Männer, die durch die innigsten Bande der Natur an einander geknüpft sind, sich brüderlich die Hände zu reichen und so einen Streit zu beenden, der in leidenschaftlicher Verblendung begonnen hat. Was auch geschehen sein möge, ziehen Sie einen Schleier über die

Vergangenheit, verzeihen Sie einer dem Andern und ehren Sie das Gedächtniß des Vaters, der vor wenigen Tagen mit Kummer in die Grube gefahren, weil es ihm nicht vergönnt war, die Söhne an seinem Sterbebette zu sehen. Dann handeln Sie nicht nur als Brüder, sondern auch als Männer, denn es ist männlich, eine begangene Uebereilung einzusehen und die traurigen Folgen derselben gut zu machen. Die Welt kennt den zwischen Ihnen geschlossenen Pact nicht, dem Sie fälschlich den Namen Duell beilegen . . . sorgen Sie, daß er nie bekannt werde, die Kontrahenten würden der Lächerlichkeit anheimfallen . . . mehr noch: der Ueberlebende würde für ein Ungeheuer gelten, das einen Brudermord auf dem Gewissen hat. Der Arm der weltlichen Gerechtigkeit kann ihn zwar nicht erfassen; aber es gibt einen allwissenden Richter, der das Verbrechen schonungslos bestraft.

Julian brach in Lachen aus.

– Ist das Ihre Vermittelung, Herr Lieutenant?

– Ich könnte Ihnen noch mehr sagen . . .

– Genug, mein Herr! rief Julian. Mit meinem Gewissen gedenke ich fertig zu werden, und was den Punkt der Ehre anbetrifft, so können Sie ihn nicht beurtheilen, da Sie bürgerlicher Abkunft sind.

– Mein Herr! fuhr der bürgerliche Offizier auf.

– Sie sind der Zeuge bei unserem Duell, das ehrlich ausgefochten werden soll . . . nichts weiter! Hoffen Sie nicht auf eine Nachgiebigkeit von meiner Seite . . . Hätte mich das Loos getroffen, ich würde nicht eine Minute anstehen, als Mann von Muth und Ehre mich zu zeigen,

selbst wenn mein Gegner mich davon entbinden wollte, wozu ich übrigens keinem Menschen in der Welt das Recht einräume. Graf Otto von Ravenstein mag wohl seine Gründe haben, die ihn zur Beseitigung des Duells veranlassen . . . Ich frage nicht, was er gethan haben würde, wenn er an meiner Stelle wäre; aber ich will mir die Mühe geben, ihn in einer vertraulichen Unterredung über gewisse Punkte aufzuklären, damit es ihm leichter werde, seiner Pflicht nachzukommen.

Bertram flüsterte dem Freunde zu:

– Gewähre nichts ohne mein Vorwissen!

Dann verließ er das Zimmer, um im Garten auf und abzugehen.

– Wir sind allein, begann Julian, nachdem er das Zifferblatt seiner goldenen Uhr betrachtet hatte. Mir bleibt noch eine halbe Stunde, die ich Dir widmen kann. Die Qualen zu schildern, die Du mir bereitet, wäre ein vergebliches Bemühen, denn sie spotten jeder Beschreibung; ich will nur bemerken, daß Du selbst mich zu dem gemacht, was ich heute bin: Dein Todfeind. Schon als Knabe hast Du unsere Aehnlichkeit benutzt, um leichtsinnige Streiche, die Du verübt, auf mich zu laden, der ich Dir an Klugheit und Witz nachstand. Du benutztest aber auch als Mann die verhängnißvolle Aehnlichkeit, um mir das Theuerste auf der Welt zu rauben, die göttliche Gabriele, an der mein Herz mit tausend Ketten hing. Es war zu spät, als ich dazwischen treten wollte . . . den Funken, den ich in Gabrielen angefacht, hattest Du zur Flamme

angeschürt, die für Dich loderte. Damals war ich verblendet, wahnsinnig, ich wußte nicht, was ich beschließen, was ich thun sollte ... Aber ich ging auf das Duell ein, das Du selbst vorgeschlagen, und glaubte nicht, daß Du zum Aeüßersten schreiten würdest. Die Sohnespflicht fesselte mich an den Vater ... eine schreckliche Angst trieb mich nach der Stadt ... ich kam zur rechten Zeit, um Zeuge Deiner Trauung zu sein. Unterbrich mich nicht, Du kannst sprechen, wenn ich vollendet habe. In einem furchtbaren Zustande irrte ich durch die Stadt ... An dem Schaufenster eines Ladens sah ich das kleine Grabmal; ich kaufte es und ließ es unter die Hochzeitsgeschenke stellen, um Dir an Deinem Freudentage ein *memento mori* zuzurufen. O, ich fand schon eine dienstwillige Person! Das Glück Gabrielen's wollte ich nicht offen zerstören, denn ich liebte sie auch als Opfer Deiner Perfidie noch glühend, als unfreiwilliges Opfer eines tückischen Bruders, das zu beklagen, nicht aber zu hassen und zu verachten war. In meinem Unglücke begünstigte mich dennoch das Glück ... Ich fand eine Rathgeberin, deren Witz Balsam träufelte in mein verwundetes Herz. Wehre Dich mit derselben Waffe, mit der Du angegriffen wirst, rief mir diese kluge Frau zu ... Benutze Deine Aehnlichkeit und räche Dich! Der Gedanke war teuflisch, aber er brachte Labung. Gabriele hat in meinen Armen gelegen, meine Lippen haben die ihrigen geküßt!

Otto schauderte heftig zusammen, eine Leichenblässe bedeckte sein Gesicht.

– Mensch, stöhnte er, das konntest Du?

Julian lächelte teuflisch.

– Zürne der armen Gabriele deßhalb nicht, es ist ihr unbekannt, daß sie statt des Gemahls den ersten Geliebten geküßt hat. Die Dämmerung in der Laube begünstigte die Täuschung, die auszuführen mir Liebe und Haß den Muth gaben! Die Liebe zu der reizenden Frau, der Haß gegen den Zerstörer meines ganzen Lebensglücks. Rechnen wir ab, Bruder, und die Bilanz wird gut ausfallen.

– Gabriele, Gabriele! flüsterte Otto, der am ganzen Körper zitterte. Es ist also doch wahr! Die Warnung, die mir von unbekannter Hand zugekommen, hat nicht gelogen!

Des Bruders Augen glüheten, als er die Wirkung seiner Worte erkannte.

– Zweifelst Du noch? fragte er höhrend. O, ich habe Dich wie ein Geist umschwebt, ich war überall und habe Dein Glück belauscht, das nur von kurzer Dauer sein sollte. Kennst Du die Hand, die Deiner Gabriele den Brautkranz geraubt hat? Es ist die meine, die sich aus den Aesten der Laube herniederstreckte ... der Wahnsinn trieb mich, den gefährlichen Platz einzunehmen ... Ich wollte mich wie ein Tiger auf Dich stürzen ...

– Du bist der Räuber des Brautkranzes?

– Ich bewahre ihn als eine Reliquie auf! Gabriele mag ihn tragen, wenn sie mit mir zum Altare geht. Und sie wird es ... Erfährt sie, daß ich ihr erster Geliebter, der Verdrängte bin, so wird sie nicht säumen, mir die Hand zu reichen.

– Aber auch Du bist schon gebunden ...

– Ich?

– Ja.

– An wen?

– An Adele, die im Hause am Walde lebt.

Julian lächelte.

– Da Du es weißt, will ich nicht leugnen, daß ich in dem Umgange mit Adelen vergebens einen Ersatz suchte ... Ich werde sie durch Geld abfinden, sie mag sich anderweit verheirathen.

Otto verließ seinen Platz.

– Wir sind fertig! sagte er kalt.

Auch der Bruder erhob sich.

– Unser Vater ist todt ... wirst Du jetzt die Bedingungen des Duells erfüllen?

– Des Duells, das ich vorschlagen werde.

– O, die Bedingungen sind bereits festgestellt. Weigerst Du Dich, so mache ich unsere gemeinsame Liebesgeschichte durch die Zeitungen bekannt ...

– Schrecklicher Mensch!

– Nenne mich wie Du willst ... Was ich bin, bin ich durch Dich.

Otto sah schrecklich aus, als er die Worte rief:

– Meinst Du, ich werde sterben, ohne die Schmach zu rächen, die Du mir angethan? Gewiß, ich habe den Muth, das Leben hinzugeben; ich besitze aber auch Ehre, um den meiner Gemahlin zugefügten Schimpf zu strafen. Die Verhältnisse haben sich geändert ... Ehe ich Hand an mich lege, wirst Du Dich mit mir schießen! Falle ich, so

ist das erste Duell überflüssig . . . trifft Dich die Kugel, so sei versichert, daß ich Wort halte.

Er riß die Thür auf und rief den Freund herbei, den er kurz und bündig von der Wandelung der Dinge unterrichtete.

– Ich nehme das Duell an! rief Julian. Meine Kugel trifft jedesmal . . . Aber zögere nicht, es drängt mich, zum Abschluß zu kommen!

– Morgen Abend sechs Uhr.

– Wo?

– Beim Kreuz im Walde. Du kennst doch den Ort, Julian?

– Eine bezeichnende Wahl . . . doch ich nehme sie an. Herr Bertram mag für gute Pistolen sorgen . . . die Länge des eingesunkenen Grabhügels mag die Distance sein . . .

– Wie Du willst; sei pünktlich zur Stelle!

Bertram und der Graf Otto verließen gemeinschaftlich das Kaffeehaus. Julian trat in den Garten hinaus; sein Kopf glühete und seine Pulse schlugen fieberhaft.

– Ich schieße ihn nieder! murmelte er vor sich hin. Dann bin ich gewiß, daß mein Todfeind beseitigt ist. Mit Gabrielen will ich schon fertig werden . . . sie wird wahrscheinlich die Hand dessen annehmen, den sie zuerst geliebt hat . . . Wohlan, meine Kugel soll alle Wirren zerreißen!

Julian fuhr in einem Fiaker nach seiner Wohnung. Die Wittve wartete schon; sie folgte ihm die Stufen der Treppe hinan. Er erzählte Alles.

– Das haben Sie schlecht gemacht! rief Aurelie. Sie hätten auf das erste Duell bestehen müssen.

– Bah, rief Julien, der erschöpft auf dem Sopha lag, durch das erste Duell erhalte ich vermehrte Sicherheit!

– Aber auch Sie können getroffen werden.

– Das fürchte ich nicht, denn mein Bruder ist ein zu schlechter Schütze. Weiche ich aus, so zeige ich mich feig und ehrlos; das Pistolen-Duell muß stattfinden. Ich werde schon für einen glücklichen Ausgang sorgen. Außerdem ist Gabriele schon eines Duells werth. Die Hauptsache aber ist, daß ich mich als Graf zeige, des Vaters würdig, der auf edelmännische Ehre hielt. Es bleibt dabei, verlieren Sie kein Wort!

Die Wittwe schüttelte das Haupt und ließ den Gast allein, der ruhen wollte.

– Mir schon recht, dachte sie; mögen Beide sich erschießen, dann trete ich als Erbin auf. Die albernen Vorurtheile dieser eingefleischten Aristokraten kommen mir zu statten.



Graf Otto von Ravenstein erreichte in düsterer Stimmung seine Villa. Auf die Vorstellungen Arnold Bertrams hatte er nicht hören wollen, er hatte vielmehr das Pistolen-Duell als unvermeidlich erklärt und den Freund gebeten, die nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen. Gabriele empfing den Gemahl in der Veranda; sie wollte den Domestiken das Zerwürfniß geheim halten, das ihr

eheliches Glück zerstörte. Mit schwerem Herzen sah sie das Bemühen Otto's, unbefangen zu erscheinen; sie errieth, daß Unglückliches mit ihm vorgegangen war. Das Mittagsmahl war bald beendet.

– Was gedenkst Du nun zu thun, Otto? fragte sie besorgt.

– Mein Vater ist gestorben . . . ich habe Briefe zu schreiben und Anordnungen zu ertheilen, die sich nicht aufschieben lassen.

Er sah sie bedeutungsvoll an.

– Was soll das? fragte sie verletzt. Bin ich eine schuldige Frau?

– Nein, nein, Gabriele! Deine reine Stirne kann ein Verbrechen nicht bergen, ich mißtraue Dir nicht! Aber gestatte mir, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß wir Beide das Opfer unglücklicher Verhältnisse sind.

– Ich darf kühn behaupten, daß mir die Schuld nicht beizumessen ist.

Der Kammerdiener meldete Fräulein Sabine Roland an.

– Man führe die Dame in mein Zimmer! rief die junge Frau.

Franz entfernte sich, nachdem er sich respektvoll verbeugt hatte.

– Auch das noch! rief Otto bitter.

– Wundere Dich nicht darüber; wer, wie ich, verlassen ist, sucht Schutz bei den nächsten Verwandten. Dem Vater will ich meinen Jammer noch verschweigen, der Tante

aber muß ich das Herz ausschütten. Sabine folgt meiner Einladung, sie kommt nicht aus freiem Antriebe ...

– Und bei ihr willst Du mich anklagen?

– Meine Lage ist unerträglich, ich muß mir Hülfe schaffen.

Gabriele verließ stolz die Veranda.

– Sie hat recht, dachte der Gemahl; ich bin der Schuldige, denn ich habe ihren Besitz durch ein Verbrechen erkaufte, das vom Schicksal hart bestraft wird. Nein, ich kann ferner nicht mit ihr leben ... der Gedanke, ein Anderer hat dieses wunderbar schöne Weib umarmt und geküßt, zerreißt mir das Herz. Warum mußte ich es denn erfahren? Mögen die Dinge ihren Lauf nehmen, ich verachte das Leben und will nicht als Selbstmörder enden. Die Genugthuung wenigstens will ich mir verschaffen, daß ich die Ehre meiner Frau mit den Waffen in der Hand vertheidigt habe. Gabriele soll mich nicht verachten, wohl aber bemitleiden.

Er betrat sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Eine Stunde mochte verflossen sein, als Sabine und Gabriele den Wagen bestiegen, der im Hofe wartete. Die kleine Dame ertheilte dem Kutscher Befehle, dann legte sie sich in die Polster zurück und drückte die Hand der jungen Frau, als ob sie sagen wollte: »Beruhige Dich, es wird noch Alles gut werden!« Der Wagen fuhr rasch dem Forste zu, rollte an dem Häuschen vorüber, das Sabine mit den Worten bezeichnete, »dort hat Adele gewohnt«, und hielt endlich vor dem ersten Hause des Dorfs, das

freundlich unter einer Lindengruppe lag. Ein alter Herr, der gemüthlich aus einer langen Pfeife rauchte, trat aus dem Gitter des Gartens. Er war der Dorfarzt, der Doktor Nordmann, den der Leser in Adelen's Haus kennen gelernt hat. Der Aeskulap half den Damen aussteigen.

– Sind wir ungestört? fragte Sabine vertraulich.

– Außer meiner Frau ist Niemand zugegen. Ich bitte, folgen Sie mir!

Ein sauber eingerichtetes Gemach nahm die Damen auf. Kaum waren sie eingetreten, als die Gattin des Arztes, eine lange hagere Frau, erschien, die mit unterwürfiger Freundlichkeit die kleine verwachsene Dame begrüßte.

– Meine Nichte, sagte Sabine, auf Gabriele deutend. Wir kommen, um das Kind zu sehen, das ich Ihrer Pflege übergeben habe. Es befindet sich doch wohl?

– Munter und wohl, wie der Fisch im Wasser; ich habe die kleine Ottilie so liebgewonnen, als ob sie meine leibliche Tochter wäre.

– Wo ist das Kind?

– In meinem Zimmer. Wenn die Damen mir folgen wollen ...

Die Frau führte die Gäste in ein Stübchen, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Hier wartete ein junges Bauernmädchen ein zartes, überaus schönes Kind, das sauber in weiße Wäsche gekleidet war. Ottilie kannte ihre mütterliche Pflegerin schon, sie streckte die Händchen aus und begann zu jauchzen. Die Gattin des Arztes nahm das Kind und schickte das Mädchen unter einem

Vorwände fort. Nun pries sie die blauen Augen, die schön geformte Nase, die frischen Lippen und die fleischigen Arme.

– Adelen's Kind! flüsterte Sabine. Wir haben es der Armen entführen müssen, die ihm, so stand zu fürchten, im Uebermaasse des Schmerzes hätte ein Leid anthun können.

Der Arzt, der ebenfalls eingetreten war, bestätigte, daß Frau Kron ihrer Sinne nicht mächtig sei; er fügte hinzu, daß er gern die heimliche Entführung des Kindes veranlaßt habe, um es vor den Wuthausbrüchen der beklagenswerthen Mutter zu schützen.

Gabriele starrte das reizende Wesen an.

– Liebe Frau Doktor, sagte Sabine, Sie können sich meiner Dankbarkeit versichert halten. Wie steht es mit der Wäsche des Kindes?

Die Frau lächelte.

– Es ist noch manches zu beschaffen, verehrtes Fräulein.

– So beschaffen Sie. Hier ist eine kleine Summe zur Bestreitung der Kosten.

Sabine legte eine Banknote von hundert Thalern auf den Tisch.

– In dem Kissen, fuhr die Gattin des Arztes fort, fand ich nur ein Batisttuch und ein Mützchen. Hier sind beide Stücke.

Sie überreichte diese Stücke.

Sabine nahm das Batisttuch, prüfte die Zeichnung desselben und überreichte es Gabrielen.

– Ein Zweifel kann nicht mehr obwalten! flüsterte er bleichend die junge Frau ...

Dann verbarg sie das Tuch.

Man brach das Gespräch ab und ging in das Freie. Sabine empfahl dem Arzte die zärtlichste Sorgfalt für das Kind und Verschwiegenheit.

– Ich kenne meine Pflicht, antwortete der Alte: Sie verrichten ein gutes Werk, und ich unterstütze Sie. Das Kind ist bei uns besser aufgehoben, als bei der Mutter, die bis heute Mittag in ihre Wohnung nicht zurückgekehrt war.

Die Damen stiegen in den Wagen, der rasch davonfuhr.

– Frau, sagte der Arzt zu seiner Gattin, die aus dem Hause trat, ich erkenne zwar die Absicht des Fräulein Roland nicht so ganz, denn die kleine Person ist mir stets malitiös vorgekommen; aber ich glaube doch, wir machen kein übles Geschäft ...

– Was kümmert uns die Absicht, lieber Mann! Wir haben das Kind einfach übernommen und thun nun unsere Pflicht. In den vornehmen Familien gehen oft seltsame Dinge vor ... Mit Geld ist Alles zuzudecken. Jeder trägt seine eigene Haut zu Markte, auch Fräulein Roland. Uebrigens wird sie schon wissen, wie sie zu der Mutter des Kindes steht ... wir können diese zufällige Einnahme, die ebensoviel beträgt als Deine Jahrespraxis abwirft, nicht von der Hand weisen. Wir verrichten ein gutes Werk und lassen uns dafür bezahlen. Die uns zur Pflicht gemachte Discretion können wir ohne Gewissensscrupel beobachten ... die vornehme Dame hat Alles zu vertreten.

Es war Abend. Die Domestiken brannten die Kerzen in der Villa an und schlossen das Gitterthor. Da ertönte die Glocke des Grafen. Der Kammerdiener Franz eilte in das Gemach.

- Ist meine Gemahlin zurück?
- Nein, gnädiger Herr.
- Wie spät ist es?
- Neun Uhr.
- Man melde es mir, sobald die Gräfin ankommt.
- Zu Befehl.
- Bringe Licht!

Die Kerzen brannten; der Graf setzte sich und schrieb wieder. Dann versiegelte er die vollbeschriebenen Blätter in ein Paket, das er mit der Adresse versah: ›An die verwittwete Gräfin Gabriele von Ravenstein.‹

– An meine Wittwe! rief er schmerzlich aus. Gestern noch war mir dieser Gedanke gräßlich, heute gewährt er mir Beruhigung. Meine Ehe kann, wie sie sich gestaltet hat, nicht fortdauern; sie ist eine Pein, eine Demüthigung, die Herz und Geist zerreißt. Gelangt auch der Schurkenstreich Julian's nicht zur Kenntniß der Welt, so schmettert er doch mich zu Boden. O, die verhängnißvolle Aehnlichkeit der Zwillingbrüder . . . Wäre ich doch nie geboren! Einer von uns muß sterben . . . Bleiben wir Beide am Leben, sind wir Beide unglücklich . . . So mag denn die Kugel entscheiden!

Er ging auf und ab. Von Zeit zu Zeit trat er an das Fenster, um die frische Nachtluft einzuathmen.

– O, flüsterte er dann, wie schön und friedlich glänzen die Sterne am Himmel, diese wunderbaren Gotteslichter, die ich an Gabrielen's Seite stets mit Wohlgefallen betrachtet habe ... dort stehen sie noch in unwandelbarer Pracht, zeugend von der Majestät und Güte ihres Schöpfers ... Einer gleicht dem andern wie Zwillingbrüder ... aber sie hassen und verderben sich nicht ... die Menschen sind Ungeheuer! Mein Gott, auch ich habe nicht ehrlich gehandelt! Die Leidenschaft trieb mich zu einer Perfidie, deren Folgen gräßlich sind! Fort mit dem Leben, ich gebe es gern hin ... Gabriele wird nur kurze Zeit trauern, denn jene Aufzeichnungen beweisen die Nothwendigkeit meines Todes. O wie klein, wie erbärmlich erscheinen die irdischen Güter dem bekümmerten Gemüthe! Ich gäbe Alles hin, könnte ich die Ruhe des Herzens, das Glück der Liebe retten!

Eine weiche Stimmung bemächtigte sich seiner. Lange stand er am Fenster und starrte in die prachtvolle Nacht hinaus. Er ließ die letzte glückliche Zeit des Lebens an seinem Geiste vorüberziehen ... Als er Julian's gedachte, der mit rauher Hand die zarte Blüthe seiner Liebe zerstörte, schauderte er zusammen.

– Er hat das Recht dazu! flüsterte er.

Die Pendüle schlug zehn Uhr. Immer noch ward die Ankunft der Gräfin nicht gemeldet.

– Sie hat mich verlassen! flüsterte Otto bitter lächelnd. Mag sie im Hinblick auf Adelen mich für schuldig halten, es wird ihr zum Troste reichen! Den schuldbeladenen Mann wird sie leicht vergessen ...

Er brach in helles Lachen aus.

– O mein Gott, ich bin noch großmüthig! Ich nehme Julian's Schuld auf mich!

In qualvoller Angst lauschte er auf jedes Geräusch, das zufällig hier oder dort entstand. Im Grunde der Seele wünschte er, daß Gabriele nicht zurückkehrte; er wollte sich die Pein des letzten Sehens ersparen, wollte nicht schwankend gemacht werden in seinem Vorsatze. Es war ihm lieb, daß sie mit Sabine, seiner Feindin, sich entfernt hatte. In dem Gedanken, verlassen zu sein, fand er einen beruhigenden Vorwand . . . die Zärtlichkeiten seiner Gattin würden ihn jetzt niedergeschmettert haben. Ein leises Klopfen an der Thüre ließ sich hören. Der Graf fuhr auf.

– Sie kommt, sie kommt! flüsterte er, die Liebe treibt sie zurück! Die Liebe zu mir allein? Gräßlicher Gedanke, sie liebt auch meinen Bruder, mein Ebenbild, meinen Doppelgänger! Sie muß es ja, da sie mich liebt!

Er öffnete die Thür.

Die Zofe stand auf der Schwelle.

– Gnädiger Herr!

– Wes willst Du?

– Die Frau Gräfin hat durch einen Boten melden lassen

...

– Was? fuhr Otto auf.

– Daß sie die Nacht im Hause ihres Vaters verbringen werde.

– Nichts weiter?

Henriette, erschreckt vor den wirren Blicken ihres Gebieters, flüsterte kaum vernehmbar:

– Nur das! gnädiger Herr!

– Und warum sagst Du es mir?

– Ich hielt es für Pflicht . . .

– So hast Du Deine Pflicht erfüllt; geh' zu Bett, es ist gut!

Der Graf war wieder allein; er fühlte sich erniedrigt durch das Benehmen der Zofe, die ihm aus Pflichtgefühl, vielleicht auch aus Mitleiden, das Ausbleiben Gabrielen's angekündigt hatte. Einen andern Grund konnte er nicht voraussetzen. Hätte der arme Mann das Lächeln des Mädchens gesehen, das auf Sabinen's Befehl handelte, er würde entsetzt gewesen sein. Dieser Augenblick war einer der widerlichsten seines Lebens.

– Die Zofe kennt meine Lage, dachte er; sie muß sie ja kennen, da sie sich stets in der nächsten Umgebung Gabrielen's befand.

In einen Abgrunds bitterer Gedanken versenkt lag er auf dem Sopha. Die einstürmenden Ereignisse waren der Art, daß er seine persönliche Würde darüber vergaß. Bald wollte er, den Einflüsterungen der Verzweiflung folgend, Deutschland verlassen und unter fremden Menschen eine neue Existenz beginnen, während man ihn hier für todt halten sollte; bald zergliederte er die sonderbaren Zufälle seines Lebens, seine Verheirathung und raffinirte Rache Julian's, die seine angebetete Gattin entweiht hatte. Er mißtraute Allen, selbst Gabrielen, stürmte durch das uferlose Meer der Vermuthungen und Befürchtungen, schwankte zwischen tausend verschiedenen Entschlüssen hin und her, und hielt es endlich für geboten,

entweder als Mann von Ehre zu fallen oder seinen Todfeind zu beseitigen. Die krankhaft irritirte Phantasie gab keinen andern Ausweg zu. Die Zeit verging. Als der Morgen dämmerte lag Otto noch angekleidet auf dem Sopha. Seine Abspannung war vollständig. Er ging in den Garten hinab. Die mitleidigen Blicke der Domestiken ärgerten ihn, diese Art Menschen sollte ihn nur fürchten. Ohne es zu wollen, kam er zu der Laube, die er am Hochzeitsabende ausgesucht hatte. Mit scharfen Blicken prüfte er die Laubumhüllung. Dort oben auf dem starken Aste hatte sich Julian verborgen, während er, der glückliche Gatte, mit der reizenden Gattin gekost. O, es war leicht gewesen, den Brautkranz zu entwenden. Und wie mußte der verdrängte Nebenbuhler gelitten haben! Otto brach in helles Lachen aus.

– Warum habe ich denn einen Zwillingsbruder? rief er. Der Zufall spielt mir einen mörderischen Streich, denn eine Absicht kann in dem Laufe der Dinge nicht liegen. Gott, mein Gott, wenn die Welt erfährt . . . Nein, ich weiche dem Fluche der Lächerlichkeit aus, das Leben ist mir unmöglich geworden.

Der Graf ging in sein Zimmer zurück, wo er den ganzen Vormittag blieb. Gegen elf Uhr überreichte der Kammerdiener einen Brief.

– Wer brachte ihn?

– Ein Bedienter des Herrn Roland.

– Wartet er auf Antwort?

– Nein, er hat sich bereits entfernt.

Auf einen Wink des Grafen entfernte sich der Diener.

In gräßlicher Angst erbrach Otto das Siegel; er fürchtete, Gabriele habe Schritte zur Aussöhnung unternommen. Aber nein, das glänzende Papier enthielt die steifen, harten Züge des Geschäftsmanns.

Roland schrieb:

»Sie haben mein einziges Kind, meine engelgute Gabriele, elend gemacht und vor der Welt kompromittirt. Nach Allem, was vorliegt, ist die Scheidung dringend geboten und Gabriele selbst wünscht sie. Verhandeln Sie mit meinem Rechtsanwalt, der sich in den nächsten Tagen bei Ihnen einfinden und Sie in den Stand setzen wird, früher gegebene Versprechungen zu erfüllen. Ich erkläre mich im Voraus bereit, Ihnen nöthigenfalls ein Aequivalent für gewisse vereitelte Hoffnungen zu zahlen.«

– Der trockene Geschäftsmann! murmelte Otto. Dieser Schlag trifft mich nicht mehr, ich habe abgeschlossen und bin nur noch ein ephemeres Wesen, eine Eintagsfliege, die am Abend vergeht. Mag Gabriele an meine Schuld glauben, es wird dies ihre Trauer mildern. Das getäuschte Vertrauen vergißt leichter als der aufrichtige Schmerz. O, wenn sie doch nie den wahren Zusammenhang erführe!

Es lag eine Großmuth in diesem Entschlusse, die dem Manne zur Ehre gereichte. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob der Graf besser gethan hätte, den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen und die Verhältnisse der Beteiligten klar darzulegen. Die Lösung durch ein Duell war bei ihm zur fixen Idee geworden, und diese zu bekämpfen hatte er weder den Willen noch die Kraft. Alles,

was in der letzten Zeit geschehen, bestärkte ihn, die gefaßte Meinung aufrecht zu erhalten.

Gegen drei Uhr Nachmittags kam Arnold Bertram an; er war erstaunt, den Freund ruhig ergeben vorzufinden.

– Hast Du Julian gesprochen? fragte er gleichgültig.

– Ja; es war dies meine Pflicht als Kartellträger und Zeuge. Der Wahnsinnige ist eines bessern nicht zu belehren.

– Auch ich bleibe bei dem Duelle, das stattfinden muß.

Der Offizier wollte überreden. Nach der Entgegnung überreichte der Graf ihm Rolands Brief.

– Was ist das?

– Meine Frau hat mich schon verlassen . . .

– Unerhört!

– Sie liebt mich nicht mehr, hat mich vielleicht nie geliebt . . .

– Und wenn Du unverletzt bleibst, wie ich hoffe?

– So mag sie erkennen, daß ich ein Mann von Ehre bin.

Falle ich, nun, so ist mein Bruder da . . .

Der Graf biß die Lippen zusammen und ballte die Fäuste.

– Sprechen wir nicht davon, rief er zischend; ich kann das Labyrinth der Verhältnisse nicht noch einmal durchziehen, ohne dem Wahnsinne anheimzufallen.

Er trank hastig ein Glas Wasser.

Arnold Bertram begriff die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen; er schwieg, um den krankhaft erregten Mann ferner nicht zu reizen. Nach langer Pause sagte Otto im Tone der Ueberzeugung:

– Das Zwillingenbrüderpaar der Ravenstein muß auseinandergerissen werden, wenn der Eine oder der Andere leben soll. Ich sehne mich nach der ewigen Ruhe ... vielleicht hat Julian den Muth, allein zu leben.

Eine ähnliche Aeußerung hatte Julian dem Offizier gegenüber gethan. Der Freund schüttelte schmerzlich das Haupt. Er wollte noch einen Vorschlag zum gütlichen Ausgleich machen.

– Sprich weiter nicht! entgegnete kalt der bleiche Graf. Ich gehe, wenn es sein muß, allein zu dem Kreuz im Walde.

Und dabei blieb es.

Mit dem Schlage Fünf fuhr der Wagen vor. Die beiden Männer stiegen ein, nachdem Bertram dem Kutscher das Ziel der Fahrt bezeichnet hatte.

– Schade um den schönen Forst, meinte Otto, als der Wagen zwischen den stattlichen Eichen hinfuhr; die Hand des Spekulanten wird ihn bald vernichten.

– Du könntest ihn erhalten.

– Sabine ist die Besitzerin ...

Otto schauderte leicht zusammen, als er diesen Namen nannte.

Der Wagen hielt.

– Sind wir am Ziele? fragte der Graf.

– Nein. Wir legen den Rest zu Fuß zurück.

– Vorausgesetzt, daß wir nicht zu spät kommen.

Der Graf selbst sah nach seiner Uhr.

– Noch zwanzig Minuten! murmelte er.

Die beiden Männer stiegen aus und schlugen den Fußpfad ein, der sich von dem Hauptweg abzweigte.

Arnold Bertram trug ein elegantes Kästchen, in welchem sich die Pistolen befanden. Keiner von den Freunden sprach ein Wort. Der Graf schritt rüstig aus, als ob er fürchtete, zu spät zu kommen. Endlich zeigte sich rechts der kleine Waldplatz. Julian wartete schon, er saß sinnend auf dem Hügel. Als er die Schritte der Männer hörte, erhob er sich. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem höhrenden Lächeln, indem er den Strohhut abnahm und hinter sich warf. Wenn Bertram gehofft, daß die Brüder sich in den letzten fürchterlichen Augenblicken, die der Katastrophe vorangingen, versöhnt die Hände reichen würden, so hatte er sich getäuscht; Beide betrachteten sich einen Moment mit gehässigen Blicken, ohne zu sprechen. So nur konnte der Wahnsinn hassen oder tiefe Verworfenheit. Der Offizier eröffnete das Kästchen und präsentierte die Waffen.

– Herr Lieutenant, fragte Julian, sind beide Pistolen gleich schußsicher?

– Ich versichere auf meine Ehre, daß ich beide mit gleicher Sorgfalt geladen habe. Ihnen bleibt die Wahl, da Sie allein zur Stelle gekommen sind.

Julian ergriff ein Pistol; Otto nahm das zweite. Nun stellten sich die Duellanten so, daß sie durch die Länge des eingesunkenen Hügel getrennt wurden. Als sie die Hände erhoben, blieb zwischen den Mündungen der glänzenden Läufe kaum eine Distance von drei Fuß. Bertram zählte. Auf das Wort ›Drei‹ krachten zwei Schüsse

zugleich . . . die Brüder taumelten und sanken zu Boden. Es war ein schrecklicher Anblick, als die kräftigen Gestalten zusammenbrachen. Otto seufzte tief und schwer und preßte beide Hände auf die Brust, dann verblieb er regungslos. Julian raffte sich noch einmal empor, dann sank er in das Gras.

Eine entsetzliche Stille folgte den Schüssen. Die Abendsonne schien so mild herab, als ob sie eine freundliche Scene beleuchtete.

Bertram wandte sich zunächst zu Otto; der Freund regte sich nicht, er hatte schon den letzten Athem ausgehaucht, da die Kugel ihm mitten durch das Herz gegangen war; Julian aber erhob sich und schwankte bis zu der nächsten Eiche, unter der er sich auf moosigem Boden niederlegte. In diesem Augenblicke kam der Wundarzt an, den Bertram ohne Wissen der Duellanten bestellt hatte.

– Sie finden Beschäftigung, meinte traurig der Offizier; ich hatte einen andern Ausgang erwartet.

Der Arzt bestätigte den Tod Otto's. Den Bruder des Todten erklärte er für schwer verwundet, legte sofort den ersten Verband an und rieth, den Verwundeten in das nächste Haus zu bringen, da er den Transport zur Stadt nicht werde ertragen können. Die Verlegenheit, die aus diesem Umstande erwuchs, sollte der Förster Hoche beseitigen, der, durch die Schüsse angelockt, den Waldplatz betrat. Bertram verständigte ihn sofort und bat um Hülfe. Richard fragte nicht weiter, als er sah, daß es sich um ein Menschenleben handelte: er bot sein Haus an, das

dem Platze am nächsten lag. Der Wagen, der auf dem Hauptwege hielt, mußte kommen: man legte die Brüder in die weichen Polster desselben. So leise auch die Bewegung war, sie bereitete dem Verwundeten doch gräßliche Schmerzen. Richard war voraus geeilt; als der Wagen ankam, nahm der junge Mann den Verwundeten in Empfang und brachte ihn in sein eigenes Schlafzimmer.

– Pflegen Sie den Grafen Julian von Ravenstein, sagte der Offizier, ich bringe die Leiche des Grafen Otto nach der Villa, und werde, was sonst unter den Umständen nöthig, veranlassen. Für Sie werden keinerlei Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. Das Duell hat in aller Form stattgefunden, genau wie es unter Männern von Ehre Brauch ist.

Die glänzende Equipage fuhr mit der Leiche ab. Der Arzt blieb bei dem Verwundeten zurück.



Am folgenden Morgen kannte Gabriele das Schicksal ihres Gatten. Bertram hatte ihr die Papiere überreicht, die der Verstorbene für sie zurückgelassen. Sein reumüthiges Bekenntniß dessen, was er dem Zwillingsbruder gegenüber verschuldet, die Schilderung seines Gemüthszustandes und die Bitte um Verzeihung stimmten die junge Frau so weich, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. Der Tod hatte nun schon vollzogen, was durch den Ehescheidungs-Prozeß erreicht werden sollte. Dem Bankier theilte Bertram Alles mit, was er selbst über die

traurigen Verhältnisse wußte. Nach seiner Ansicht, die er unverhohlen aussprach, wäre die Ehe des Grafen mit Gabrielen keine glückliche geworden, da die Feindschaft der Brüder unheilvoll darauf einwirkte. Als Roland mit seiner Schwester berieth, sagte Sabine: »Die Heirath war nie nach meinem Sinne; Du wirst jetzt einsehen, daß ich Recht hatte.«

Dann fuhr sie nach der Villa, um die Leiche des im Duell gefallenen Grafen zu sehen, die man im Saale des Erdgeschosses aufgebahrt hatte. Der kostbare Sarg war schon mit Blumen geschmückt, die der Gärtner und die Domestiken gebracht hatten. Neben dem Sarge standen Orangen und exotische Pflanzen, ein einfacher Pomp der dem Tode die natürlichen Schrecken benahm. Das Gesicht des Grafen war unverhüllt; in den schönen bleichen Zügen war noch keine Veränderung vorgegangen, da Otto rasch und fast schmerzlos verschieden war. Seine Hände lagen gekreuzt auf der verhüllten Brust. Es war dies derselbe Saal, in welchem eine glänzende Gesellschaft die Hochzeit des beneideten Paares gefeiert hatte. Wie furchtbar war die Veränderung, die in der kurzen Zeit vorgegangen!

Sabine schickte das Kammermädchen fort, das sie in den Saal begleitet hatte. Nachdem sie dem Sarge näher getreten, betrachtete sie sinnend den Todten.

– Dich hat ein hartes Geschick ereilt, flüsterte sie; und doch bist Du glücklicher als ich es hin. Keine Leidenschaft stört den Frieden in Deiner Brust, mir aber ist eine kummervolle Existenz beschieden, ich muß mit Trauer

und moralischem Elend kämpfen. Und ich hätte so glücklich werden können. Was habe ich denn verbrochen, daß ich als ein verkrüppeltes Wesen mich durch das Leben schleppen und auf die süßen Freuden der Liebe verzichten muß? Die Frauen bemitleiden mich, die Männer spötneln . . . Du, Otto, hast mich sogar beschimpft, indem Du mich öffentlich einen verwachsenen Teufel genannt . . . Du, der einzige Mann, den ich achtete . . . Ach, ich war zu schwach, um Großmuth zu üben, und zu elend, um Dein Glück ruhig zu ertragen . . . Nach dem Tode strebte meine Mißgunst nicht . . .

– Auf Widersehen! flüsterte sie wie eine Wahnwitzige. Dort oben werde ich mich vor Dir verantworten!

Nachdem sie die Thränen getrocknet, schlüpfte sie aus dem Saale.

Draußen traf sie die wartende Zofe.

– Henriette, Du wirst in meine Dienste treten, sobald Du die Villa verlassen kannst. Ich will Dich stets um mich haben . . . Außerdem werde ich mein Versprechen halten, wie Du das Deinige gehalten.

Der Wagen brachte sie nach der Stadt zurück.

– Gut, flüsterte Henriette, ich trete zu Ihnen über, Fräulein! Fast möchte ich Mitleid mit der listigen Person haben, die einen so tragischen Ausgang ihres Ränkespiels, wozu ich die Hand geboten, wohl nicht befürchtet hat. Bah, was kümmert's mich? Das Duell zwischen den Brüdern ist ein unvorhergesehener Zwischenfall! Ich wasche meine Hände in Unschuld und sichere mich für die Zukunft so gut als möglich.

Am dritten Tage bewegte sich ein Leichenzug von der Villa nach dem städtischen Friedhofe. Nur wenige Wagen folgten dem Sarge, da man eine prunkvolle Beerdigung vermeiden wollte. Das Gerücht legte dem Duell mancherlei Gründe unter, das aber wird für glaubhaft gehalten, daß die Zwillingsbrüder sich um das väterliche Erbe gestritten hatten. Der Rang des Todten schloß vor der Hand eine gesetzliche Untersuchung der Angelegenheit aus, zumal da Julian schwer krank darnieder lag. In militärischen Kreisen ward das Duell für strafbar nicht gehalten. Die öffentliche Meinung sprach sich zu Gunsten des Todten aus, während sie den Lebenden als einen leichtsinnigen und überspannten Menschen verurtheilte. Die Wahrheit vermuthete Niemand. Otto ward innig bedauert, man nahm an, daß er den glücklichsten Verhältnissen entrissen sei. Die Familie Roland hütete sich wohl, dieser Annahme zu widersprechen. Gabriele verließ das Haus des Vaters nicht mehr, sie schickte sich zu einer Reise an, die sie einige Zeit nach dem Begräbnisse unternehmen wollte, um in einer andern Umgebung Zerstreung zu suchen. Roland empfing die Beileidsbezeugung und dankte dafür mit ernster Miene. Die junge Wittwe blieb unsichtbar.

Wir führen den Leser noch einmal in das Forsthaus.

Das Krankenbett Julian's stand in dem freundlichen Stübchen des Försters; der Kranke ahnte nicht, daß Adele mit ihm unter einem Dache lebte. Die Operation, durch

die man die Kugel aus dem Körper entfernt hatte, war zwar vorüber, aber der Arzt sprach doch ernste Bedenken aus; er zweifelte an der Genesung des Grafen, der schreckliche Qualen erlitt. Um ihn nicht aufzuregen, hatte man ihm gesagt, daß auch Otto verwundet darnieder liege. Diese Nachricht übte indeß keinen Eindruck auf ihn aus; er beklagte sich nur über die unerträglichen Schmerzen und forderte von dem Arzte einen entscheidenden Ausspruch über seinen Zustand.

– Erklären Sie sich offen, bat er; ich muß an meine letztwilligen Verfügungen denken.

Der Arzt rieth dazu, um, wie er meinte, jeder Eventualität zuvorzukommen.

Am Abend des dritten Tages fragte Julian den Arzt, der stets bei dem Kranken war:

– Nicht wahr, Doktor, ich muß sterben? Die Kugel meines Bruders hat ihr Ziel getroffen?

Der Arzt antwortete durch die in solchen Fällen gewöhnlichen Phrasen.

– Fürchten Sie nicht, daß ich erschrecke, erklärte der Kranke; das Leben gilt mir nichts mehr, ich weiß, daß ich nicht wieder glücklich werden kann. Aber ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen, die mir schwer auf dem Herzen liegt ... lassen Sie mich nicht sterben, ohne daß ich ein schweres Unrecht ausgleiche ... Im Angesichte des Todes kommt der Mensch doch auf Gedanken, die ihn sonst zum Lächeln gereizt haben. Ich bin der Vater eines Kindes, dem ich Anerkennung verschaffen möchte ... die Mutter ist eine bürgerlich Geborene ... der sterbende

Graf wird ihr die Hand reichen . . . Und ich muß sterben, ich fühle es.

– So erfüllen Sie diese Pflicht! rief bewegt der Arzt. Zögern Sie nicht, denn es liegt Gefahr im Verzuge!

Der Kranke verständigte den Arzt über sein Verhältniß zu Adelen; er beschrieb ihm auch die Wohnung der Dame, die er für arm und unglücklich hielt, und bat, man möge die Vorbereitungen zur Trauung treffen. Der Arzt nahm Rücksprache mit dem Förster, und empfahl Eile, da nach seiner Ansicht der Verwundete den nächsten Morgen nicht erleben werde. Auch Frau Hoche ward in das Geheimniß eingeweiht, die Adelen von der Absicht des Kranken unterrichtete, während Richard nach dem nahen Dorfe fuhr, um den Pfarrer zu holen; er zweifelte an der Einwilligung Adelen's nicht, da die Trauung sie zur Gräfin erhob und ihre Ehre wieder herstellte.

Das Abendroth beleuchtete sanft das Stübchen, als Adele, einfach gekleidet, eintrat. Der Arzt hatte geflissentlich den Patienten allein gelassen.

– Ich muß, ich muß! flüsterte sie vor sich hin. Meine Ehre geht mir über Alles! Gott hat das Herz dessen erweicht, der mich grenzenlos elend gemacht.

Julian hörte das Rauschen ihres Kleides.

– Adele! rief er leise.

Sie neigte sich über ihn.

– Ich bin es!

Ein mattes Lächeln verklärte seine bleichen Züge.

– Du findest einen Sterbenden, Adele!

– Hoffe, hoffe, mein Freund!

– Ich kann nicht aus der Welt scheiden, ohne Dich um Verzeihung zu bitten und Dich in die Rechte einzusetzen, deren Du längst hättest froh werden müssen . . . Ich bin nicht Otto, ich bin Julian von Ravenstein . . . den Namen des Bruders, des Zwillingsbruders, verwandte ich, um mich zu rächen . . . frage nicht nach den Gründen . . . Du bleibst als meine Gattin zurück und sorgst für unser Kind . . .

Die sich rasch nahende Schwäche hinderte ihn, weiter zu sprechen. Sein Haupt neigte sich zur Seite.

– Gott im Himmel, bat leise die arme Adele, friste ihm das Leben noch kurze Zeit, daß er das mir gegebene Versprechen zu halten im Stande sei! Du liest in meinem Herzen, Du weißt, daß ich nicht nach Ansehen und Reichthum strebe; aber die Ehre gib mir zurück, das höchste Gut einer Frau!

Sie kniete am Bette nieder und betete.

Als der Kranke regungslos verblieb, rief sie angsterfüllt den Arzt, der sogleich eintrat. Erregen Sie ihn nicht! flüsterte er, nachdem er den Grafen betrachtet hatte. Die Ermattung ist so vollständig, daß wir ihm Ruhe gönnen müssen.

Er reichte dem Kranken eine erfrischende Medizin.

Eine Stunde verfloß unter bangem Harren.

Der Graf rief Adelen.

– Wo bleibt der Pfarrer? fragte er leise.

– Wir erwarten ihn.

– Er darf nicht zu lange bleiben.

– Wie fühlst Du Dich?

– Es wird bald aus sein mit mir.

Adele mußte weinen, als sie das matte Auge des Mannes sah, der ihr so herben Schmerz bereitet hatte. Ach, in diesem Augenblicke empfand sie keinen Groll, sie verzieh dem Grafen Alles. Das Rollen eines Wagens, der im Hofe still hielt, nahm eine schwere Last von der Brust der armen Adele. Der Pfarrer, im Ornate, und der Förster traten ein. Ihnen folgte Frau Hoche, die eiligst das Sonntagskleid angelegt hatte. Richard hatte den Pfarrer unterwegs von Allem unterrichtet: der Seelsorger, ein aufgeklärter und freidenkender Mann, ließ sich die Personen vorstellen, die er kopuliren sollte. Der Förster und der Arzt verbürgten sich für die Identität derselben. Julian schien neue Lebenskraft erhalten zu haben, als er den Pfarrer sah; er antwortete fest und entschieden auf die an ihn gestellten Fragen und bat um Beschleunigung der Ceremonie, die der Geistliche vorzunehmen sich getraute, da er den Bräutigam bei vollem Bewußtsein fand. Nach einer sehr kurzen Ansprache des Pfarrers kniete Adele neben dem Bette nieder . . . das Brautpaar empfing den Segen der Kirche. Adele war so tief ergriffen, daß man sie aus dem Stübchen führen mußte. Julian verlangte die letzten Tröstungen der Religion, die ihm bereitwillig gewährt wurden. Er verschied während der Pfarrer das Gebet sprach. Als Adele den Tod ihres Gemahls vernahm, faltete sie zitternd die Hände und blickte zum Himmel empor.

– Gott sei seiner Seele gnädig! flüsterte sie. Ich hege keinen Groll mehr gegen ihn, ich darf ja das Auge frei

erheben und mich die rechtmäßige Gattin des Grafen von Ravenstein nennen. Ach, hätte ich mein Kind noch, mein liebes, liebes Kind!

Am nächsten Morgen brachte man den todten Duellanten nach dem städtischen Leichenhause, von wo aus er am dritten Tage beerdigt wurde, und zwar an der Seite seines Bruders. Die Beiden, die sich im Leben gehaßt und stets bekämpft hatten, ruheten jetzt friedlich neben einander om Schooße der mütterlichen Erde. Mit ihnen war die männliche Linie der Grafen von Ravenstein ausgestorben; eine Gräfin dieses Names existirte noch, in der Person Adelen's die sich durch den vom Pfarrer ausgestellten Trauschein legitimiren konnte.



Gegen Abend hielt eine Equipage vor dem Forsthause. Richard erschien, um seine Herrin zu empfangen, die in Begleitung eines alten Herrn angekommen. Er führte beide Gäste in das freundliche Zimmer des Erdgeschosses. Der Förster erkannte in dem feingekleideten Herrn den Bettler nicht, den er einst an der Gartenthüre gefunden.

Sabine fragte freundlich:

– Wo ist Adele?

– Bei der Mutter antwortete Richard.

– Kann ich zu ihr gehen?

Richard verneigte sich.

– Unterhalten Sie diesen Herrn, lieber Freund, den ich Ihnen warm empfehle.

Nach diesen Worten rauschte Sabine aus dem Zimmer.

Der alte Herr zog zitternd seine Börse und legte drei Friedrichsd'or auf den Tisch.

– Was soll das? fragte Richard, der von einer Ahnung beschlichen ward, je länger er die Züge des Greises betrachtete.

– Ich zahle ehrlich meine Schuld zurück.

– Sie wären . . .

– Derselbe Bettler, dem Sie ein Ruheplätzchen an Ihrem Garten gönnten. O, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Förster, um so mehr, als Sie auch meiner Tochter ein Obdach gönnten . . .

– Ihrer Tochter?

– Ich bin Georg Kron . . .

– Mein Gott, mein Gott!

Georg reichte dem jungen Manne die Hand.

– Ich komme nicht mehr als Bettler zu Ihnen, sondern mit einem großen Vermögen, das ich meiner Tochter abtrete. Wollen Sie auch mich aufnehmen, daß ich den Lebensabend im Kreise meiner Familie genießen kann?

Thränen erstickten die Stimme des Greises, der schluchzend hinzufügte: »Ich habe viel und lange gelitten! Jetzt lächelt mir noch einmal die Sonne des Glücks . . . Ich habe es wohl verdient!«

Eine peinliche Pause trat ein.

– Ihr Vater, sagte darauf der Alte, war mein Jugendfreund, der brave Zacharias starb viel zu früh für mich . . . unsere Lebenswege trennten sich, aber unsere Herzen blieben vereint . . . Lebte er noch ich würde mich an

seiner Brust ausweinen können ... Nun treffe ich den Sohn ...

Richard drückte dem Greise die Hand.

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet ... Adele trat ein. Laut aufschreiend warf sie sich an die Brust des Vaters ... Erst nach Minuten konnten Vater und Tochter Worte finden, um gegenseitig Erklärungen abzugeben. Frau Hoche stand auf der Schwelle der Thür und weinte. Als Ruhe eingetreten, begrüßte sie den Gast, den Richard ihr als einen Jugendfreund des Vaters vorstellte: er brauchte nur wenig noch hinzuzufügen, da Sabine bereits Aufklärung ertheilt hatte.

– Sind Sie zufrieden? fragte sie, dem Greise näher tretend.

– Ich kann dem Himmel nicht genug danken, der mich so gnädig geführt hat! O, nun sei Alles, Alles vergessen! Hier ist mein Reichthum ... ich übergebe ihn meiner Tochter ...

Er reichte Adelen die alte Briefftasche, die er hervorgezogen hatte; sie enthielt dreimalhunderttausend Thaler in guten Staatspapieren.

Sabine zog den Alten bei Seite.

– Herr Kron, halten Sie jetzt Ihr Wort ... Sie wollten mir gewisse Papiere aushändigen ...

– Ich bedarf dieser Papiere nicht mehr; begleiten Sie mich, ich werde sie holen.

– Wohin wollen Sie?

– Nicht weit von dem Forsthause muß ein Kreuz im Walde stehen . . . Dort habe ich sie verborgen. Führen Sie mich, Herr Förster, ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen.

Alle machten sich auf den Weg. Man kam bald bei dem Kreuze an. Nichts verrieth, daß hier vor einigen Tagen ein Duell stattgefunden, dem zwei Menschenleben zum Opfer gefallen waren.

Der Alte lockerte die Erde auf dem Hügel und holte ein in Leinwand gewickeltes Paket hervor, das er Sabinen überreichte.

– Nehmen Sie den Dank für die Pflege, die Sie meiner Tochter haben angedeihen lassen. Die Ehre des Bankiers Roland, fügte er leise hinzu, bleibt unangetastet.

Zurückgekehrt in das Forsthaus, stellte sich Adele als Gräfin von Ravenstein vor und präsentirte ihren Trauschein. Sabine erröthete zwar, indem sie die Trauungsgeschichte hörte, aber sie stattete doch ihre Glückwünsche ab und drückte der in den Adelstand erhobenen Freundin die Hand. Vater Kron weinte vor Rührung; er umarmte Alle und pries laut die Vorsehung, die ihm am Abend des Lebens noch solche Freude zu Theil werden ließ. Adele stand traurig am Fenster. Das kleine Wesen trat zu ihr und flüsterte:

– Dein Vater hat meinem Bruder einen wichtigen Dienst geleistet, ich vervollständige dafür Dein Glück. Warte noch eine Stunde und alle Deine Thränen sie werden getrocknet sein.

Sie ging und bestieg ihren Wagen. Die Zurückbleibenden besprachen die Ereignisse, so daß ihnen die Zeit

rasch verstoß. Plötzlich trat Sabine wieder ein; ihr folgte eine Magd, die ein Kind trug.

– Otilie! schrie Adele auf.

Sie hatte ihre Tochter erkannt, die sie stürmisch an die Brust drückte.

– Frage mich nicht weiter, flüsterte Sabine, ich habe Dein Kind vor dem Grafen gerettet, der sich seiner zu entledigen suchte.

Dann verschwand das kleine boshafte Wesen, das sich den Anschein einer Retterin in der Noth gab, während es doch die raffinirtesten Intriguen verübt hatte, um das Glück des Mannes zu untergraben, der sie beleidigt hatte.



Schon nach einem Jahre reichte der Förster der verwittweten Gräfin von Ravenstein die Hand und bezog mit ihr die Villa, die Richard um einen mäßigen Preis von dem Bankier kaufte. Gabriele verband sich später mit einem Kaufmann, der als Kompagnon in das Bankhaus trat. Roland war für immer von der Sucht geheilt, sich in adelige Familien einzudrängen, er hatte noch bei guter Zeit erkannt, daß die Solidität des Bürgerthums ein nicht zu unterschätzendes Glück sei.

Sabine nahm ein sehr tragisches Ende; sie verunglückte auf einer Reise bei einem Eisenbahn-Unfalle; man brachte ihre Leiche in die Heimath.

Das gräfliche Vermögen fiel der Wittwe Lobau zu, die sich mit dem Hofrath von Löwenhorst vermählte . . . Adelen's Anstrengungen, für ihr Kind etwas zu erlangen, hatte keinen Erfolg, da Julian durch die Verbindung mit einer bürgerlichen Frau seiner Erbensprüche verlustig geworden. Das Kreuz im Walde sieht man heute noch; Richard Hoche, der allgemein geachtete Landwirth, sorgt dafür, daß das Erinnerungszeichen an dem Orte verbleibe, wo er seine angebetete Gattin kennen und lieben gelernt.